

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2019 · Neue Folge Nr. 58

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2019 · Neue Folge Nr. 58

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv)

Redaktionsbeirat:
Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt,
Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele, Prof. Roland Wolf

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Josef Spinner Großbuchbinderei GmbH, Ottersweier

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaIn/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2020 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e.V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
„Ich will mit Fleyß“. Tenorstimme aus dem Deutschen Liederbuch, Augsburg: Erhard Öglin
1512. Bayerische Staatsbibliothek München, Rar. 27.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Gerd Brinkhus</i> Zum Buchgewerbe in Reutlingen im 15. Jahrhundert	9
<i>Gerhard Hölzle</i> Die Offizin Erhard Öglin – Ein Beitrag zur Geschichte des Augsburger Buchdrucks	25
<i>Nicole Schwindt</i> Erhard Öglin und die Anfänge des deutschen Notendrucks	57
<i>Stefan Knödler</i> „Alles ohne Maaß! im Reutlinger Ton“. Der Reutlinger Volksbuchdruck um 1800	85
<i>Peter Maier unter Mitarbeit von Roland Deigendesch</i> Zwei gotische Retabel auf Schloss Hohenmühlingen: Ursprünglich aus Reutlingen und Kirchentellinsfurt?	117
<i>Daria Stelzer</i> Wilhelm Laage als Porträtist in Reutlingen	127
<i>Bärbel Schwager</i> Die Reutlinger Christuskirche von 1935/36 und ihr Architekt Hannes Mayer	155
<i>Werner W. Köhl</i> Hintergründe der Reutlinger Stadtentwicklung in den Jahren nach 1945 aus der Sicht des Baubürgermeisters	203
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	233
Abkürzungen	268
Autoren und Rezensenten	269
Abbildungsnachweise	271

Buchbesprechungen

- Werner Ströbele: Reutlingen. Der Stadtführer, 2019 (H. A. Gemeinhardt)
- Werner Wunderlich: Mein Reutlingen. Spannende Reutlinger Geschichten, die bisher kaum einer kennt, 2018 (W. Borth)
- Matthias Slunitschek: Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘. Studien zum Frühwerk, Texte aus dem Nachlass, 2017 (S. Knödler)
- Heimat zwischen Demokratie und Diktatur. Fotografien von Walter Kleinfeldt 1920–1945, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, 2018 (J. Krause)
- Wilhelm Laage. „... seine Zeit wird kommen“. Katalog mit Texten von Claudia Schönjahn, Daria Stelzer, Ralf Gottschlich, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus, 2018 (B. Krämer)
- HAP Grieshaber – angewandte Kunst. Porzellan, Keramik, Glas, Textilien, Metall, Gestaltungsvielfalt, hrsg. von Kurt Femppel, 2017 (B. Krämer)
- Spuren und Funde – Winand Victor zum 100. Geburtstag, 2018 (I. Betz-Wischnath)
- Oliver Auge; Martin Göllnitz (Hrsg.): Landesgeschichte an der Schule. Stand und Perspektiven (Landesgeschichte, Bd. 2), 2018 (R. Wolf)
- Anne Christina May: Schwörtage in der Frühen Neuzeit, Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen eines Rituals, 2019 (W. Ströbele)
- Romantiker auf dem Lichtenstein. Lebenswelten Herzog Wilhelms von Urach (1810–1869). Begleitbuch zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, 2018 (S. Knödler)
- Gudrun Litz; Susanne Schenk; Volker Leppin (Hrsg.): Vielstimmige Reformation in den Jahren 1530–1548 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation, Bd. 16), 2018 (U. Bubenheimer)
- Volker Grub: Reichsritter im Lautertal – Die Freiherren Speth von Schülzburg. Ein Streifzug durch die Familiengeschichte. Mit Beiträgen von Manfred Waßner, 2018 (M. Birn)
- Tübingen. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 41, bearb. von Alois Schneider, Sören Frommer und Birgit Kulesa, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, 2018 (C. Morrissey)
- Helmut Eck: Die Tübinger Straßennamen. Vielfach umbenannt. Ein stadtgeographischer Beitrag zur Geschichte und Bedeutung der Tübinger Straßennamen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, Bd. 7), 2017 (H. A. Gemeinhardt)
- Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 53/54 (2017/2018), 2018 (R. Deigendesch)
- Helmut Lorenz; Andreas Zekorn (Hrsg.): Schätze am Wegesrand. Kleindenkmale im Zollernalbkreis (Zollernalbprofile, Reihe B, Bd. 4), 2019 (I. Betz-Wischnath)

Vorwort

Der 58. Band der Reutlinger Geschichtsblätter hat die Buchgeschichte und die Buchkultur in Reutlingen zum Schwerpunkt. Die Thematik erstreckt sich von der spätmittelalterlichen Reichsstadt bis ins 19. Jahrhundert, als Reutlingen zu einem Zentrum des Volksbuchdrucks in Württemberg wurde. Den Einstieg zum „Buchgewerbe in Reutlingen im 15. Jahrhundert“ erarbeitete Gerd Brinkhus im Zuge einer intensiven Beschäftigung mit der Historischen Bibliothek in der Reutlinger Stadtbibliothek. Unter anderem anhand einbandkundlicher Überlegungen beleuchtet der Verfasser das Reutlinger Franziskanerkloster als Stätte der Buchkultur, ein Aspekt, der bislang der Aufmerksamkeit der Forschung weitgehend entging.

Gleich zwei Beiträge befassen sich im Anschluss mit dem in Reutlingen geborenen Drucker Erhard Öglin (um 1475–1520), der mit seinen frühen Musikdrucken in die Annalen der Buchgeschichte eingegangen ist. Aus Anlass seines 500. Todestages haben das städtische Kulturamt und der Geschichtsverein Vorträge und ein Konzert zu diesem innovativen, aber wenig bekannten Reutlinger Kopf veranstaltet. Nun legt die Musikhistorikerin Nicole Schwindt, die *spiritus rectora* des Öglingedenkens in Reutlingen, die Ergebnisse ihrer Forschungen zu den deutschen Notendruckern Öglins vor, der Münchner Germanist Gerhard Hölzle beleuchtet das Gesamtprogramm der Offizin Öglins und leistet damit nicht zuletzt einen Beitrag zur Geschichte des Augsburger Buchdrucks. Passend zu diesem Jahrestag erschien überdies eine Musik-CD des Peñalosa-Ensembles „Das Liederbuch des Erhard Öglin (1512)“, dessen informatives Booklet etliche der Liedtexte aus Öglins Zeit enthält.

Den Abschluss dieses Themenschwerpunkts zur Buchkultur in Reutlingen bildet die erweiterte Schriftfassung des Schiedweckenvortrags von 2019 aus der Feder von Stefan Knödler „*Alles ohne Maaß! im Reutlinger Ton. Der Reutlinger Volksbuchdruck um 1800*“.

Auch die drei folgenden Beiträge widmen sich kunst- und kulturhistorischen Themen. Im Nachgang zur viel beachteten Ausstellung des Heimatmuseums „Figuren des Heils“ über spätgotische Kunst in Reutlingen (2009) teilt Peter Maier seine Überlegungen über Herkunft und Schicksal der schon damals mit der Reichsstadt in Verbindung gebrachten Altarretabel von Schloss Hohemühlingen mit.

2018 widmete das städtische Kunstmuseum im Spendhaus dem Reutlinger Maler und Holzschneider Wilhelm Laage eine große Ausstellung zu dessen 150. Geburtstag (siehe die Buchbesprechung von Barbara Krämer in diesem Band). Daraus entstand nun der Beitrag von Daria Stelzer über den Künstler als Porträtist in Reutlingen, eine schöne Vertiefung des Themas, das nicht zuletzt zu einem kunstaffinen Zirkel der Jahre vor und nach dem Ersten Weltkrieg in Reutlingen führt. Schließlich bringt die Kunsthistorikerin Bärbel Schwager ihren 2019 beim Geschichtsverein gehaltenen Vortrag zur 1935–1936 erbauten Christuskirche zum Abdruck und versucht dabei die Einordnung des Reutlinger Kirchenbaus in das Gesamtwerk des Architekten Hannes Mayer. Daraus ergeben sich nicht nur neue architekturhistorische Erkenntnisse, sondern auch wichtige Einblicke in stadtplanerische Aspekte der Tübinger Vorstadt.

Stadtplanung ist auch das Stichwort für den letzten Beitrag aus der Feder des früheren Reutlinger Baubürgermeisters Professor Werner W. Köhl über Hintergründe der Reutlinger Stadtentwicklung in den Jahren nach 1945, der wiederum auf einen Geschichtsvereinsvortrag zurückgeht und diesen Geschichtsblätterband zum anstehenden 75. Jahrestag des Kriegsendes 1945 in Beziehung setzt.

Besprechungen neuerer orts-, regional- und landeskundlicher Bücher runden den gemeinsam vom Reutlinger Geschichtsverein und dem Stadtarchiv herausgegebenen Band ab.

Reutlingen, im April 2020

Roland Deigendesch

Zum Buchgewerbe in Reutlingen im 15. Jahrhundert

Gerd Brinkhus

Unter dem Titel „Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen“ hat sich Hans Widmann¹ vor mehr als 50 Jahren mit den ersten Reutlinger Druckern befasst und reichlich Material über Michael Greyff, Johannes Otmar und die beiden aus Reutlingen stammenden Drucker Günther und Johannes Zainer zusammengetragen. Wie aber sah es in Reutlingen aus, als sich um 1460 Günther und Johannes Zainer und wenig später Michael Greyff aufmachten, um in Straßburg mehr über das neue Verfahren zur Herstellung von Texten, den Buchdruck, zu erkunden? Die archivalischen Quellen fließen recht spärlich, aber es gibt Hinweise,² dass es schon zu der Zeit in Reutlingen ein gut organisiertes und funktionierendes Buchgewerbe gegeben hat.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts setzte ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel ein, hervorgerufen durch eine stark wachsende Bevölkerung. Die Zahl der Städtegründungen stieg an, die Produktion wurde in vielen Bereichen arbeitsteilig. Handwerk, Gewerbe und die Wissenschaft an den Universitäten blühten auf und in den Städten etablierte sich das Bürgertum als neuer Stand. Städtische Schulen traten in Konkurrenz zu den Klosterschulen und übernahmen die Vermittlung der Fähigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, ohne die Handwerk, Handel und Gewerbe nicht mehr denkbar waren. Das Bildungswesen und in Folge davon auch das Buchgewerbe, die fast ausschließlich in kirchlicher Hand waren, wurden säkular. In den Städten, vornehmlich in den freien Reichsstädten, wuchs ein selbstbewusstes Bürgertum heran, das über die Fähigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens hinaus den Willen zur Bildung und zum Erwerb von Wissen mehr und mehr unabhängig von klerikaler Vermittlung zeigte und dadurch dem handwerklichen Buchgewerbe – Pergament- und Papierherstellung, Buchbinderei und Handschriftenproduktion – den Weg bereitete.³ Auch der Adel, die höfische Gesellschaft

¹ Hans Widmann: Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen, in: RGB NF 4 (1967), S. 7–21.

² Mein besonderer Dank gilt dem Leiter des Stadtarchivs Reutlingen, Herrn Dr. Roland Deigendesch, der mir großzügig Hinweise auf Archivalien, Personen und Schreiber aus seinem „Zettelkasten“ überlassen hat.

³ Mit weiterführender Literatur: Bettina Wagner: Bibliotheken, in: Geschichte der Buchkultur, Bd. 5.1, Graz 2016. S. 63–96, bes. S. 76–79; Christine Beier: Deutschsprachiges Mitteleuropa, in: ebd., Bd. 5.2, Graz 2018. S. 257–259.

wurde Auftraggeber der neu entstehenden Gewerbe, die aber auch in den Klöstern weiterhin betrieben wurden. Erst als sich am Ende des 15. Jahrhunderts der Buchdruck durchsetzte und dann im Zuge der Reformation zahlreiche Klöster aufgelöst wurden, verlor die klösterliche Buchproduktion endgültig an Bedeutung und kam bis auf wenige Ausnahmen zum Erliegen.

Für den Aufbruch der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich war die Einrichtung von städtischen Lateinschulen, die von den in vielen Klöstern bereits existierenden Schulen unabhängig machen sollten. Lehrer an den Lateinschulen waren außer Klerikern Absolventen der neu gegründeten Universitäten. Studenten bildeten gleichzeitig einen wichtigen Abnehmerkreis für das neu entstehende Buchgewerbe, oft waren sie aber auch selbst als Schreiber oder Buchbinder tätig. In Reutlingen gab es, wie in vielen größeren Städten, neben der Lateinschule, die seit 1276 in Urkunden erscheint, auch eine meist als Deutsche Schule bezeichnete städtische Elementarschule. Um 1500 konnten – so die Schätzungen – etwa 5 bis 10 % der Bevölkerung lesen.

Schreiber und Handschriften aus Reutlingen

In einer 1457 angefertigten Handschrift des „Praeceptorium divinae legis“⁴ des Dominikaners Johannes Nider (um 1380–1438) nennt sich als Schreiber Ludwig Rapp aus Reutlingen, Rektor der Deutschen Schule. „Finitus est liber iste per me Ludwicum Rappen de Rütlingen rectorem scholarum Theutonicarum anno domini Milesimo quadringentesimo quinquagesimo septimo in vigilia pasce.“⁵ Als Lehrer einer Elementarschule könnte Rapp dem niederen Klerus angehört haben. Nicht selten ging die Funktion als Lehrer mit der eines professionellen Schreibers einher.⁶

Das Franziskanerkloster⁷ Reutlingen stand in enger Verbindung zum Tübinger Franziskanerkloster und dürfte für das Buchgewerbe in Reutlingen große Bedeutung gehabt haben. Auch der Zwiefalter Klosterhof in Reutlingen hat in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle gespielt. Das im 11. und 12. Jahrhundert blühende Skriptorium des Klosters Zwiefalten verlor gegen Ende des Jahrhunderts an Bedeutung, der allmähliche Niedergang „setzte sich

⁴ WLB Stuttgart, Cod. theol. et phil. 2° 199. Die Beschreibung der Handschrift online unter www.manuscripta-mediaevalia.de (Handschriftendokument 31915765).

⁵ Ebd., S. 309vb.

⁶ Vgl. etwa Felicitas Schmieder: Ländliche Elementarschulbildung für Laien im Mittelalter, in: Regionale Aspekte des frühen Schulwesens, hrsg. von Ulrich Andermann und Kurt Andermann, Tübingen 2000, S. 9–28, S. 26 f.

⁷ Johannes Gatz: Die franziskanischen Niederlassungen in Pfullingen–Reutlingen. Franziskaner–Klarissen–Terziarinnen, in: *Alemannia Franciscana Antiqua* 17 (1972), S. 128–168; Daniel Gotzen: Reutlingen. Franziskaner, in: *Württembergisches Klosterbuch*, hrsg. von Wolfgang Zimmermann und Nicole Priesching, Ostfildern 2003, S. 395–396.



Das Areal des einstigen Franziskanerklosters mit dem Kanzleiplatz, um 1880.

im 13. und 14. Jahrhundert fort. Es wurden natürlich auch in jener Zeit Bücher abgeschrieben und in die Bibliothek eingereiht, sie entstanden aber nicht mehr im kloster eigenen Skriptorium, sondern wurden bei externen Schreibern in Auftrag gegeben. Aus dem 14. Jahrhundert sind einige Schreibernamen bekannt: „Fr. Conrad Consul, Kirchrektor (Pfarrer) in Stetten unter Holnstein (1333), Fr. Conrad Will von Reutlingen (1369), Johannes Stübler (1393), Fr. Lenhard (1400) und Heinrich Undinger (1400), alle von Reutlingen. [...] Damit bahnt sich eine Entwicklung an, die im 15. Jahrhundert fast zur Regel wurde: Man ließ Klosterfremde schreiben.“⁸

1442 vollendete Heinrich Undinger aus Reutlingen eine Sammlung „Sermones de tempore“.⁹ Der Band befand sich zusammen mit einer etwas später

⁸ Heribert Hummel: Eine Zwiefalter Bibliotheksgeschichte, in: 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten, hrsg. von Hermann Josef Pretsch, Ulm 1990, S. 108 f. Karl Löffler: Die Handschriften des Klosters Zwiefalten, Linz 1931, hat auf den S. 111–112 eine Liste der Schreiber zusammengestellt, die für die Klosterbibliothek geschrieben haben.

⁹ WLB Stuttgart, Cod. theol. et phil. 2° 170 (www.manuscripta-madaevalia.de, Handschriftendokument 31915543), fol. 143r: „Expliciunt sermones de tempore finiti anno domini m° cccc° xlii° feria quinta post ephiphaniam [!] [...] per me Hainricum Vndinger de Rütlingen.“ Undinger wurde im Frühjahr 1443 an der Universität Heidelberg immatrikuliert, wo er 1444 Baccalaureus artium wurde, vgl. Gustav Toepke (Hrsg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg, 1. Teil: Von 1386–1553, Heidelberg 1884, S. 237.

entstandenen Sammlung von Predigten des Nikolaus von Dinkelsbühl¹⁰ in der Folgezeit in der Bibliothek des Klosters Zwiefalten.

Von einem Scholaren Stephan Bußler aus Heidenheim wurde 1447 in Reutlingen ein Donatkommentar zur *Ars minor* und ein Kompendium zu dem Werk des römischen Grammatikers Aelius Donatus geschrieben.¹¹

Interessant ist auch die Stuttgarter Handschrift Cod. theol. et phil. 2° 196¹², die 1434 von Johannes Veterschaft aus Vaihingen geschrieben wurde. Für den schlichten Einband mit rotem Lederüberzug¹³ wurden Teile einer 1384 in Reutlingen ausgefertigten Urkunde verwendet, ein Hinweis darauf, dass mindestens der Einband in Reutlingen hergestellt wurde. Die Handschrift findet sich ebenfalls in der Bibliothek des Klosters Zwiefalten.

In Reutlingen existiert von einer ursprünglich drei Bände umfassenden Bibel, die 1449 vollendet wurde (Historische Stadtbibliothek, Hs. 3), nur noch der erste Band. Die 341 Pergamentblätter sind in einen nur mit Streicheisenlinien verzierten Holzdeckelband gebunden, als Spiegel wurden verworfene Blätter des Textes verwendet, was darauf hinweist, dass die Bibel an ihrem Entstehungsort gebunden wurde. Die Bibel war zur Auslage auf einem Lesepult mit einer Kette versehen und dürfte wohl im Franziskanerkloster Reutlingen für das Kloster angefertigt worden sein. Im letzten Drittel (um 1470) des 15. Jahrhunderts wurde die Papierhandschrift mit Kommentaren des Augustinus Triumphus¹⁴ in einer gleichmäßigen Bastarda eines geübten Schreibers geschrieben, vor allem aus inhaltlichen Gründen gehört diese Handschrift wohl in die Bibliothek der Franziskaner. Auch diese Handschrift war ursprünglich mit einem schlichten Einband versehen, hatte aber Beschläge auf den Holzdeckeln, die darauf hinweisen, dass die Handschrift für den Gebrauch auf einem Lesepult vorgesehen war.

Mit dem Verkauf des Franziskanerklosters 1535 ist auch dessen Bibliothek an die Stadt Reutlingen gekommen und die für nützlich erachteten Bücher sind nach und nach dem Bestand der Prädikaturbibliothek¹⁵ und nach 1553

¹⁰ WLB Stuttgart, Cod. theol. et phil. 2° 180 (www.manuscripta-medaevalia.de, Handschriftendokument 31915610).

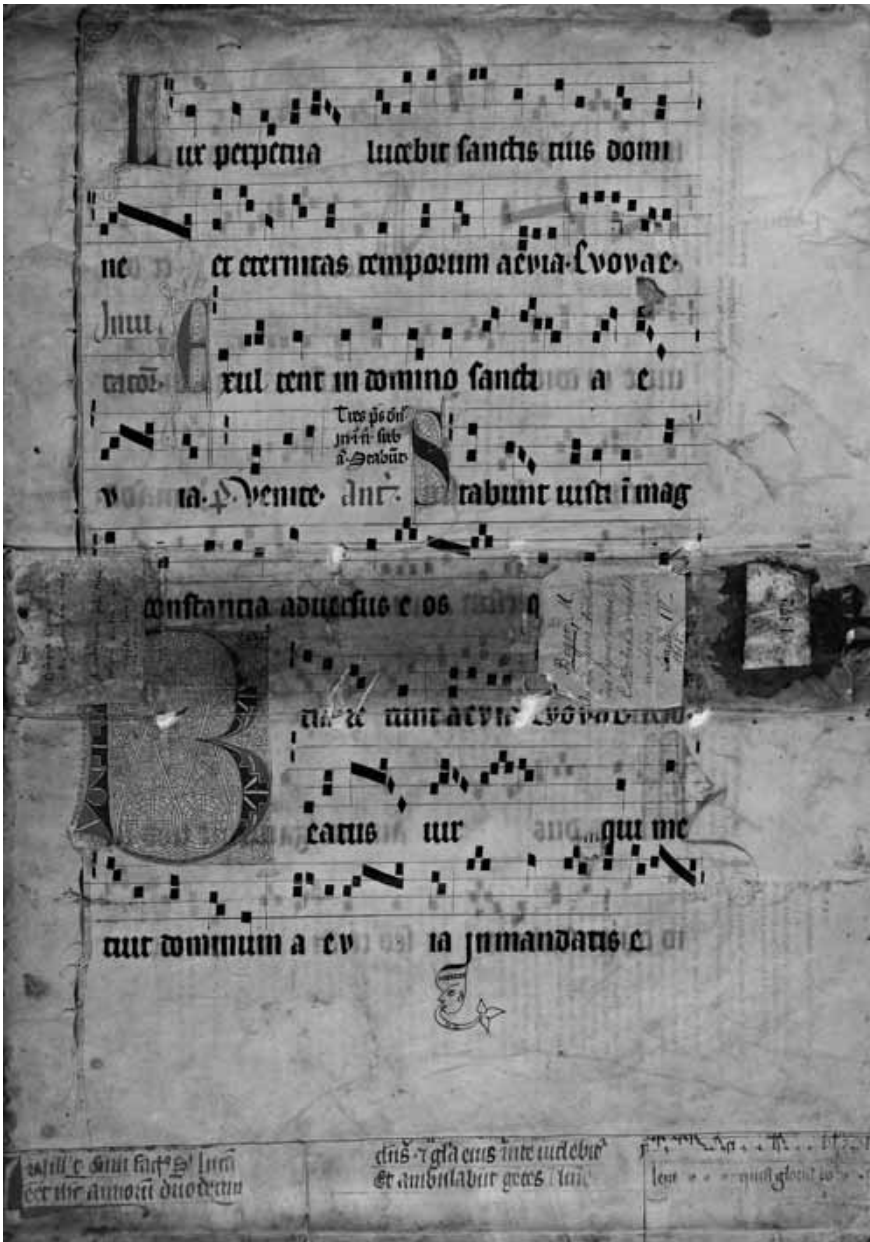
¹¹ WLB Stuttgart, Cod. poet. et phil. 4° 46, vgl. Codices poetici et philologici, beschrieben von Wolfgang Irtenkauf und Ingeborg Krekler (Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Reihe 1, Bd. 2), Wiesbaden 1981, S. 115 : „[...] per me Stephanum Buszler de Haydenhan tunc temporis scholaris Rüttlingensis anno domini milesimo CCCC° XLVII.“ Diese Handschrift findet sich später in der Bibliothek des Klosters Zwiefalten.

¹² Vgl. www.manuscripta-medaevalia.de, Handschriftendokument 31915736.

¹³ Zum Einband s. u. das Kap. „Reutlinger Einbandwerkstätten“.

¹⁴ Stadtbibliothek Rt., Historische Bibliothek, Hs. 2.

¹⁵ Ein Inventar der Prädikaturbibliothek vom 18. Februar 1553 ist im Hauptstaatsarchiv Stuttgart erhalten (HStA Stuttgart B 201 Bü 22, online zugänglich unter www.reutlinger-reformationsakten.findbuch.net), abgedruckt in: Julius Rauscher: Die Prädikaturen in Württemberg vor der Reformation. Ein Beitrag zur Predigt- und Pfründengeschichte am Ausgang des Mittelalters, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 2 (1908),



Fragment eines Antiphonale vom Ende des 14. Jahrhunderts. Um 1615 als Umschlag für die Hs. 8 der Historischen Stadtbibliothek verwendet (aus der Bibliothek Mathäus Begers).

der „Bibliotheca Publica“ einverleibt worden. Die Verwertung, d. h. die Makulierung der nicht mehr benötigten, vor allem liturgischen Werke auf Pergament wird zum Beispiel an Archivalien des Stadtarchivs sichtbar, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit Pergamentumschlägen versehen wurden.¹⁶ Anfang des 17. Jahrhunderts hat Matthäus Beger Bücher für seine Privatbibliothek binden lassen. Drei seiner Handschriften hatten Umschläge aus Blättern des zweiten beziehungsweise dritten Bandes der genannten Bibel, bei anderen Handschriften und Drucken fanden Blätter aus liturgischen Werken Verwendung.¹⁷ Es handelt sich wahrscheinlich um die auf Pergament geschriebenen liturgischen Handschriften aus dem Franziskanerkloster, die den Reutlinger Buchbindern zur Wiederverwendung überlassen wurden.

Genauer untersucht werden muss noch, ob das Missale WLB Stuttgart, HB XVII 21¹⁸, das mit der Bibliothek des Klosters Zwiefalten in die Stuttgarter Hofbibliothek gelangte, nicht nur einen in Reutlingen entstandenen Einband¹⁹ trägt, sondern auch in Reutlingen geschrieben wurde. Der Schreiber, Verfasser des Musterbuchs Bayerische Staatsbibliothek, Cod. icon. 420, Stefan Schriber, ist 1470 in Steuerakten aus Urach nachgewiesen, er war dort für Graf Eberhard im Bart tätig. Bordüren und Initialformen seines Musterbuchs weisen große Ähnlichkeiten mit den Illuminierungen des Missale auf. Wo hat Stephan Schriber seine Schreibertätigkeit (aus)geübt, ehe er in die Dienste Eberhards trat? In Reutlingen stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zweifellos eine gute Infrastruktur für Schreiber zur Verfügung. Die Bereitstellung einer größeren Menge von Schreibpergament dürfte in einer Stadt wie Reutlingen, die im 15. und 16. Jahrhundert für ihre Gerbereiprodukte einen guten Ruf genoss,²⁰ kein Problem gewesen sein. Die Pergamenter gehörten zur Gerberzunft. Auch wenn keine archivalischen Belege vorliegen, dürfte

S. 206–208. Als Nachtrag ist dort die 1562 erworbene Ausgabe Martin Luther: Opera, Jena 1556–1558, aufgeführt, die auf der Innenseite der Vorderdeckel den Eintrag: „Bibliotheca publica“ trägt, Stadtbibliothek Rt., Historische Bibliothek, FD 102.

¹⁶ Eine Zusammenstellung von Einbandfragmenten aus dem Stadtarchiv und der Historischen Stadtbibliothek befindet sich im Stadtarchiv im Bestand S 201. Eine Auswahl ist veröffentlicht: Anette Löffler: „Das unscheinbare Kleid alter Bücher“. Die Sondersammlung abgelöster Bucheinbände im Reutlinger Stadtarchiv, in: RGB NF 32 (1993), S. 9–90.

¹⁷ Stadtbibliothek Rt., Historische Bibliothek, Hs. 16, 21, 22.

¹⁸ www.manuscripta-mediaevalia.de, Handschriftendokument 31904968. S.a. Regina Cermann: Stephan Schriber und der Uracher Hof samt Neuinterpretation der Palme Graf Eberhards im Bart, in: Stadt, Schloss und Residenz Urach. Neue Forschungen, Regensburg 2014, S. 53–83, hier: S. 53.

¹⁹ Die Stempel wurden in der Reutlinger Werkstatt „Hirsch achteckig“ (EBDB w002472) verwendet. S. u., Kapitel „Reutlinger Einbandwerkstätten“.

²⁰ Ludwig Grempp, Syndikus der Stadt Straßburg und Besitzer einer großen Privatbibliothek, bittet 1544 den Reutlinger Geistlichen Bartholomäus Bauer, gegerbte Schweinshäute an seinen Buchbinder in Straßburg zu schicken. Siehe Silke Schöttle; Gerd Brinkhus: Überlegungen zur Rekonstruktion der Bibliothek des Ludwig Grempp von Freudenstein, in: Die Universität Tübingen zwischen Scholastik und Humanismus, hrsg. von Sönke Lorenz u. a. (Tü-

Pergament in Reutlingen ausreichend zur Verfügung gestanden haben. Papier wurde aus Ravensburg oder Regensburg²¹ bezogen, bevor in Reutlingen um 1470 eine eigene Papiermühle ihre Arbeit aufnahm.²² Auch die Zutaten für die Tinten- und Farbenherstellung dürften in Reutlingen wegen der guten Handelsverbindungen leicht beschaffbar gewesen sein.

Die Handschrift Cod. theol. et phil. 2° 184,²³ eine Papierhandschrift mit den „24 Alten“ des Otto von Passau, als deren Entstehungsort Zwiefalten mit Recht verworfen²⁴ wird, könnte ebenfalls in Reutlingen entstanden sein, vor allem wenn sich weitere Zuweisungen z. B. von Zwiefaltener Handschriften an Schreiber mit Bezug zu Reutlingen verifizieren lassen.²⁵

Genauer betrachten müsste man auch noch die Umstände, unter denen die Handschrift von Bertholds Zeitglöcklein²⁶ entstanden ist, die fünf direkt aufgebrauchte, qualitätvolle Federzeichnungen als Vorzeichnungen für die Holzschnitte bzw. drei eingeklebte plumpe Nachzeichnungen nach der Reutlinger Zeitglöcklein-Ausgabe²⁷ enthält. Handelt es sich um eine Vorlage für den Druck? Sicher ist wohl, dass die Handschrift mit dem Reisser der Holzschnitte, die für die Zeitglöcklein-Ausgabe von Greyff verwendet wurden, in enger Verbindung zu sehen ist. Möglicherweise ist diese Handschrift ein Indiz dafür, dass in Reutlingen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts neben Schreibern und einer Schreibwerkstatt auch Reißer und Holzschneider für „Briefdrucker“²⁸ arbeiteten, die später auch für den Drucker Greyff tätig wurden, aber auch die Handschriftentradition fortzusetzen suchten.²⁹

binger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 20), Tübingen 2012, S. 398. Der Buchbinder und Buchführer trägt den Namen Christoff Ryedlinger (Riedlinger), das ist: Reutlinger.

²¹ Dies lässt sich anhand der Wasserzeichen der verwendeten Papiere feststellen.

²² Lore Sporhan-Krempel: Vier Jahrhunderte Papiermacherei in Reutlingen, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 13 (1973) S. 231–256; zuletzt Erwin Frauenknecht: Spurensuche in Papier. Reutlinger Papiermühlen und ihre Wasserzeichen, in: RGB NF 53 (2014), S. 65–83.

²³ www.manuscripta-medaevalia.de (Handschriftendokument 31906722).

²⁴ Vgl. die Handschriftenbeschreibung in Anm. 23.

²⁵ Das wären Schriftvergleiche von Fragmenten mit erhaltenen Zwiefalter Handschriften, vgl. die Schreiberliste bei K. Löffler (wie Anm. 8).

²⁶ Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Germ. oct. 703. Auf diese Handschrift wurde ich durch Regina Cermann aufmerksam, die dem Stadtarchiv Reutlingen Informationen zu dieser Handschrift mitgeteilt hat. Eine ausführliche Beschreibung dieser Handschrift in: Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters. Bd. 5.1. 43 (Gebetbücher A–F), bearb. von Regina Cermann, München 2014, S. 98–102.

²⁷ Inkunabel GW 4170. Reutlingen: Michael Greyff um 1494.

²⁸ Wolfgang Schmitz: Briefdrucker (Briefmaler) Lexikon des gesamten Buchwesens (im Folgenden: LGB), Bd. 1, S. 546.

²⁹ Severin Corsten: Der frühe Buchdruck und die Stadt, in: Studien zum Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil. Hist. Klasse 3 Nr. 137), Göttingen 1983, S. 29 f.

Reutlingens Beitrag zur Verbreitung des Buchdrucks

Gehörten Günther und Johannes Zainer diesen Kreisen an, bevor sie sich um 1460 auf den Weg nach Straßburg machten, um dort bei Johannes Mentelin³⁰ die Geheimnisse der neuen Kunst des *artificialiter scribendi* zu erkunden? Die beiden Reutlinger³¹ sind in den 1460er Jahren in Straßburg nachweisbar, wurden 1463 bzw. 1465 Straßburger Bürger und traten in die Maler- und Goldschmiedezunft ein. Vermutlich haben sie in der 1458/59 neu eingerichteten Druckerei Johann Mentelins gearbeitet und das Druckerhandwerk erlernt. Es ist anzunehmen, dass sie bereits über berufliche Fertigkeiten und Erfahrungen verfügten, die für die Mitarbeit an den Druckprojekten Mentelins von großem Nutzen waren, anders wäre ihr rascher Aufstieg ins Straßburger Bürgertum und die Aufnahme in die Maler- und Goldschmiedezunft kaum zu erklären. Sie erwarben gründliche Kenntnisse der neuen Druckkunst und Günther Zainer konnte sich bereits 1467 in Augsburg als Drucker niederlassen. Sein Bruder (?) Johannes folgte ihm nach Augsburg, siedelte dann aber 1472 nach Ulm über, wo ihm der Ulmer Stadtarzt Heinrich Steinhöwel durch finanzielle Unterstützung die Gründung einer eigenen Druckerei ermöglichte. Auch Michael Greyff,³² zwischen 1445 und 1450 in Reutlingen geboren, machte sich etwas später als die beiden Zainer nach Straßburg auf, um das Druckhandwerk zu erlernen. Spätestens 1474 kehrte Greyff nach Reutlingen zurück und richtete eine eigene Offizin ein, für die er Typen Georg Reysers³³ mitbrachte, bei dem er vermutlich auch das Drucken gelernt hat. Mit den Kalenderdrucken hat Greyff wohl im Anfang seiner Tätigkeit die Tradition der Briefdrucker/Briefmaler fortgesetzt, Auftragsdrucke³⁴ und kleinere Drucke sorgten für Einkünfte, die dann die Herausgabe umfangreicherer Werke ermöglichte. Die große Anzahl von homiletischen Schriften, die Greyff veröffentlicht hat, lässt vermuten, dass Greyff auch Unterstützung aus dem Franziskanerkloster bekommen hat.

Die Tätigkeit Greyffs bewirkte eine Neuorientierung des Buchgewerbes in Reutlingen. Um 1470 beginnt eine Papiermühle in Reutlingen zu arbeiten.³⁵ Die Bucheinbände werden durch Stempelschmuck attraktiver gemacht, der Buchhandel durch Buchführer und Buchbinder intensiviert. Um 1481 richtet

³⁰ Hartmut Harthausen: Mentelin, Johannes, in: LGB Bd. 5, S. 145.

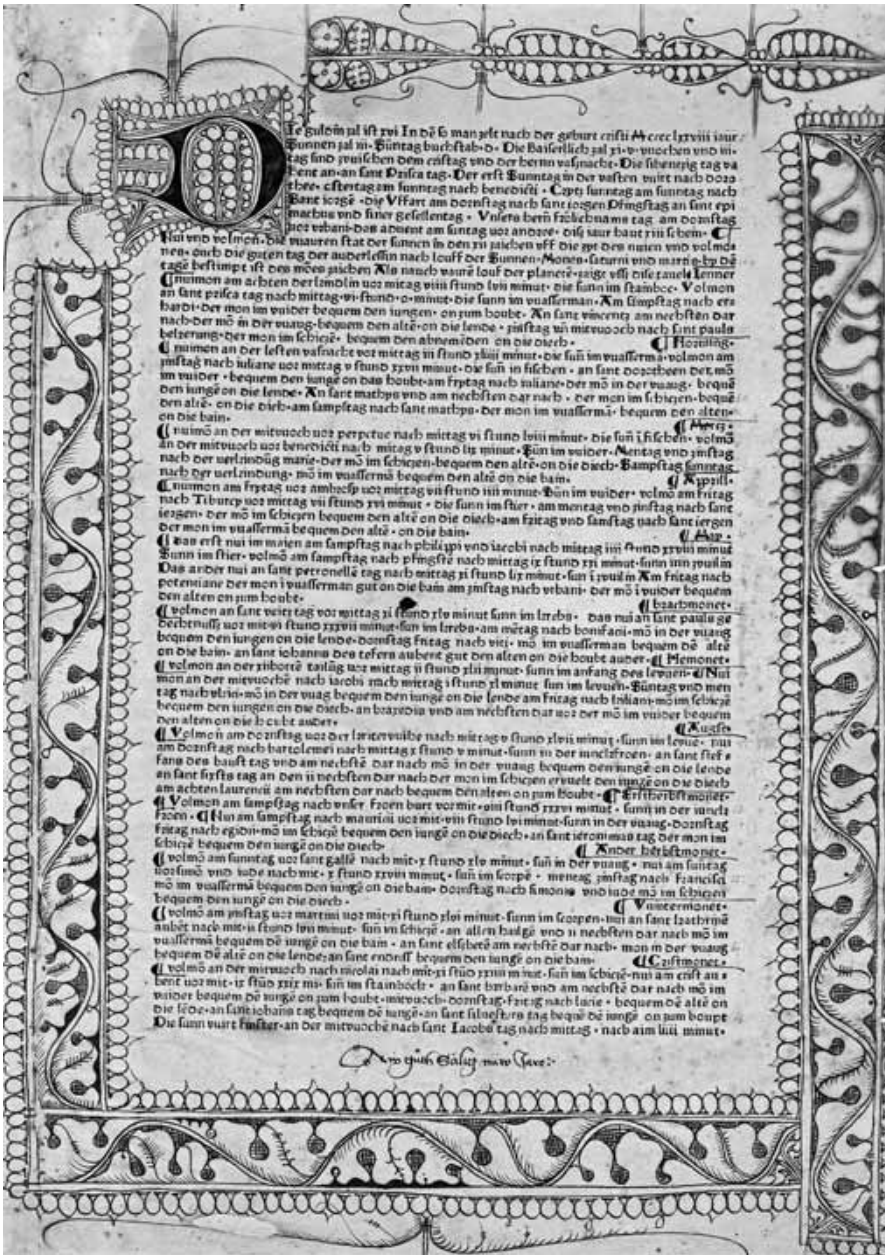
³¹ In einer Urkunde (StadtA Rt., A 2 U 984; RUB I Nr. 937, S. 561) von 1396 wird ein Müller Heinz Zainer als Hausbesitzer aufgeführt, ein erster urkundlicher Nachweis der Familie Zainer in Reutlingen. Vgl. auch Peter Amelung: Der Frühdruck im deutschen Südwesten 1473–1500, Stuttgart 1979, S. 15–32.

³² Peter Amelung: Greyff, Michael, in: LGB Bd. 3, S. 253.

³³ Severin Corsten: Reyser, Georg, in: LGB Bd. 6, S. 294.

³⁴ Z. B. GW 9174: Almanach auf das Jahr 1478 (s. Abb. S. 17); GW 9174: Brief Graf Eberhards von Württemberg an Herzog Sigmund von Österreich (1476).

³⁵ Wie Anm. 22.



Almanach auf das Jahr 1478, [Reutlingen: Michael Greyff um 1478].

Johannes Otmar in Reutlingen eine zweite Offizin ein. Er brachte bereits 1482 eine reich illustrierte deutschsprachige Ausgabe vom „Heiligenleben“ des Jacobus de Voragine (GW M11412) heraus. Ein finanziell sehr aufwendiges Unterfangen, bei dem Otmar von Conrad Schlafer unterstützt wurde, einem Finanzier, von dem außer dem Namen bisher nichts bekannt ist. In einem Druck von 1488 bezeichnet sich Otmar als *civis Rutlingensis*. Er druckte „neben Hilfsmitteln für Geistliche vor allem Schulbücher und Literatur für den Universitätsgebrauch im nahegelegenen Tübingen“,³⁶ wohin er 1497 auch seine Offizin verlegte.

Reutlinger Einbandwerkstätten

Ebenso wie die Drucker bei nicht firmierten Drucken anhand der verwendeten Typen identifiziert werden können, ist es möglich, Bucheinbände auf Grund der für die Verzierung des Einbandes verwendeten Stempel bestimmten Werkstätten zuzuweisen. Die Namen der Buchbinder sind nur selten bekannt, deswegen bezeichnet man die anonymen Werkstätten mit Notnamen, die in der Einbanddatenbank³⁷ abrufbar sind.

Peter Amelung hat in dem 1976 veröffentlichten Inkunabelkatalog der Stadtbibliothek Reutlingen³⁸ anhand der Einbände dieses Bestandes eine erste Zusammenstellung von Reutlinger Buchbinderwerkstätten des 15. Jahrhunderts versucht, die er anhand der auf dem Einbandleder verwendeten Prägestempel identifiziert hat. Bereits 1927 hatte Adolf Schmidt³⁹ auf eine Reihe von Einbänden in der Stadtbibliothek Reutlingen hingewiesen, die ohne Stempelschmuck nur durch Streicheisenlinien verziert sind und wegen der Verwendung von Druckmakulatur Michaels Greyffs in der Nähe zu dieser Offizin entstanden sein müssen. Diese Einbandgruppe hat bei unterschiedlichen Deckelformen⁴⁰ auf dem Einbandleder ein von Streicheisenlinien gebildetes Rautenmuster, das in der Tradition der Klostereinbände steht.⁴¹ Von der Gestaltung her ähnliche Einbände finden sich auch um Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek, die aus der Bibliothek des Klosters Zwiefalten stammen und zum Teil mit rot eingefärbtem Leder überzogen

³⁶ Peter Amelung: Otmar, Johann, in: LGB Bd. 5, S. 484.

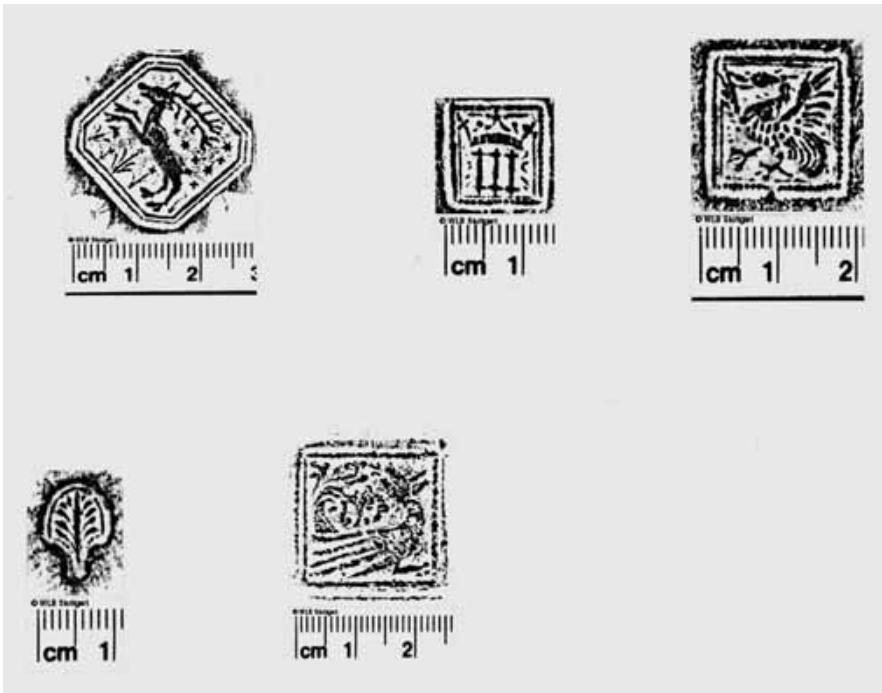
³⁷ Im Folgenden abgekürzt EBDB, vgl. Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Einbanddatenbank: <https://www.hist-einband.de>.

³⁸ Peter Amelung: Katalog der Inkunabeln der Stadtbücherei Reutlingen, Reutlingen 1976, S. 66.

³⁹ Adolf Schmidt: Technische Beiträge zur Inkunabelkunde, in: Gutenberg-Jahrbuch 1927, S. 20.

⁴⁰ Gerade Deckelkanten, rundum geschrägte Deckelkanten und gebuchtete Deckel. Siehe den Art. „Kanten“ in: LGB, Bd. 4, S. 151.

⁴¹ Ilse Schunke: Einführung in die Einbandbestimmung, Dresden 1978, S. 15.



Durchreibungen von Einbandstempeln (jeweils die Namen gebenden Stempel) Reutlinger Buchbinderwerkstätten (von links oben nach rechts unten):

- 1 Hirsch achteckig (EBDB 002 472; s016973)
- 2 M mit Krone (EBDB w000022; s001168)
- 3 Schwan (EBDB w002892; 023059)
- 4 Fächer (EBDB w003119; 0203301)
- 5 Wundervogel (EBDB w003075; s024815).

sind. Die zehn in der Stadtbibliothek Reutlingen erhaltenen Einbände mit diesem Dekor enthalten Drucke, die in der Zeit von 1463 bis 1478 gedruckt wurden. Drei dieser Drucke stammen aus Straßburg⁴², zwei aus Reutlingen (Greyff)⁴³, zwei aus Esslingen (Fyner)⁴⁴ je einer aus Ulm, Nürnberg und Speyer.⁴⁵ Diese Einbände sind wohl im Franziskanerkloster hergestellt worden. Ein weiterer Druck aus der Straßburger Offizin Johannes Mentelins (Stadtbibl. Inc. 114) ist mit Stempeln der Reutlinger Werkstatt „Hirsch achteckig“ (EBDB w002472) versehen und stellt den Übergang zur größten

⁴² Stadtbibliothek Rt., Historische Bibliothek, Inc. 6, 23 und 3.

⁴³ Ebd., Inc. 33 und 134.

⁴⁴ Ebd., Inc. 24 und 2.

⁴⁵ Ebd., Inc. 37, 133 und 121.

Gruppe Reutlinger Einbände in der Historischen Stadtbibliothek dar. Insgesamt gehören zu dieser Gruppe 19 Einbände, Amelung hatte vier dieser Bände⁴⁶ einer besonderen Gruppe zugeteilt. Diese Absonderung lässt sich aber nicht (mehr) begründen, nachdem die Einbanddatenbank⁴⁷ über die Reutlinger Bestände hinausreichendes Material nachweist. Auffällig ist allerdings, dass auf diesen vier zwischen 1479 und 1483 entstandenen Bänden nur sieben Stempel der insgesamt 27 Stempel verwendet werden. Ursprünglich hatte Ernst Kyriß diese Werkstatt mit dem Notnamen „Zwiefalten Missale Meister“ versehen, weil er in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart das Missale HB XVII 21⁴⁸ vorgefunden hat, das mit der Bibliothek des Klosters Zwiefaltens nach Stuttgart gelangt ist. Die Reutlinger Einbände waren ihm nicht bekannt. Die Werkstatt „Hirsch achteckig“ arbeitete von 1476 bis 1510 und ist wohl im Umfeld des Reutlinger Franziskanerklosters zu suchen.

Von etwa 1475 bis 1492 ist die Werkstatt „M mit Krone II“ (EBDB w000022) in Reutlingen⁴⁹ tätig, von der in INKA⁵⁰ 22 Bände nachgewiesen sind. Nur sechs von diesen Bänden sind in der Historischen Stadtbibliothek Reutlingen, vier gehörten zum Domkapitel Konstanz, zwei den Zisterziensern in Salem.⁵¹ Zwei persönliche Provenienzen sind interessant: Der Druck GW 9815 wurde vom Tübinger Juristen Johannes Lupfdich⁵² erworben, der Druck GW M41240 gehörte nach einem Besitzeintrag von 1501 Johannes von Karpfen (Hans Wirtemberger) einem natürlichen Sohn Eberhards im Barte.⁵³ Die unterschiedlichen Provenienzen zusammen mit den breit gestreuten Druckorten⁵⁴ legen die Vermutung nahe, dass diese Werkstatt wohl einem Buchführer zuzuordnen ist, der in Reutlingen tätig war. Der Beginn dieser Werkstatt fällt zeitlich eng zusammen mit der Rückkehr Michael Greyffs⁵⁵ nach Reutlingen.

⁴⁶ Ebd., Inc. 127, 118, 124 und 132.

⁴⁷ Wie Anm. 37.

⁴⁸ Vgl. Anm. 18.

⁴⁹ P. Amelung, Katalog (wie Anm. 38), Gruppe 2.

⁵⁰ Inkunabelkatalog deutscher Bibliotheken: www.inka.uni-tuebingen.de.

⁵¹ Das Kloster Salem hatte in Reutlingen einen Klosterhof, vgl. Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997, S. 340.

⁵² Lupfdich stammte aus Weingarten und schenkte 1519 seine Bibliothek dem dortigen Benediktinerkloster, darunter WLB Stuttgart, Inc. fol. 6990 (HB,2). Er war 1477 Professor in Tübingen und 1489 bis 1490 Dekan der Artistenfakultät, schließlich 1495 Rektor der Universität.

⁵³ 1483 in Tübingen immatrikuliert. WLB Stuttgart, Inc. 14 591.

⁵⁴ Venedig (5), Basel (4), Reutlingen, Straßburg (je 3), Speyer (2), Urach, Treviso, Mailand, Rom (je 1).

⁵⁵ P. Amelung setzt den Beginn der Tätigkeit Greyffs in Reutlingen um 1474 an, vgl. LGB Bd. 3, S. 253.

Die von Peter Amelung als Gruppe 3 bezeichnete Werkstatt „Schwan“ (EBDB w002892) war laut Einbanddatenbank von etwa 1477 bis 1517 aktiv. Von den über INKA abrufbaren 32 Einbänden dieser Werkstatt sind zehn Einbände, die Drucke mit Erscheinungsjahren 1477 bis 1480 enthalten, in der Historischen Stadtbibliothek überliefert, sie stammen wahrscheinlich aus dem Franziskanerkloster. Ein weiterer Band dieses Zeitraums⁵⁶ aus der Bibliothek des Klosters Zwiefalten ist jetzt in der Württembergischen Landesbibliothek. Weitere sechs Bände mit Drucken aus den Jahren 1483 bis 1488 finden sich in der Bibliothek Konrad Hagers,⁵⁷ der ab 1529 Kanoniker im Chorherrenstift St. Moriz in Ehingen (Rottenburg) war. Hager war 1494 in Leipzig immatrikuliert, kam wahrscheinlich 1496 nach Tübingen⁵⁸/Rottenburg und war von 1512 bis 1529 Pfarrer in Renningen. Hager hat Ende des 15. Jahrhunderts fünfzehn Bände für seine Bibliothek mit Drucken von 1485 bis 1499 in Tübingen von Johannes Zoll (EBDB w000021) binden lassen. Vermutlich hat Hager, als er Ende des Jahrhunderts aus Leipzig nach Tübingen und Rottenburg kam, Drucke, die er aus Leipzig mitgebracht hatte, binden lassen, aber auch neue, bereits gebundene Drucke erworben. Die für Hager gefertigten Einbände der Werkstatt Schwan enthalten nur Drucke aus Straßburg und Basel (1483 bis 1488), bei denen es sich wohl um Neuerwerbungen Hagers handelt, was entweder auf eine enge Beziehung zwischen Reutlingen und Tübingen schließen lässt oder auch einen Umzug der Werkstatt von Reutlingen nach Tübingen bedeuten könnte.

Mit dem Namen „Fächer I“ (EBDB w003119) ist eine Einbandgruppe versehen, die von etwa 1479 bis 1501 in Reutlingen gearbeitet hat und von Peter Amelung als Gruppe 5 bezeichnet ist. Zwei Einbände dieser Werkstatt sind in der Historischen Stadtbibliothek erhalten, drei weitere Einbände mit Drucken aus der Offizin Greyff besitzt die Württembergische Landesbibliothek.

Von 1468 bis 1476 hat in Augsburg die Werkstatt „Wundervogel“ (EBDB w001512) gearbeitet. Ab 1483 bis etwa 1496 tauchen Stempel dieser Werkstatt auf in Reutlingen gefertigten Einbänden auf, darunter der markante Stempel „Wundervogel“ (EBDB s012996) identisch mit (EBDB s024815) der Werkstatt „Wundervogel II a“ (EBDB w003075). Die zwei Bände der „Summa praedicantium“ des Johannes Bromyard (Basel 1484)⁵⁹ sind in Reutlingen unter Verwendung von Makulatur aus der Offizin Michael Greyffs⁶⁰ und zwei Exemplaren eines Einblattdrucks von Johannes Otmar gebunden wor-

⁵⁶ WLB Stuttgart, Inc. fol. 6510.

⁵⁷ Gerd Brinkhus: Die Bücherstiftung Konrad Hagers für die Universität Tübingen im Jahre 1539, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 14 (1980), S. 1–109.

⁵⁸ 1496 ist in Tübingen ein Conrad Haiger de Landshut immatrikuliert.

⁵⁹ Stadtbibliothek Rt., Historische Bibliothek, Inc. 7 und 8 (GW M13114).

⁶⁰ Probedruck, Bl. 266 von GW 7419.



Einband aus der Werkstatt „Hirsch achteckig“ (EBDB w002472). Historische Stadtbibliothek, Inc. 123. Eine Fehlstelle im Leder auf dem Vorderdeckel wurde durch Annähen eines Flickens vor dem Einletern ergänzt. Dies ist wohl ein Hinweis darauf, dass dieser Einband für das Franziskanerkloster hergestellt wurde.

den. Eine Inkunabel der Württembergischen Landesbibliothek⁶¹ hat keinen direkten Bezug zu Reutlingen, sie trägt aber den Besitzvermerk *Christophori Bideri*. Die Werkstatt „Wundervogel II a“ (EBDB w003075)⁶² ist wohl nicht dauerhaft in Reutlingen tätig gewesen, sie ist eher einem Wanderbuchbinder oder Buchführer, vielleicht auch dem Christoph Binder zuzuweisen.

Ein wichtiger Zweig des Buchgewerbes sind die Buchbinder, die häufig mit Druckern zusammenarbeiteten oder ihr Gewerbe auch auf den Vertrieb der Bücher ausgeweitet hatten und als Buchführer arbeiteten, indem sie auf den Messen in Frankfurt und Leipzig ungebundene Rohexemplare oder Rohbogen⁶³ von Druckern verschiedener Offizinen erwarben und diese dann mit einem Einband versehen an ihre regionalen Abnehmer verkauften. In Reutlingen sind, kurz nachdem Michael Greyff aus Straßburg nach Reutlingen zurückgekehrt war, vier Buchbinderwerkstätten tätig, die anhand der von ihnen verwendeten Werkzeuge identifiziert werden können. Es sind die Werkstätten „Hirsch achteckig“ (EBDB w002472), „M mit Krone II“ (EBDB w000022), „Schwan“ (EBDB w002892) und „Fächer I“ (EBDB w003119). Zeitweise ist auch die Werkstatt „Wundervogel II a“ (EBDB w003075) in Reutlingen tätig gewesen, die ihren Ursprung wahrscheinlich in Augsburg hatte. Über die Tätigkeit von Buchführern/Buchhändlern in Reutlingen ist bisher wenig bekannt. Der in Tübingen tätige Buchhändler und Verleger Friedrich Meynberger⁶⁴ hat bei seinen Geschäftsbeziehungen zum Speyrer Druckherren und Großverleger Peter Drach die Dienste des Fuhrmanns Hagen von Reutlingen⁶⁵ in Anspruch genommen, dabei ist auch die Versorgung Reutlinger Buchkäufer wohl eingeschlossen.

Auch wenn es für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts kaum archivalische Quellen zum Buchgewerbe in Reutlingen gibt, lassen sich aus „Überresten“ Hinweise gewinnen, die auf recht aktive buchgewerbliche Tätigkeiten in Reutlingen schließen lassen. Das Franziskanerkloster und die über den Zwiefalter Klosterhof wohl guten Verbindungen zur Reichsabtei der Benediktiner in Zwiefalten haben zu diesen Aktivitäten beigetragen. Handelsverbindungen (Straßburg, Frankfurt, Augsburg, Ulm) waren die Grundlage für die gute Entwicklung der Stadt und sorgten für aktuelle Informationen über Entwicklungen im Buchgewerbe. Um zu einem schärferen Bild von den Verhältnissen des Buchgewerbes in der ersten Jahrhunderthälfte zu kommen, sind noch gründlichere Untersuchungen zu den Schreibern und Fragmenten, Buchbindern, Buchführern/Buchhändlern im untersuchten Zeitraum nötig. Es scheint sich

⁶¹ WLB Stuttgart, Inc. fol. 1249–1.Tab, Straßburg 1496 (GW 2192).

⁶² Bei Amelung (wie Anm. 38) ist diese Werkstatt als Gruppe 7 bezeichnet.

⁶³ LGB Bd. 6, S. 341.

⁶⁴ Peter Amelung: Meynberger, Friedrich, in: LGB Bd. 5, S. 173; Hans Widmann: Tübingen als Verlagsstadt. Tübingen 1971, S. 17.

⁶⁵ P. Amelung, Katalog (wie Anm. 38), S. 12.

aber abzuzeichnen, dass Reutlingens Rolle im Buchwesen und Buchgewerbe in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bisher nur unzureichend wahrgenommen und erforscht ist.

Die Offizin Erhard Öglin – Ein Beitrag zur Geschichte des Augsburger Buchdrucks

Gerhard Hölzle

Der Tod des Buchdruckers Erhard Öglin vor 500 Jahren – sehr wahrscheinlich Ende 1520/Anfang 1521 in Augsburg – bietet Gelegenheit, den gebürtigen Reutlinger und seine Offizin näher vorzustellen. Im Mittelpunkt soll dabei sein Druck-Œuvre stehen, das insoweit beschrieben wird, als es für die Druckerei als technisch-wirtschaftliche Unternehmung und für Öglin als Drucker und Bürger Augsburgs zum Tragen kommt.

Johannes Gutenberg verändert die Welt

Der Buchdruck mittels eines Stempels (Patrise), der in einer Hohlform (Matrize) identische Einzelbuchstaben (Lettern) prägt, ist Johannes Gutenberg (ca. 1400–1468) zu verdanken.¹ Diese Erfindung war eine technische Revolution insofern, als die ohne Vorbild erfundene Gießform ein bis dahin unbekanntes, völlig gleichmäßiges Setzen des Textes ermöglichte. Dank der aus Blei oder einer Bleilegierung gegossenen Lettern, die beliebig zusammengesetzt, für einen neuen Druck zerlegt oder – falls nötig – ersetzt werden konnten, war das Drucken in weitaus größerer Stückzahl als bisher möglich. Der zweite Teil der Erfindung betraf die Druckerpresse, in welche die Satzform gehoben und mit Druckerwärze eingefärbt wurde. Danach wurde ein Papierbogen unter hohem Druck auf die eingeschwärzte Satzform gepresst. Zwischen dem Druck der Vorder-(Schöndruck) und Rückseite (Widerdruck) wurde der Papierbogen zum Trocknen aufgehängt.

Mit der Gutenbergerfindung verließ das neue Medium die bisherige lateinisch geprägte Welt der Kirche und der universitären Gelehrsamkeit in Richtung städtischer Bürgerkultur, die sie mit ihren neuen Informationsträgern Flugschrift und Einblattdruck veränderte.² Die Flugschrift besteht aus weni-

¹ Vgl. Friedrich Adolf Schmidt-Künsemüller: Gutenbergs Schritt in die Technik, in: Der gegenwärtige Stand der Gutenberg-Forschung, hrsg. von Hans Widmann, Stuttgart 1972, S. 122–147, bes. S. 130–134. Vgl. auch Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, München 1991, S. 11–41.

² Vgl. im Folgenden Abschnitt Herbert Walz: Deutsche Literatur der Reformationszeit (Germanistische Einführung in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse der Disziplinen und Teilgebiete, Bd. 6), Darmstadt 1988, S. 62–67; Johannes Schwitalla: Deutsche Flugschriften 1460–1525 (Germanistische Linguistik, Bd. 45), Tübingen 1983, S. 14.

gen Druckseiten, die meist in deutscher oder lateinischer Sprache aktuelle Ereignisse oder historische Stoffe behandeln und im Durchschnitt mit nicht weniger als 100 und nicht mehr als 1000 Stück pro Druckgang aufgelegt wurden.³ Bekannte Autoren erzielten weit höhere Auflagen. Überhaupt avancierten die neuen Medien zur Massensliteratur, die auf Lesekundige bzw. Hörer, die sich von Lesekundigen vorlesen ließen, massiv einwirkte. Wie konnte das geschehen?

Buchführer, die als Handelsvertreter in ihrem Warensortiment auch Bücher führten, verbreiteten die in der Regel kleinformatigen und nicht von vornherein gebundenen Flugschriften. Augsburgs weitreichende Verbindungen im Reich, mit der Wirtschaftsgroßmacht Italien und zu Kaiser Maximilian I., der die reiche Fugger- und Welsersstadt nicht nur um der Zurschaustellung staatlicher Gewalt willen oft besuchte, machten sich Buchführer zunutze für die Verbreitung der Drucke, deren Verkauf am Herstellungsort allein die hohen Investitionen für eine Offizin nicht wettmachen konnte.⁴ Die Buchführer, aber auch Gelehrte und Prediger, berieten den Druckerverleger nicht nur bei der Literatúrauswahl für seine Offizin, sondern lasen auch analphabetischen Zuhörern Flugschriften vor und übersetzten sie ggf. aus einer Fremdsprache – meist aus dem Lateinischen. Leserwünsche wiederum hintertrugen sie dem Druckerverleger.⁵

Damit die neuen Medien in hoher Auflage massenhaft rezipiert werden konnten, war neben ihrer weiten Verbreitung zunächst aber ein gelehrter Verfasser nötig, der es verstand, den Inhalt der/s Flugschrift/-blattes in deutscher Sprache so zu beschreiben, dass er für jeden Lesekundigen und Hörer verständlich war. Mit anderen Worten: Erst der Gebrauch der deutschen Sprache machte die neuen Medien zu einer Massensliteratur, die auf vor allem im städtischen Bürgertum angesiedelte Lesekundige und Hörer (die literarische Öffentlichkeit) großen Einfluss ausübte, zu der sich vor Gutenberg mehr oder weniger nur der esoterische Kreis Lateinkundiger zählen konnte.

Nicht wenige Flugschriften erschienen ohne Autorenangabe. Das anonyme oder pseudonyme Erscheinen einer Flugschrift ist nur teilweise als Vorsichtsmaßnahme vor Strafverfolgung zu werten, die anonyme/pseudonyme Schrift konnte in der Leser-/Hörerschaft größere Wirkung erzielen, wenn sie nicht als persönliches Anliegen eines genannten Verfassers autorisiert, sondern ihr

³ Vgl. Bernd Moeller: Art. Flugschriften der Reformationszeit, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 11, S. 240–246, hier: S. 242. Zur Auflagenhöhe vgl. Falk Eisermann: Auflagenhöhen von Einblattgedrucken im 15. und frühen 16. Jahrhundert, in: Einblattgedrucke des 15. und 16. Jahrhunderts, hrsg. von Volker Honemann u. a., Tübingen 2000, S. 143–177, hier: S. 145.

⁴ Zu den Einritten Kaiser Maximilians in Augsburg vgl. Christoph Böhm: Die Reichsstadt Augsburg und Kaiser Maximilian I. (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 36), Sigmaringen 1998, S. 174–192.

⁵ Vgl. Gisela Ecker: Einblattgedrucke von den Anfängen bis 1555, München 1977, S. 64.

Inhalt ein allgemeines Anliegen betraf, als dessen Sprachrohr sich der Anonymus/das Pseudonym verstand.

Augsburg – idealer Standort für die neue Branche

Auch wenn die geniale Erfindung aus Mainz und damit Drucke als Informationsträger für die große, illiterate Mehrheit der Bevölkerung keine Bedeutung hatte, verbreitete sie sich rasch in Europa. Bereits 1468 kam sie mit dem gebürtigen Reutlinger Drucker Günter Zainer (gestorben 1478) nach Augsburg, wo bis 1500 über 800 Wiegendrucke entstanden.⁶ In dieser Zeit der Frühdrucke entstand das Verlagswesen, das herstellendes Druckgewerbe und vertreibenden Buchhandel noch unter einem Dach vereinigte. Zainer und seine Nachfolger gingen also dem Beruf des Druckerverlegers nach, d. h., sie arbeiteten nicht als beauftragte Lohndrucker, sondern auf eigenes Risiko an Druckaufträgen aller Art und ließen ihre Drucke über Buchführer (s. o.) vertreiben.

Eine Voraussetzung für eine Risikominimierung war die Ansiedlung der Offizin in einer Stadt. Hier waren „Gewerbe und Handel, Wohlstand und Kultur, Kunst und Bildung“ zu Hause.⁷ Zwischen Stadt und Land, wo 70 bis 80 % der Bevölkerung lebte, herrschte deshalb ein steiles Bildungsgefälle;⁸ die in der Stadt produzierten Bücher kursierten fast ausschließlich am Ort ihrer Herstellung oder in anderen Städten.⁹ Augsburg bot jungen Druckunternehmern günstige Standortbedingungen:¹⁰

Die schwäbische Metropole beherbergte mit Peter von Schaumberg (1388–1469) und Johann II. von Werdenberg (ca. 1430–1486) in der Früh-

⁶ Vgl. Karl d’Ester: Augsburg als Druckerstadt, in: Augsburg – Die Stadt und unser Werk, hrsg. von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG, Augsburg 1960, S. 51–69, hier: S. 58. Vgl. auch Josef Bellot: Art. „Augsburg“, in: Lexikon des gesamten Buchwesens, Bd. 1, hrsg. von Severin Corsten u. a. Stuttgart ³1987, S. 170–175, bes. S. 173 f. Reutlingen selber wurde erst 1478 Druckerstadt, vgl. Ferdinand Geldner: Inkunabelkunde (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens, Bd. 5), Wiesbaden 1978, S. 36. Peter Amelung: Schwäbische Drucker und Verleger. Der Buchdruck in den schwäbischen Kernlanden vom 15. bis 18. Jahrhundert, in: Schwabenspiegel, hrsg. von Ulrich Gaier u. a. Ulm 2003, S. 508–551 widmet auf den S. 522–524 Reutlingen einen Abschnitt.

⁷ Bernd Moeller: Aus der Lutherforschung (Gerda-Henkel-Vorlesung), Opladen 1983, S. 10.

⁸ Vgl. Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 1, München ³1999, S. 14.

⁹ Ebd., S. 12 und 18.

¹⁰ Für diesen Absatz ansonsten vgl. Severin Corsten: Der frühe Buchdruck und die Stadt, in: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Bd. 137), hrsg. von Bernd Moeller u. a., Göttingen 1983, S. 9–32 und Josef Bellot: Augsburg – Portrait einer Druckerstadt, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 17 (1970), S. 247–264.

druckphase weitsichtige Bischöfe, die das junge Druckgewerbe dauerhaft bezuschussten, weil ihnen die Reform liturgischer Bücher – vor allem Missalien und Breviere – ein Anliegen war. Mit der Überwachung einer Druckauflage waren sie in der Lage, den gesamten Klerus mit sorgfältig redigierten und vor allem identischen Texten in den offiziellen Liturgien zu versorgen. Die gegenseitige Gewinnsituation erstreckte sich auch auf die Auflagenhöhe, die dem Drucker die genaue Kalkulation des Stückpreises erlaubte – den die kirchliche Behörde (hoffentlich) akzeptierte. Holte sich der kirchliche Auftraggeber mehrere Angebote ein, konnte ein ruinöser Wettbewerb zwischen konkurrierenden Druckern, die nicht gewillt waren zusammenzuarbeiten, einsetzen. Gerade zur Bewältigung von Großaufträgen war es klug, sich nicht als scharfe Konkurrenten zu betrachten, sondern gemeinsam das Druckprojekt zu verlegen.

Auch die Konzentration von Offizinen in einem Stadtviertel war eine Art der synergetischen Zusammenarbeit, wusste der Kunde doch, wo seine Nachfrage nach Büchern am raschesten auf ein räumlich konzentriertes Angebot traf. So errichteten Druckerverleger wie z. B. Philipp Ulhart d. Ä. (um 1500–1567) Offizinen im Steuerbezirk Katharinengasse.¹¹ Die Augsburger Steuerbücher notierten das Steueraufkommen einer Offizin dann, wenn diese tatsächlich Steuern entrichtet hatte.¹² Die meisten Drucker führten aber nur die sog. Habnit-Steuer ab, d. h. sie besaßen keine Vermögenswerte, sondern verdienten nur ein Arbeitseinkommen, das sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit ca. 120 Pfennigen steuerpflichtig machte.¹³

Auch über die schwierige Anfangsphase hinaus waren Investitionen in die Offizin immer mit der Frage verknüpft, ob und wann sich die Vorfinanzierung einer Produktion – das ist das Wesen des Verlags – durch den Absatz amortisiert. Deshalb war die richtige Wahl des Druckvorhabens eine weitere Voraussetzung für den Erfolg. Garanten für guten Absatz waren vor allem Texte, die sich bereits im Mittelalter bewährt hatten.¹⁴ Bei Öglin – dies im Vorgriff – ist davon aber so gut wie nichts zu finden. In der Phase der Frühreformation aber veränderten sich die Lesegewohnheiten: Jetzt wurde den

¹¹ Vgl. Josef Benzing: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 12), Wiesbaden 1982, S. 17; Christoph Reske: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 51), Wiesbaden 2007, S. 26–35.

¹² Vgl. StadtA Augsburg, Reichsstadt Steuerbücher, zitiert nach Hans-Jörg Künast: „Getruckt zu Augsburg“: Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1468–1555 (Studia Augustana, Bd. 8), Tübingen 1997, S. 50 f.

¹³ Vgl. Peter Geffcken: Soziale Schichtung in Augsburg 1396–1521, München 1995, S. 73–76; Ulf Dirlmeier: Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse 1978, Bd. 1), Heidelberg 1978, S. 494.

¹⁴ Als Anfang der 1980er-Jahre die Compact Disc eingeführt wurde, presste man ebenfalls bereits auf Langspielplatte aufgenommene Musik nochmals auf den neuen Tonträger.

Druckern gerade Gedrucktes aus den Händen gerissen, weil das neue Literaturangebot den Erwartungen der Leser-/Hörerschaft vollkommen entsprach. Der Käufermarkt wandelte sich in einen Verkäufermarkt. Druckaufträge waren auch von der bischöflichen Verwaltung zu erwarten. Hierzu zählten nicht nur liturgische Aufträge, sondern auch solche der Hofhaltung und Verwaltung, wie z. B. der Druck von Ablassbriefen.

Ein weiterer Aspekt, Augsburg als Standort für eine Offizin zu wählen, war sein erstklassiger Rang als wirtschaftlich starkes Industrie- und Fernhandelszentrum, das – wie oben erwähnt – über hervorragende Verbindungen verfügte und aufgrund seiner Wirtschaftskraft sogar eine gewisse politische Autonomie begründete. So unterlag das Druckgewerbe als freie Kunst keinem Zunftzwang.¹⁵ Der Augsburger Handelskapitalismus schlug sich auch in der städtischen Bevölkerungsentwicklung nieder: In Augsburg wohnten 20.000 Einwohner im späten 15. Jahrhundert, in der Zeit Öglins, also zu Anfang des 16. Jahrhunderts, etwa über 30.000.¹⁶ Dank massiver, qualifizierter Zuwanderung – Öglin war einer der vielen jungen Zuwanderer – war die Großstadt Augsburg damals ein „politischer und ökonomischer Knotenpunkt eines länderüberspannenden, urbanen Kommunikations- und Verteilungsnetzes“, das Konrad Peutinger (1465–1547) als Diplomat Kaiser Maximilians und Augsburger Kaufleute auf Gesandtschaftsreisen zu festigen und auszubauen sich mühten.¹⁷ Die Mühen wurden durch kaiserliche Privilegien für das schwäbische Wirtschaftszentrum belohnt.¹⁸

Augsburgs Spezialität: deutschsprachige Drucke

Die Entscheidung, sich in Augsburg eine Existenz aufzubauen, verhielt guten Erfolg. „Die produktivste Stadt des frühen süddeutschen Buchgewerbes war wegen der Vielzahl der dort tätigen Drucker Augsburg.“¹⁹ Nach dem Tod des Pioniers Günter Zainer 1478 hatten sich nach Josef Benzing mindestens 15 Drucker in Augsburg niedergelassen, unter ihnen Erhard Öglin.²⁰

¹⁵ Vgl. Heinz Schilling; Stefan Ehrenpreis: Die Stadt in der frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 24), Berlin 2015, S. 31 sowie Bernd Roeck: Lebenswelt und Kultur des Bürgertums in der frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 9), München 2011, S. 44.

¹⁶ Zur Einwohnerzahl Augsburgs vgl. Heinz H. Schilling: „Ruhe im Sturm“ – der historische Hintergrund der Augsburger Jahreszeiten-Bilder, in: „Kurzweil viel ohn' Maß und Ziel“, hrsg. vom Deutschen Historischen Museum Berlin, München 1994, S. 10–32, hier: S. 16.

¹⁷ Vgl. H. Schilling, Kurzweil (wie Anm. 16), S. 20.

¹⁸ Vgl. Beate Trautner: Willibald Pirckheimer (1470–1530) und Konrad Peutinger (1465–1547) – zwei reichsstädtische Bürger und Humanisten in Süddeutschland, in: Pirckheimer-Jahrbuch 5 (1990), S. 109–139, hier: S. 117 f.

¹⁹ R. Wittmann (wie Anm. 1), S. 33.

²⁰ Vgl. J. Benzing (wie Anm. 11), S. 12–17.

Augsburg war bekannt für die besondere Gestaltung der Drucke. Formschneider und Künstler orientierten sich mit ihren kunstvollen Bildholzschnitten, Initialen, Randleisten und vielfältigen Schrifttypen – ein Mai-blumenalphabet z. B. ist zu nennen – nach der italienischen Mode, die der aus Venedig zurückgekommene Erhard Ratdolt (1447–1528) in Augsburg einführte.²¹ Die Vielfalt der Schrifttypen ging zwar mit zunehmender Mechanisierung der Schriftwiedergabe auf wenige Arten zurück, dennoch dürfte sich mancher Druckerverleger durch die insgesamt höhere Qualitätsstufe ermutigt gefühlt haben, neue, bisher ungedruckte Texte nachzudrucken, besonders wenn sie mit mehrfarbigen Illustrationen bereichert waren.²² Besonders mit illustrierten, volkssprachigen Drucken, prächtig ausgestatteten liturgischen Drucken und kolorierten Holzschnitten buhlte die druckende Handwerkerelite um die Gunst einer städtischen Führungsschicht, welche die mit ihrem Reichtum gestiegenen geistigen Bedürfnisse zu befriedigen suchte.²³

Lesekundigen mittlerer und unterer Volksschichten dagegen wurden vorrangig nützliche Drucke wie Kalender, Prognostiken, Ablassbriefe, allerlei Ratgeber, Grammatiken und unterhaltende Literatur wie Lieder, Moritaten, Herrschereinritte in eine Stadt (z. B. VD16 N 1078) etc. zum Kauf angeboten, wobei ein höherer geistiger Anspruch immer noch gewahrt blieb.²⁴ Alles in allem aber war der Anteil der religiösen Literatur, sei sie in deutscher, sei sie in lateinischer Sprache verfasst, auf dem Buchmarkt am größten.²⁵

Mit einer Spezialität konnte die Stadt aufwarten: Das Fehlen einer Universität am Ort dürfte mitverantwortlich für die Dominanz deutscher Drucke gewesen sein.²⁶ In der Öglinzeit „schwankte der deutsche Produktionsanteil zwischen 60 und 80 Prozent.“²⁷ Vor allem mit dem Druck deutscher Bibeln

²¹ Vgl. Richard Mummendey: *Von Büchern und Bibliotheken*, Darmstadt 1984, S. 76.

²² Ebd., S. 86 f.

²³ Zur etwa 100 Familien zählenden Augsburger Oberschicht vgl. H. Schilling, Kurzweil (wie Anm. 16), S. 11. Ihr stehen ca. 4000 Familien gegenüber, die „Habnitse“ sind (ebd., S. 16 u. 23). Vgl. auch Bernd Moeller: *Reichsstadt und Reformation*, Berlin 1987, S. 17.

²⁴ Einen knappen Überblick über die Augsburger Drucker im 15. und 16. Jahrhundert als Verbreiter volkstümlicher und religiöser Literatur bietet Hans Pörnbacher: *Literatur in Bayerisch Schwaben* (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft/Sonderpublikation), Weißenhorn 1979, S. 59–64. J. Benzing (wie Anm. 11), S. 12–17 ist materialreicher.

²⁵ Vgl. H.-J. Künast, *Getruckt* (wie Anm. 12), S. 218.

²⁶ Das Fehlen einer örtlichen Universität erwies sich im 17. und 18. Jahrhundert als Nachteil: Neue Druckzentren in Sachsen und Thüringen entstanden; Augsburg fiel dagegen zurück (vgl. H. Schilling/St. Ehrenpreis [wie Anm. 15], S. 31).

²⁷ Hans-Jörg Künast: *Entwicklungslinien des Augsburger Buchdrucks von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Augsburger Buchdruck und Verlagswesen*, hrsg. von Helmut Gier u. a., Wiesbaden 1997, S. 7–21, hier: S. 21.

machte sich der Bischofssitz einen Namen. So wurde die Hälfte aller Bibelübersetzungen ins Deutsche vor Luther in Augsburg gedruckt.²⁸

Erhard Öglin (um 1475 – Ende 1520/Anfang 1521)²⁹

Wie der in Augsburg maßstabsetzende Günter Zainer wurde Erhard Öglin in Reutlingen geboren, und zwar um 1475.³⁰

Nach dem „Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts“ (VD16) veranstalteten Öglin/Otmar aber erst 1505 ihren ersten überlieferten Druck (VD16 F 81), und zwar „expensis Iodoci birlin Vindelicorum“, d. h. auf Kosten des Augsburgers Jodocus Birlin (aktiv 1505–1512), der mit der Druckfinanzierung als Verleger auftrat und Öglin/Otmar als abhängige Lohndrucker beschäftigte.³¹ Eventuelle Flugschriften vor 1505 haben entweder nicht existiert, sind verschollen oder sind noch nicht vom VD16 erfasst worden.³² Da die Online-Version des VD16 stets aktualisiert wird, ist die Angabe einer Druckereiproduktion allenfalls als derzeitiger Stand (2019), nicht aber endgültig möglich.³³ Erschwerend kommt hinzu, dass

²⁸ Vgl. H. Pörnbacher (wie Anm. 24), S. 59 oder Ders.: Schwäbische Literaturgeschichte, Weissenhorn 2002, S. 100 f.

²⁹ Dem angenommenen, neu zur Diskussion gestellten Geburtsjahr Öglins liegt Richard van Dülmens Berechnung der durchschnittlichen Lebenserwartung eines Handwerkers mit Werkstatt von 46,6 Jahren zugrunde, ausgehend vom ziemlich gesicherten Todesjahr Ende 1520/Anfang 1521 (vgl. R. van Dülmen [wie Anm. 8], S. 209). „Um 1475“ wird erhärtet, wenn man mit van Dülmen (wie Anm. 8, S. 121) Öglins späte Heirat mit 27 oder 28 Lebensjahren 1503 (bei gleichzeitiger Betriebsübernahme?) annimmt.

³⁰ Zum frühen Lebenslauf Öglins vgl. den Beitrag von Nicole Schwindt in diesem Band, darüber hinaus J. Benzing (wie Anm. 11), S. 14; Chr. Reske, Buchdrucker (wie Anm. 11), S. 31; Ders.: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, Wiesbaden ²2015, S. 32 sowie Peter Amelung: Art. Oeglin, Erhard, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 19, S. 429 f. Reske plädiert für Öglins Todesjahr Anfang 1521. Die Diskussion um die Annahme, dass Öglin nicht Anfang, sondern Mitte der 1470er Jahre geboren wurde, wird in Verbindung mit dem ziemlich gesicherten Todesjahr 1520 weiter unten geführt.

³¹ Das VD16, das zurzeit ca. 106.000 Titel mit Besitznachweisen aus derzeit 333 Bibliotheken umfasst, verzeichnet Johann Otmars ersten Druck im Jahr 1511, wohingegen J. Benzing (wie Anm. 11), S. 14; Chr. Reske, Buchdrucker (wie Anm. 11), S. 30 und der OPAC der Bayerischen Staatsbibliothek München Otmars Drucktätigkeit den Druck „Pomerium de sanctis fratris Pelbarti ordinis sancti Francisci“ mit dem wahrscheinlicheren Jahr 1502 einsetzen lassen. Nur die Online-Ausgabe des VD16 ist aktuell.

³² R. Mummendey (wie Anm. 21), S. 87 weist auf Randleisten auf dem Titelblatt als mögliches Kriterium für die Bestimmung eines Drucks hin.

³³ So wurde der 1521/22 hergestellte Öglin-Druck „Ewangeliu Pacuilli“ der Augsburger Stadt- und Staatsbibliothek im Zuge der Recherchen vom Autor als im VD16 fehlend nachgewiesen und unter der Signatur VD16 ZV 31 923 dort aufgenommen. Chr. Reske, Buchdrucker (wie Anm. 30), S. 32 gibt im Jahr 2015 noch „über 80“ Drucke für Öglin an, inzwischen sind ca. 158 Flugschriftendrucke bekannt.

das VD16 Einblattdrucke nicht aufnimmt und diese nur über die Abfrage einschlägiger Bibliotheken erhoben werden können. Deshalb ist die Angabe des Verhältnisses von Flugschriften und Einblattdrucke für eine Offizin nur sehr vage bestimmbar. Auch wenn Öglins Name ein Jahr nach seiner Ankunft in Augsburg, 1503, im Steuerbezirk „Salta zum Schlechtenbad“ auftaucht und er in diesem Jahr so viele Drucke hergestellt haben sollte, dass er steuerpflichtig geworden wäre, ist es fraglich, wie er die ersten drei Offizins-Jahre (1502–1504) wirtschaftlich existieren konnte.³⁴ Flugschriften aus Öglins Offizin sind in diesen Jahren bislang ebensowenig bekannt wie Einblattdrucke, die man sowieso nur nebenbei druckte und nach Gebrauch wegwarf wie heutzutage Zeitungen. Erst das Jahr 1506 markiert einen nachweisbar selbstständigen Druck Öglins (VD16 P 5150).

Öglin als kaiserlicher Buchdrucker

Zwei Jahre später, 1508, avancierte Öglin neben Johann Schönsperger d. Ä. (ca. 1455–1521) zum kaiserlichen Buchdrucker. Die Privilegierung dürfte der Empfehlung Konrad Peutingers zu verdanken gewesen sein, der – wie erwähnt – über erstklassige Verbindungen zum Kaiser verfügte. Nach Schottenloher gehörte die Privilegierung einer Offizin zur absoluten Ausnahme.³⁵

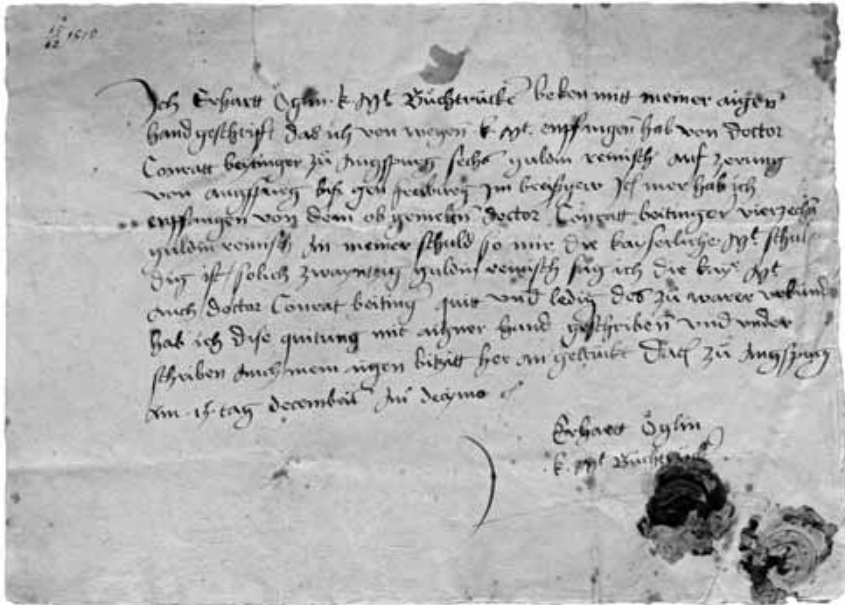
Die für Öglin befristete Privilegierung setzte normalerweise nicht unerhebliche Investitionen zur Ausführung der zu erwartenden Druckvorhaben voraus, was wiederum auf ein florierendes Geschäft in der Vergangenheit schließen lässt.³⁶ Dieses Privileg hatte den Vorteil, dass die beiden Drucker als Erste Druckaufträge des Kaisers erhielten und vor dem Nachdruck des privilegierten Werkes für eine gewisse Zeit geschützt waren.³⁷ Deshalb wies Öglin mit werbewirksamem Abdruck des kaiserlichen Wappens auf Titelblättern auf seinen Imagegewinn hin (z. B. VD16 A 2897). Dieser zahlte sich für ihn aber kaum aus, denn seinem privilegierten Druck konnte mangels Urheberrecht kurz danach ein Nachdruck folgen, ohne dass der Nachdrucker dafür bestraft wurde. Das Privileg verhalf Öglin und Schönsperger de facto nur zu

³⁴ Vgl. Chr. Reske, Buchdrucker (wie Anm. 30), S. 32. Wegen des wahrscheinlichen Drucks aus dem Jahr 1503, der Öglin steuerpflichtig machte, ist Künasts Behauptung, die Offizin habe erst 1505 eröffnet, irrig (vgl. Hans-Jörg Künast, Dokumentation: Augsburger Buchdrucker und Verlage, in: Augsburger Buchdruck (wie Anm. 27), S. 1205–1340, hier: S. 1216), s. a. Peter Amelung: Rezension zu Künast, Getruckt zu Augsburg, in: Informationsmittel für Bibliotheken 8 (2000), o. S.

³⁵ Vgl. Karl Schottenloher: Die Druckprivilegien des 16. Jahrhunderts, in: Gutenberg-Jahrbuch 1933, S. 89–110, hier: S. 91.

³⁶ Vgl. Ulrich Eisenhardt: Die kaiserliche Aufsicht über Buchdruck, Buchhandel und Preise im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (1496–1806), Karlsruhe 1970, S. 10 f.

³⁷ Ebd.



Die Ehre, als kaiserlicher Buchdrucker firmieren zu dürfen, verlangte von Öglin besonderen Einsatz. Im Dezember 1510 quittierte er eigenhändig Konrad Peutingen den Empfang von Zehrgeld für eine Reise von Augsburg nach Freiburg im Breisgau und für eine ausstehende Forderung an den Kaiser.

einem Zeitvorsprung vor ihren Konkurrenten.³⁸ Die Gefahr eines Nachdrucks war für Öglin aber ohnehin gering, da er mit dem Druck von amtlichen Ausschreiben betraut war, die vorrangig nur einen bürokratischen Rezipientenkreis ansprachen und für die literarische Öffentlichkeit kaum von Interesse waren (z. B. VD16 ZV 31 710).³⁹ Deshalb dürften sich Öglins Investitionen als amtlicher Drucker in Grenzen gehalten haben oder erst gar nicht nötig oder auch möglich gewesen sein, das Privileg also ohne Leistungsnachweis erteilt

³⁸ Vgl. G. Ecker (wie Anm. 5), S. 67. Vgl. im Folgenden K. Schottenloher (wie Anm. 35), S. 89 f.

³⁹ So stellt Öglin 1508 einen Einblattdruck her, der König Maximilians Annahme des Kaiserstitels am 4. Februar d. J. zu Trient bekanntgibt. Im Jahr darauf beklagt sich der Kaiser, dass ihm die Reichsstände bei seinem Feldzug gegen die Venezianer im Stich lassen, er bittet den (ungenannten) Adressaten um ein Darlehen von 500 rheinischen Gulden. Dieses Einblatt ist vermutlich von Öglin gedruckt worden. Ende Januar 1511 schließlich befiehlt der Kaiser in Freiburg im Breisgau dem Adressaten, am 1. April 1511 in Trient zu sein, um am Reichskrieg gegen die Venezianer teilzunehmen. Diese drei Einblattdrucke sind zu finden bei Konrad Haebler (Verfasser des Vorworts): Einblattdrucke von den Anfängen der Druckkunst bis zum Tod Maximilians I. 1455–1519, Katalog 92, München 1930, S. 58, 61 u. 66.

worden sein. Das Privileg diente vor allem dem Nachdruckschutz für besonders wertvolle Druckwerke wie den hauseigenen Literaturunternehmungen Theuerdank und Weißkunig oder bildgeschmückten Drucken (z. B. von Heinrich Steiner, VD16 V 466).

Der Grund für Öglins Ausweisung aus Augsburg 1513 ist unbekannt.⁴⁰ 1514 kehrte der ehemalige kaiserliche Drucker jedenfalls wohl auf Vermittlung Peutingers beim Kaiser wieder nach Augsburg zurück, offenbar ohne das Bürgerrecht, das er von 1507 bis 1512 besaß, wieder zu erwerben.⁴¹ Öglins Drucke in der Zeit seiner Privilegierung werden weiter unten besprochen.

⁴⁰ Die Weiterverwendung des Doppeladlers als Zeichen des kaiserlichen Druckprivilegs nach Entzug desselben vor 1511 kann nicht als Grund für die Ausweisung Öglins aus Augsburg herangezogen werden, wie dies H.-J. Künast, *Getruckt* (wie Anm. 12), S. 98 f. u. 200 behauptet, da Öglin im Februar 1513 ausgewiesen wird, das Lied eines Anonymus bspw. aber, der den Sieg des Kaisers in Allianz mit König Heinrich VIII. von England im Krieg gegen den französischen König als „niderlag“ umdeutet, erst im August 1513 stattfindet und mit dem abgedruckten Doppeladler auf dem Titelblatt danach erscheint (VD16 G 1176). Die Quittierung einer über Peutinger erfolgten Bezahlung Öglins durch Kaiser Maximilian am 15. Dezember 1510 (vgl. *StadtA Augsburg*, A 1.1.13, *Literaliensammlung Personenselekt Dr. Conrad Peutinger*; Theodor Herberger: *Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I.*, in: *Jahresbericht des Historischen Kreisvereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg*, Augsburg 1851, S. 31–72, hier: S. 41) weist Öglins kriegspropagandistische Funktion nach. Wie aus dem am selben Tag geschriebenen Brief Peutingers an den Kaiser hervorgeht, zahlte der notorisch finanziell klamme Kaiser Öglin nur deshalb, weil dieser sich „hart“ über die ausstehende Forderung „beclagt“ habe: „deshalben er erarmet und furwar schier gar verdorben ist [...] Dat. Augspurg am 15. tag decembris anno etc. decimo.“ Selbst wenn Öglin mit seinem Lamento übertrieben haben sollte, deutet seine Klage doch auf die dünne Eigenkapitaldecke seiner Offizin hin. Am selben Tag quittiert Öglin Peutinger die Auszahlung des Zehrgeldes wie folgt: „Ich erhartt Öglin k. Mt. buchtrucker beken mitt meiner aigen handgeschrift das ich von wegen k. Mt. empfangen hab von doctor Conratt beytinger zu augspurg sechs guld reinisch auf zerung von augspurg bis gen freiburg im breißgew Item mer hab ich enpfangen von dem ob gemeltn doctor Conratt beytinger vierzechen guldin reinisch an (ohne, G. H.) meiner schuld so mir die kayserliche Mt. schuldig ist solich zwayntzig guldin reinisch sag ich die kay. Mt. auch doctor Conrat beytinger quitt und ledig des zu warer verkünd hab ich dise quitung mit aigner hand geschriben und under schreiben auch mein aigen bitzitt (bezeiten, G. H.) her an (ohne, G. H.) gedruckt datum zu Augspurg am 15. tag decembris ani decymo Erhartt Öglin k. Mt Buchtrücker“ (*StadtA Augsburg*, *Autographensammlung* 13). Mit einem Empfehlungsschreiben vom 17. Dezember 1510 verwendet sich Peutinger beim Kaiser für Öglin, „damit er [= Öglin, G. H.] seiner ausstehenden schuld zu teil bezahlt werde; dan er sonst von wegen E. Mt., als er mich bericht zum teil wissen trag [damit ist das o.g. Öglin’sche Schreiben vom 10. Dezember gemeint, G. H.], gar verdorben ist“ (vgl. Erich König, *Konrad Peutingers Briefwechsel*, München 1928, S. 135). Die literarischen Quellen zeigen Peutinger als Mittelsmann zwischen den kaiserlichen Buchdruckern Öglin und Schönsperger d. Ä. und dem Kaiser. Zu Peutinger als Vermittler Öglins an den kaiserlichen Hof vgl. H.-J. Künast, *Getruckt* (wie Anm. 12), S. 96.

⁴¹ Vgl. P. Amelung, *Rezension* (wie Anm. 34), o. S.

Öglin auf der Höhe der Zeit

Öglin arbeitete während seiner ganzen Druckertätigkeit immer wieder mit anderen Druckern zusammen, am intensivsten mit Jörg Nadler, mit dem er nach dem VD16 im Jahr 1508 sechs Drucke herstellte, von denen der Kaufmann Johann Wiedemann einen finanzierte, nämlich das „buch genant die ware nachuolung cristi“ des Mystikers Thomas von Kempen (ca. 1380–1471), ein Andachtsbuch (VD16 T 1055), das 90 Jahre vor dem Öglin-/Nadler-Druck erstmals aufgelegt wurde und sich als geistlicher Longseller erwies. Die Neuauflage verhielt Wiedemann ziemlich sicheren Gewinn. Öglin/Nadler verdingten sich bei diesem Druck als abhängige Lohndrucker, denen in ihrer Anfangszeit offenbar die Mittel für die Druck-Vorfinanzierung fehlten, um den zu erwartenden Gewinn selber einzustreichen. Auch andere Financiers Öglin'scher Drucke traten als Verleger und gleichzeitig Buchhändler für vorrangig deutsche Bücher auf, die bedeutendsten waren der o. g. Jodocus Birlin und Johannes Rynmann (gestorben 1522).⁴² Letzterer war vermutlich „zuerst Stempelschneider bzw. Schriftgießer und Buchdrucker“, bevor er sich als „Buchführer“ und Verleger betätigte.⁴³ Wie er waren auch die anderen Kaufleute nicht branchenfremd.

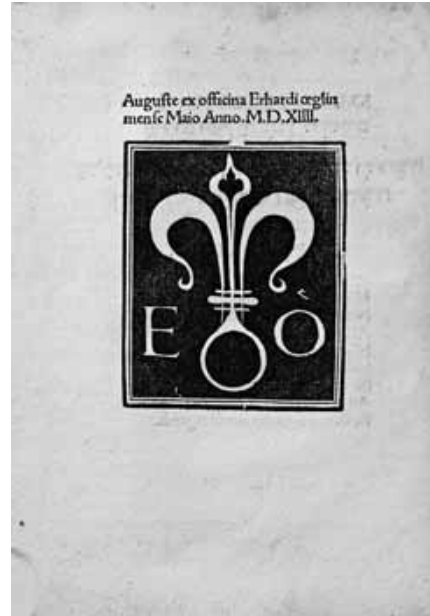
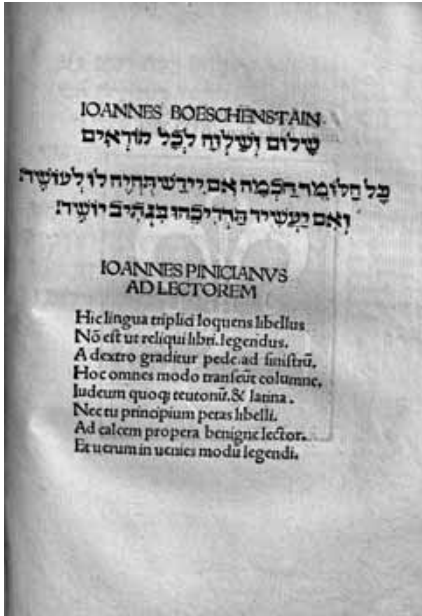
Neben der Funktion des Gemeinschaftsdruckers entfaltete Öglin in seiner Eigenschaft als selbstständiger Druckerverleger kurz nach 1508 seine größte Wirksamkeit, ohne seine Zusammenarbeit mit Kollegen ganz aufzugeben. Er war zwar technisch versiert und geisteswissenschaftlich gebildet, aber nicht unbedingt kaufmännisch beschlagen. Um wirtschaftlich zu überleben, bedurfte es auf dem hart umkämpften Buchmarkt seiner Bereitschaft, flexibel verschiedene Funktionen zu erfüllen: Gemeinschaftsdrucker, Lohndrucker und Druckerverleger.

Öglin war mit seinen modernen Buchausstattungen (Titel­einfassung, -holzschnitte u. a. von Hans Burgkmair, Randleisten, Farbdruck, eigene Schrifttype) nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern wartete mit außergewöhnlichen technischen Fertigkeiten auf.⁴⁴ So druckte er als Erster nördlich der

⁴² Vgl. Hans-Jörg Künast; Brigitte Schürmann; Johannes Rynmann, Wolfgang Präunlein und Georg Willer – Drei Augsburger Buchführer des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Augsburger Buchdrucke (wie Anm. 27), S. 23–40; Ders.: Entwicklungslinien des Augsburger Buchdrucks von 1468 bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555, in: Augsburger in der frühen Neuzeit (Colloquia Augustana, Bd. 1), hrsg. von Jochen Brüning u. a., Berlin 1995, S. 227–239, hier: S. 233 weist auf die Spezialisierung Augsburgs als Druckort für deutsche Bücher hin, während Rynmann Nürnberg und andere Städte mit dem Druck lateinischer Werke beauftragte.

⁴³ Vgl. K. Steiff: Art. Rynmann, Johannes, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 53, S. 657–660.

⁴⁴ Exemplarisch für einen Öglin-/Nadler-Druck mit einem Burgkmair-Holzschnitt sei der Druck „Dyalogus [...] de diversarum gentium sectis et mundi religionibus [...]“ von Johannes Stammler aus dem Jahr 1508 angeführt (VD16 S 8527). Vgl. auch Jutta Breyll: Beobach-



Ad fontes – Für den Esslinger Gelehrten Johann Böschenstein war die hebräische Sprache der Schlüssel zum besseren Verständnis der Heiligen Schrift. Die Universität Wittenberg berief ihn 1518 als Professor für Hebräisch. Bereits 1514 ließ er ein Grammatikbuch für Hebräisch bei Öglin drucken, der seine Offizin mit einem Lilien-Signet kennzeichnet.

Alpen 1507, 1512 und 1513 Musikalien mit beweglichen Notenlettern, die nicht aus Blei, sondern aus teurerem, härterem Kupfer gegossen waren, um dem Druck eine bessere Qualität zu verleihen (VD16 H 4954, VD16 M 4465 und VD16 G 1651).⁴⁵ Nicht nur bei Musikliebhabern – etwa musizierenden Großkaufleuten, die sich den teuren Notendruck haben leisten können –, sondern auch bei Liebhabern des Hebräischen stand und steht Öglin in hohem Ansehen, druckte er doch 1514 als einer der Ersten eine Grammatik des zeit-

tungen zur Geschichte des Augsburger Titelblattes vom 15. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: Augsburger Buchdruck (wie Anm. 27), S. 243–289, hier: S. 259. Im Auftrag Peutingers goss Öglin eine eigene Schrifttype für den Kaiser, die er aber zur Refinanzierung an Peutinger verkaufen musste (vgl. Herberger [wie Anm. 40], S. 54).

⁴⁵ Vgl. Georg Wilhelm Zapf: Augsburger Druckergeschichte, 1. Teil, Augsburg 1716, S. XLIII. Auf 1513 und das Répertoire International des Sources Musicales B/1 weist freundlich Nicole Schwindt hin. Sie bespricht auch Öglins theoretische (1508) und praktische (1507 und 1512) Musikdrucke, vgl. ihren Beitrag in diesem Band sowie Dies.: Lieder drucken in Augsburg – eine (neue) Herausforderung, in: NiveauNischeNimbus, Bd. 3, hrsg. von Birgit Lodes, Tutzing 2010, S. 315–345.

weise in Augsburg ansässigen Hebraisten Johann Böschenstein (1472–1540) mit hebräischen Typen (VD16 B 6356). Diese beiden technischen Spitzenleistungen ragen aus den gewöhnlichen Druckaufträgen heraus, um deren Auftragserteilung Öglin mit 15 Konkurrenten wetteiferte.⁴⁶

Schließlich reklamieren die Zeitungswissenschaftler Öglin für sich, da er 1514 und 1515 zwei zeitungähnliche Flugschriften druckte, welche die Neugier des Lesers/Hörers zeitnah stillen sollten. Prognostiken, Schlachten- und Reisebeschreibungen – alles eine Mischung aus Dichtung und Wahrheit aus heutiger Sicht – waren besonders gefragt. Ein Beispiel: Am 17. Juni 1514 kam es zur Schlacht zwischen Persern und Türken in der Provinz „Calimania nach (= nahe, G. H.) bey Lepo dem Castell“. Noch im selben Jahr übersetzte der in Diensten des Handelshauses Welser stehende Peter Wernher den Bericht aus dem Italienischen ins Deutsche und ließ ihn in den beiden wichtigsten Niederlassungen der Welser, in Augsburg bei Öglin (VD16 V 2593) und in Nürnberg bei Hölzel (VD16 V 2594), drucken, allerdings auf Kosten Öglins; andernfalls wäre die Kostenübernahme der Welser mit dem „expensis“-Hinweis im Titel hervorgehoben worden.⁴⁷ 1515 ließ Öglin eine zweite aus dem Italienischen übersetzte „Flugschrift-Zeytung“ mit dem Titel „Copia der Newen eytung [sic!] ausz Presilg Landt“ (VD16 K 2102) erscheinen.⁴⁸ In ihr berichtet ein Anonymus, der die Neue Welt persönlich höchstwahrscheinlich nie zu Gesichte bekommen hat, in einem bayerisch-schwäbischen Deutsch – „Die lewt [...] tragen klayder ann als mir (= wir)“ – über die portugiesische Entdeckungsfahrt nach Brasilien.⁴⁹ Auch diese Schrift erschien außer in Augsburg nur noch in Nürnberg bei Hölzel (VD16 K 2103). Das Risiko, auf den Druckkosten sitzen zu bleiben, war für dieses Genre, das bis heute von der Neugier der Leserschaft auf Exotik lebt, sehr gering. Wer waren seine Leser?

Das städtische Handelspatriziat, aber auch humanistische Literaten fragten die relativ günstigen Zeitungen und Einblattdrucke dann gerne nach, wenn sie Nützliches oder Sensationelles und Neues zu bieten versprachen.⁵⁰ So waren im geschäftigen Augsburg Wörterbücher sehr gefragt: 1516 druckte Öglin ein

⁴⁶ Möchte man Lukas Zeissenmair, der seine Offizin im Jahr von Öglins Ankunft in Augsburg, 1502, schloss und Heinrich Steiner, der 1522 zu drucken begann, als Philipp Ulhart d. Ä. die Offizin von Öglins Witwe übernahm, dazurechnen, kommt man nach J. Benzing (wie Anm. 11), S. 13–17 auf 15 Konkurrenten Öglins.

⁴⁷ Vgl. Adolf Dresler: Augsburg und die Frühgeschichte der Presse (Studien zur Frühgeschichte der Presse, Bd. 1), München 1952, S. 17 f.

⁴⁸ Vgl. Eduard Gebele: Die „Copia der Newen Zeytung auss Presilg Landt“, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 46 (1926), S. 133–140. Im Druck fehlt die Letter „Z“ von „Zeytung“. A. Dresler (wie Anm. 47), S. 17 erläutert die Diskussion um das Erscheinungsjahr dieser Reisebeschreibung und entschließt sich für 1508.

⁴⁹ Vgl. Mark Häberlein: Aufbruch ins globale Zeitalter, Darmstadt 2016, S. 170. Häberlein verortet den Öglindruck zwischen 1508 und 1515. Vgl. auch Ulrich Knefelkamp; Hans-Joachim König: Die Neuen Welten in alten Büchern, Bamberg 1988, S. 77.

⁵⁰ Vgl. unten die Besprechung der Rechenbücher von Jakob Köbel und Johann Böschenstein.

viersprachiges Wörterbuch nach (VD16 I 259), das 1510 bereits in Rom verlegt wurde: „Introductio q[uae]dam vtillissima, siue Vocabularius quattuor linguaru[m] latine Jtalice, Gallice et Alamanice, per mu[n]dum versari cupientibus summe vtilis.“⁵¹ Die Nachfrage nach diesem Wörterbuch muss so groß gewesen sein, dass er es im selben Jahr, erweitert um den deutschsprachigen Titel, noch zwei Mal nachdruckte (VD16 I 260 und 261).⁵² 1518 erfolgte eine zweite Auflage (VD16 I 262).⁵³ Zu „Sensationellem und Neuem“ zählten Neuigkeitsberichte wie etwa o. g. Reisebericht über die Neue Welt oder auch die später zu besprechenden reformatorischen Schriften.⁵⁴ Die Druckerpresse bediente erstmals umfassend den Wissensdurst und die Sensationsgier einer literarischen Öffentlichkeit.

Beschreibungsinventar für Öglins Offizin

Für die Zeit der Öglin-Offizin, d. h. seit Nachweis seines ersten Druckes 1505 bis 1522, als Öglins Witwe und Geschäftsnachfolgerin Barbara letztmalig unter ihrem Namen für die Offizin steuerpflichtig war, meldet das VD16 insgesamt mindestens 317 (im Jahr 1506) und höchstens 1236 (im Jahr 1522) Augsburgs Drucke (Flugschriften), wobei reformatorische Schriften ab 1520 (1223 Drucke) die Buchproduktion merklich erhöhten.⁵⁵ Das VD16 zählt der-

⁵¹ Vgl. Peter O. Müller: Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts (Texte und Textgeschichte, Bd. 49), Tübingen 2001, S. 292.

⁵² Ob seines wirtschaftlichen Erfolges wurde Öglin steuerpflichtig (vgl. StadtA Augsburg, Register zum Steuerbuch 1516).

⁵³ Vgl. auch H.-J. Künast, *Getruckt* (wie Anm. 12), S. 240. Peter O. Müller: Augsburg und Nürnberg als Druckorte polyglotter Wörterbücher. Eine Dokumentation von Anfängen bis 1700, in: *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 7), hrsg. von Mark Häberlein; Christian Kuhn, Wiesbaden 2010, S. 211–225, hier: S. 217 und 223 macht auf die Korrelation zwischen Anzahl der Wörterbücher und Wirtschaftskonjunktur aufmerksam: Anfang des 17. Jahrhunderts ist Augsburg als Druckort von nur fünf Wörterbüchern „unbedeutend“, während Augsburg noch im 16. Jahrhundert hinter Straßburg und Leipzig rangiert.

⁵⁴ Mark Häberlein: *Monster und Missionare: Die außereuropäische Welt in Augsburger Drucken in der frühen Neuzeit*, in: *Augsburger Buchdruck* (wie Anm. 27), S. 353–380, hier: S. 353 f. verweist auf Konrad Peutingers Nachlass.

⁵⁵ Alle Zahlenangaben sind mit Stand 2019 zu verstehen. Einen bemerkenswerten innerstädtischen Sprung nach oben weist Georg Wilhelm Zapf für die Augsburger Druckereien bereits für 1517/18 nach (vgl. Georg Wilhelm Zapf, *Augsburgs Buchdruckergeschichte*, 2. Teil, Augsburg 1791, ND München 1968, o. S.), obwohl Luthers Disputation mit dem päpstlichen Legaten Kardinal Cajetan 1518 in der Stadt fast unbemerkt blieb (vgl. Rolf Kiessling: *Eckpunkte der Augsburger Reformationsgeschichte*, in: *Im Ringen um die Reformation*, hrsg. von Dems. u. a., Epfendorf 2011, S. 29–40, hier: S. 29 u. 31). Die Steigerung der Buchproduktion beträgt nach Zapf für die Jahre 1517/18 235 %, für das Reich nach dem VD16 126 %. Die Druckereien im Wirtschafts- und Nachrichtenzentrum Augsburg reagierten auf die einsetzende Reformation nicht nur mit gesteigerten Produktionszahlen, sondern auch viel ra-

zeit (2019) für die Zeit von 1505 bis 1522 158 Flugschriften aus Öglins Druckerei. Nach Öglins Tod erwarb Philipp Uhart d. Ä. 1523 von Öglins Witwe Barbara Typenmaterial und führte die Offizin ab diesem Jahr unter seinem Namen weiter.⁵⁶ Ab 1521 hat er aber schon in der Offizin gearbeitet und das Verlagsprofil entscheidend geprägt, denn das Programm weist ab diesem Jahr einen großen Anteil von reformatorischen Schriften – teilweise von radikalen Reformatoren verfasst – auf, die der religiösen Orientierung Uharths Ausdruck verliehen.⁵⁷ Vor 1521 lässt sich wegen der mannigfaltigen Genres von einem Programm im Sinne einer die Offizin typisierenden Kategorie nicht sprechen. Erst mit dem in die Firma aufgenommenen Uhart profilierte sich die Offizin und profitierte am Medienereignis Reformation.

Öglins Einblattdrucke

Ein Flugblatt, besser genannt: Einblattdruck, konnte ein- oder zweiseitig bedruckt sein. Es ist offensichtlich durch den Holzschnitt charakterisiert, der auch und gerade dem illiteraten Publikum den Inhalt des Einblattdrucks erklärte.⁵⁸ Zehn Einblattdrucke sind derzeit der Öglin'schen Flugschriftenproduktion hinzuzuzählen, sieben davon hat die Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, drei die Bayerische Staatsbibliothek München in ihrem Besitz.⁵⁹ Sie können wie folgt schlaglichtartig vorgestellt werden:

- Tischmanieren für Kinder, im Knittelvers
- „Ain news gedicht von firwicz der welt“ (mit Randleiste)

schon als im übrigen Reich (vgl. VD16). Nach H.-J. Künast, Entwicklungslinien (wie Anm. 27), S. 238 taucht „barbara buchdruckerin“ nach 1522 nicht mehr in den Steuerbüchern auf, statt ihrer aber Philipp Uhart d. Ä. ab 1523. Von Barbara Öglin ist stark anzunehmen, dass sie neben der Hausarbeit – von Kindern wird aber nicht berichtet – in der Offizin ihres Mannes mitarbeitete, sei es technisch, sei es buchhalterisch; sie hätte sonst kaum nach dem Tode ihres Mannes die Offizin 1521/22 leiten können (vgl. R. van Dülmen [wie Anm. 8], S. 39 u. 41).

⁵⁶ Selbst als Buchdruckerin war Barbara Öglin auf Dauer von der städtischen Öffentlichkeit ausgeschlossen. Beim Tode des Mannes verkaufte die Witwe über kurz oder lang das Geschäft einem anderen Mann, weil ihr i. d. R. untersagt war, Rechtsgeschäfte abzuschließen (vgl. R. van Dülmen [wie Anm. 8], S. 43). Ob dies auch für die junge, zunftlose Druckbranche gegolten hat, ist fraglich.

⁵⁷ Uhart ist im Steuerbuch 1522 nicht eingetragen, aber die Druckereibesitzerin „Oegklerin Margarethe Wittib“ (vgl. StadtA Augsburg, Film Nr. G 111. Vermutlich hat der Schreiber einen falschen Vornamen aufgeschrieben. Vgl. auch H.-J. Künast, Dokumentation [wie Anm. 34], S. 1216).

⁵⁸ Augsburg, Ulm oder Nürnberg sind die infrage kommenden Orte für die Einführung des Holzschnitts (vgl. R. Wittmann [wie Anm. 1], S. 18).

⁵⁹ Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Juliane Trede am 5. 2. 2019.

- ein von Johann Böschenstein verfasstes Lied über die Verkommenheit („fürwitz“) der Welt
- eine von Böschenstein gedichtete Betrachtung über den Tod anlässlich des Todes Kaiser Maximilians I. (mit Holzschnitt)
- ein Herzog Ulrich-Lied. Matheus Y(J)elin aus Ulm dichtete in einem „newe(n) lied von dem Wirtembergischen Krieg In deß wyßbecken thon“ den Feldzug Herzog Ulrichs von Württemberg (1487–1550) im Oktober 1519 gegen die Städte Stuttgart, Esslingen und Göppingen sowie gegen Bauernhaufen
- ein „neues“, 1519 verfasstes Lied zum Lobe des künftigen Kaisers Karl V. von Pamphilus Gengenbach (mit Reichsadler als Signet)
- ein im April 1518 „geendet(es) [...] Gedicht [...] Im Speten thon“ (mit Holzschnitt)
- zwei neue Lieder von Contz Leffel
- ein Kalenderblatt für Dezember 1506. Das Kalenderblatt bietet weit mehr als nur die Auflistung von 30 oder 31 mit den Tagesheiligen bezeichneten Tagen. In Verbindung mit Planetenkonstellationen rät der Kalender zur Gesundheitspflege und -vorbeugung an bestimmten Tagen. Am 11. Dezember, einem „Montag nach Nicolay“ etwa, empfiehlt er im Zeichen der „Wag“: „[zur Ader, G. H.] lassen/baden/schrepfen gut“. Die Körperreinigung steht in Verbindung mit dem Mond und den Sternzeichen, ihre Methoden sind aber auch vom Lebensalter und dem Temperament des Anwenders abhängig. Neben einem Gesangbuch und einer Hauspostille gehörte der Kalender zum eisernen Buchbestand eines Bürgers noch im 18. Jahrhundert.⁶⁰ „Eins der ersten Exemplare dieser volkstümlichen Kalender mit astrologisch-medizinischen Anmerkungen druckte Johann Blaubirer in Augsburg 1483.“⁶¹

Öglin stellte in seiner ganzen Ära Einblattdrucke unterschiedlicher Genres her, in der Mehrzahl Reimgedichte, die in einem „thon“ oder „in der weiss“ (vor)gesungen werden konnten. Als Kontrafakturen waren dem Vorsänger ihre Melodieverläufe bereits bekannt, nur der Text war neu. Bewährte „weisen“ wurden natürlich häufig für neue Texte herangezogen. Die Erfindung eines neuen „thons“, kombiniert mit neuem Text, wäre für ein Ereignislied, das sich auf eine konkrete Situation bezieht und deshalb nicht allzu lange aktuell war, zu aufwendig gewesen; mit einer Kontrafaktur konnte das (politische) Ereignis schneller unter die Leute gebracht werden. Die Liederdrucke wandten sich häufig nicht an den Leser, sondern explizit an den Hörer. Öglin

⁶⁰ Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791) bemerkt dies 1774 (vgl. Franz Quarthal: Leseverhalten und Lesefähigkeit in Schwaben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, in: *Die Alte Stadt* 16 [1989], S. 339–350, hier: S. 347).

⁶¹ Heinrich Dormeier: *Bildersprache zwischen Tradition und Originalität. Das Sujet der Monatsbilder im Mittelalter*, in: „Kurzweil viel ohn' Maß und Ziel“, hrsg. vom Deutschen Historischen Museum Berlin, München 1994, S. 102–127, hier: S. 116.

betonte die Neuheit der Lieder („newes lied“), um durch die Aktualität des Drucks unmittelbar nach dem Ereignis das Publikum zum Kauf anzureizen. Neue Ereignisse zeitigten sofort neue Liedblattdrucke.⁶² Um im Lied möglichst aktuell zu bleiben, wurde es mit der Wahrheit nicht immer so genau genommen, gerade im Genre der politischen Dichtung vereinigten sich häufig Information und parteiische Propaganda (vgl. VD16 ZV 18 258). Die Liedblattdrucke wollten schließlich besonders am Ort des besungenen Ereignisses verkauft werden.⁶³

Einblattdrucke waren Massen-Schrifttum. „Die Auflagenhöhen schwankten zwischen 100 und 16.000 Exemplaren.“⁶⁴ Ein Druckvorgang konnte, falls seine Auflage als zu gering erschien, ohne weiteren organisatorischen Aufwand rasch reproduziert werden. Da sich Einblattdrucke aktuellen Ereignissen widmeten, hatten sie für den Leser/Hörer nur einen Tageswert, auch wenn sie mit einer Randleiste oder einem Holzschnitt geziert waren. Sie wurden nach Gebrauch weggeworfen, was die geringe Menge, mit der sie auf die Nachwelt gekommen ist, erklärt und was zur Folge hat, dass der Forschungsstand über Einblattdrucke insgesamt unbefriedigend ist. Zu den o. g. zehn Einblattdruckten sind noch die drei hinzuzurechnen, die Öglin in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Buchdrucker in den Jahren 1508, 1509 (?) und 1511 herstellte und wie sie oben kurz angeführt wurden.⁶⁵ Ihre Auflagenhöhe könnte jeweils von der kaiserlichen Bürokratie vorgegeben worden sein.

Öglins Flugschriftenproduktion

Es kann im Folgenden natürlich nicht um eine detaillierte Beschreibung der bisher bekannten 158 Flugschriften gehen, sondern nur um solche, die zur unverwechselbaren Charakterisierung der Offizin von Erhard Öglin und seiner Frau Barbara bis zum nominellen Übergang an ihren Mitarbeiter Philipp Ulhart d. Ä. 1523 beitragen. Dazu ist auch immer wieder ein Seitenblick auf die Offizin von Öglins Weggefährten und späteren Konkurrenten Jörg Nadler und anderen Kollegen nützlich, die in einer etwa gleich großen Offizin und in etwa derselben Zeit wie Öglin druckten.

Die Offizin produzierte jährlich Drucke, obwohl Öglin 1513/14, wie oben erwähnt, aus Augsburg verbannt war. Seine wirtschaftlich erfolgreichsten Jahre waren 1507, 1510, 1512, 1514–1516, möchte man die Anzahl der Drucke

⁶² Das im Vergleich zu Flugschriften geringe Aufkommen von Einblattdruckten dürfte ein Grund für deren Nichtaufnahme in das VD16 sein. Die systematische Erfassung von Flugblättern ist ein dringendes Forschungsdesiderat.

⁶³ Vgl. Rolf Wilhelm Brednich: Die Liedpublizistik im Flugblatt des 15. bis 17. Jahrhunderts, Baden-Baden 1974, S. 167–178.

⁶⁴ Vgl. H.-J. Künast, *Getruckt* (wie Anm. 12), S. 196.

⁶⁵ Vgl. Anm. 39.

als Maßstab heranziehen. Nach den Augsburger Steuerbüchern zu schließen war Öglin in den Jahren 1503–1507 und 1516–1517 so erfolgreich, dass er Steuern zahlen musste.⁶⁶ Im Vergleich zu seinem Konkurrenten Nadler bspw. hat Öglin bis 1519 meist höhere Produktionszahlen aufzuweisen, danach kehrt sich das Verhältnis um: Nadler zog nicht nur früher als Öglin, sondern auch mit höheren Produktionszahlen Umsatz aus der Reformation (169 Drucke Nadlers bis 1519).

Erst ab 1521 steigerten Öglins Witwe Barbara, vor allem aber Öglins Nachfolger Philipp Ulhart d. Ä. die Produktion. Die Drucke in den Jahren 1521 und 1522 machen etwa ein Drittel aller Öglindrucke aus, die von 1505 bis 1522 hergestellt wurden. 1522 erreicht Öglins Offizin mit 29 Drucken den Höchststand in ihrer Firmengeschichte, die Reformation schlägt wortwörtlich zu Buche.

Ebenso wie Konkurrent Nadler stellte Öglin vor allem deutschsprachige Drucke her. Von den 158 Drucken im VD16 sind zehn lateinischsprachig, sieben mehrsprachig (Wörterbücher, Musikdrucke und ein Gebetbuch), der Rest deutschsprachig.⁶⁷ Die zehn rein lateinischsprachigen Drucke verteilen sich schwerpunktmäßig auf die Anfangsphase der Offizin. Der Tod Konrad Celtis' im Februar 1508 dürfte Öglin veranlasst haben, seine lateinischen Drucke, die besonders von den an Geschichte interessierten Humanisten der vor 1503 gegründeten Augsburger Sodalitas litteraria und humanistischen Kreisen andernorts rezipiert wurden, in den nächsten Jahren massiv zu reduzieren.⁶⁸ Den letzten rein lateinischen Druck stellte Öglin um das Jahr 1515 her (VD16 E 1693). Die zweite, 1518 gedruckte Auflage des 1516 erstmals aufgelegten, viersprachigen Wörterbuchs (s. o.) ist der letzte Druck mit lateinischem Sprachanteil (VD16 I 262), danach ist das Programm durchwegs in Deutsch gehalten. Daran ändern auch lateinische Titel mit nachfolgender deutscher Übersetzung nichts, wie z. B. der „Liber Uagatorum/Der Bettler orden“ (VD16 L 1547). Der lateinische Titel und die lateinischen Einsprengsel im deutschen Text verleihen dem Druck den Anstrich der Gehobenheit. Bleibt ein lateinisches Wort im Titel unübersetzt, gibt es noch kein deutsches dafür:

⁶⁶ Vgl. P. Amelung, Rezension (wie Anm. 34), o. S. Die Gründe, warum das VD16 noch keinen Öglindruck für 1517 aufgenommen hat, können sein: Öglin stellte Drucke her, die seiner Offizin (noch) nicht zugeordnet wurden oder die zwar seiner Offizin, aber nicht dem Jahr 1517 zugeordnet wurden und werden, oder Öglin druckte mit mehreren Druckern, denen der Gemeinschaftsdruck zugeordnet wurde, nicht aber Öglin.

⁶⁷ Varianten haben keine eigene VD16-Signatur, sie fragen nach fehlendem oder vorhandenem Holzschnitt, nach Verfasserinitialen unter dem Holzschnitt, nach Lesarten von Wörtern („eeren“/“eren“) und nach der Erwähnung des Verfassers auf der Haupttitelseite.

⁶⁸ Die Reduzierung lateinischer Drucke in Verbindung mit dem Tod Celtis' zu sehen ist ein freundlicher Hinweis von Nicole Schwindt. Vgl. Christine Treml: Humanistische Gemeinschaftsbildung, Hildesheim 1989, S. 64; Lewis W. Spitz: Conrad Celtis, The German Arch-Humanist, Cambridge 1957, S. 60.

z. B. Copia. Ob rein lateinische oder rein deutsche oder mehrsprachige Drucke: Öglin's Verlags-„programm“ setzt bis zu seinem Ableben auf ein breites Angebot für die literarische Öffentlichkeit. Es beinhaltet folgende Genres:

- Judaica (polemische Literatur von Johannes Pfefferkorn)
- Hebraicum (Hebräisch-Grammatikbuch von Johann Böschenstein)
- Schulbücher (Rechen- und Wörterbücher, Rhetorik, Sprichwörter, Schuldrama, Musiktheorie)
- Amtliches (als kaiserlicher Buchdrucker, Zivilrecht: VD16 T 1354)
- Politik (auch Tagespolitik, z. B. Ständeklage, einstimmige Lieder ohne Noten)
- Geschichte (z. B. über den Albigenserkreuzzug 1209, VD16 H 5690)
- Reisebeschreibung
- Religion (christliches Leben, Ars moriendi, Schriftauslegung, Türkenliteratur, Polemik, Predigt, Dialogliteratur)
- Practica (Prophezeiungen = prognosticatio, Astronomie)
- Chronik
- Musik (praktisch, Noten mehrstimmig)
- Ratgeber (Medizin, Kalender)

Wenn auch nicht immer ein Druck einem Genre eindeutig zugeordnet werden kann – gehört eine Schrift über „spruch“ (VD16 ZV 28 669) zu den Lehrbüchern oder zur Ratgeberliteratur? –, so weist das Verlags-„Programm“ bis 1522 mit den beiden Genres „Religion“ und „Politik“ seine Schwerpunkte auf. Bis 1520 hält die „Politik“ allein die Spitze – wenn man die „Geschichte“ noch subsumieren möchte –, und wird ab 1521 von der „Religion“ abgelöst.

Das Genre „Judaica“ beinhaltet zwei Nachdrucke von Johannes Pfefferkorn (1469–1521), einem wohl aus Mähren oder Nürnberg stammenden Juden, der zum Christentum konvertierte und 1509 in typischem Konvertiteneifer Schmähliteratur gegen seine ehemaligen Glaubensbrüder verfasste (VD16 P 2314 mit einigen Varianten). 1510 druckte Öglin eine weitere Polemik des Religionsfanatikers (VD16 P 2295), die den Kaiser Maximilian als obersten Schutzherrn der christlichen Kirche laut Titel bevollmächtigte, „den Juden alle falsche b(ue)cher (zu) nehmen.“⁶⁹ Nach Zapf beauftragte der Kaiser aber „geschickte Männer“, wie „den gelehrten Johann Reuchlin“, mit der Untersuchung des Pfefferkorn'schen Vorhabens.⁷⁰ Reuchlins Gutachten entschied zugunsten der hebräischen Literatur und somit gegen den Konvertiten, worauf es zwischen Reuchlin und Pfefferkorns Anhängern, den „Pfaffen in Kölln“, zum literarischen Streit kam, den das Publikum anhand „anzüglichste(r) Schriften“ zur wohl nicht geringen Freude der Drucker mit Interesse ver-

⁶⁹ G. W. Zapf (wie Anm. 45), S. 35.

⁷⁰ Ebd. Vgl. auch Hermann Rafetseder: Bücherverbrennungen. Die öffentliche Hinrichtung von Schriften im historischen Wandel (Kulturstudien, Bd. 12), Wien 1988, S. 144.

folgt haben dürfte. Die Augsburger Drucker gingen aber leer aus, da sie die Streitschriften beider Kontrahenten nicht verlegten. Erst das kaiserliche Mandat vom 7. Oktober 1512 entschied gegen Reuchlin und damit gegen den Druck und die Verbreitung hebräischer Literatur.⁷¹

Es fällt auf, dass Öglin den Reichsadler als Ausweis seines kaiserlichen Buchdruckerprivilegs auf dem Titelblatt hier nicht abdruckt. Das Titelblatt ersetzte im Übrigen im Laufe der Zeit das Kolophon und teilte der Leser-/Hörerschaft neben dem wesentlichen Inhalt der Flugschrift Titel, Verfasser, Drucker, Druckort und -zeit mit. Gemessen an der Gesamtzahl der Öglin-Drucke bis 1522 nimmt das Genre „Judaica“ einen nachrangigen Platz ein.

Johann Böschenstein (1472–1540) verfasste, wie oben erwähnt, eine Hebräisch-Grammatik (VD16 B 6356), die durch Öglins Verwendung hebräischer Typen für Aufsehen sorgte. Als Kirchenlieddichter ist Böschenstein in Öglins Offizin zwar nicht vertreten, sehr wohl aber als Mathematiker mit einem mehrmals aufgelegten Rechenbuch – zuletzt 1520 (VD16 B 6381). Überhaupt scheint das Interesse an Rechenbüchern im geschäftigen, von Rationalität und städtischem Arbeitsethos bestimmten Augsburg groß gewesen zu sein:⁷² 1514 erstmals und 1516 zum zweiten Mal druckte Öglin ein Rechenbuch des Oppenheimer Stadtschreibers Jakob Köbel (ca. 1462–1533), dessen Titelholzschnitt die alte Rechenmethode „auf den linien [sic!] mit Rechenpfennigen“ zeigt (VD16 K 1643 bzw. VD16 K 1645), die als Rechnen auf dem Rechenbrett mit römischen Ziffern erklärt wird.⁷³ Böschenstein dagegen richtet seine Einführung zum Rechnen an Kinder und arbeitet schon mit indisch-arabischen Ziffern. Er beschreibt die vier Grundrechenarten, das Bruchrechnen und andere Rechenmethoden. Abschließend macht er „einige Angaben zu Verhältnissen verschiedener Währungen und Maße.“⁷⁴ Böschenstein und Koebel wurden nach Öglins Tod nicht mehr aufgelegt.

In seiner Eigenschaft als kaiserlicher Buchdrucker von 1508 bis 1511 stellte Öglin, wie erwähnt, Drucke her, die über abgehaltene Reichstage (z. B. VD16 A 2897) und Verordnungen (z. B. VD16 A 2898) Auskunft gaben oder einen Krieg propagierten (VD16 ZV 31 710).⁷⁵ Die Titelblätter mit Nennung Kaiser

⁷¹ Vgl. Ulrich Eisenhardt: Die kaiserliche Aufsicht über Buchdruck, Buchhandel und Presse im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (1496–1806) (Studien und Quellen zur Geschichte des Deutschen Verfassungsrechts, Bd. 3), Karlsruhe 1970, S. 24.

⁷² Vgl. B. Moeller, Lutherforschung (wie Anm. 7), S. 12.

⁷³ Vgl. Barbara Gärtner: Johannes Widmanns „Behende und hubsche Rechenung“. Die Textsorte „Rechenbuch“ in der Frühen Neuzeit (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 222), Tübingen 2000, S. 221.

⁷⁴ Ebd., S. 222–224; vgl. auch Johannes Burkhardt: Altökonomik und Handelsliteratur in den Augsburger Druckmedien, in: Augsburger Buchdruck (wie Anm. 27), S. 423–446, hier: S. 438.

⁷⁵ H.-J. Künast, Getruckt (wie Anm. 12), S. 98 führt weitere Beispiele der Kriegspropaganda an.

Maximilians und dem Abdruck des doppelköpfigen Reichsadlers machten den Druck zur gleichsam amtlichen Drucksache. Ein Reichstagsdruck, allgemein: Drucke über politische Ereignisse (z. B. VD16 V 626, VD16 N 1078 oder VD16 ZV 30 122) mussten, einer Zeitung nicht unähnlich, natürlich möglichst rasch produziert werden, damit sich der Vorteil der Aktualität in klingender Münze auszahlte. So dauerte es nur knapp vier Wochen, bis ein lateinischer „Sendbrief an päpstliche Heiligkeit“ in das Deutsche übersetzt und gedruckt wurde (VD16 P 4375). Ein anderes Beispiel für zeitnahen Produktionszwang ist die Flugschrift „Underrichtung warumb des Bapsts und seiner jünger buecher von Doctor Martino Luther verprent seind“ (VD16 L 7369), die als Reaktion auf die Verbrennung lutherischer Bücher von der Verbrennung katholischer Rechtsbücher und der päpstlichen Bannandrohungsbulle berichtet.⁷⁶ Mit dieser viel gelesenen Flugschrift löste sich Luther am 10. Dezember 1520 symbolisch von Rom.⁷⁷ Legt man die o. g. Veröffentlichungsdauer von ca. vier Wochen als Maßstab an – eher kürzer, da eine Übersetzung entfällt –, könnte man das Erscheinungsjahr 1521 auf Anfang/Mitte Januar 1521, vielleicht sogar auf „vor Ende des Jahres 1520“ korrigieren.⁷⁸ Nicht die auf dem Schmutztitel mit Bleistift notierten „Erben“, sondern die Jahreszahl 1521 also wäre von der Bibliothekswissenschaft ggf. einzuklammern. Ob 1520 oder 1521: Diese zweite in der Offizin Öglins erschienene Lutherschrift – die erste ist vor Ende August 1520 erschienen (s. u.) – könnte den Auftakt zu dem ab 1521 vehement einsetzenden reformatorisch, ja radikalreformatorisch gefärbten Programm der Offizin gegeben haben. Wollte man dafür Philipp Ulhart d. Ä. als neue treibende Kraft in der Offizin verantwortlich machen, würde der Tod Erhard Öglins nach wie vor gegen Ende 1520/Anfang 1521 anzusetzen sein.⁷⁹

Die Absatzchancen für zeitungähnliche Flugschriften dürften sich weiter erhöht haben, wenn das (Kriegs-)Ereignis nicht nur zeitnah veröffentlicht, sondern als Lied gedruckt den Illiteraten vorgelesen oder sogar vorgesungen hätte werden können (z. B. VD16 G 1176 oder VD16 ZV 18 258). Der Anteil der einstimmigen Lieder ist in Öglins Schaffen mit sechs Drucken unüberseh-

⁷⁶ Vgl. H. Rafetseder (wie Anm. 70), S. 146.

⁷⁷ Nach Thomas Hohenberger: Lutherische Rechtfertigungslehre in den reformatorischen Flugschriften der Jahre 1521–1522 (Spätmittelalter und Reformation, Bd. 6), Tübingen 1996, S. 28 gibt es von dieser Schrift bis 1522 zwölf Auflagen.

⁷⁸ Vgl. H. Rafetseder (wie Anm. 70), S. 147. Hans-Jörg Künast: Martin Luther und der Buchdruck in Augsburg 1518–1530, in: Reformation und Reichsstadt – Luther in Augsburg, hrsg. von Helmut Gier u. a., Augsburg 1996, S. 65–77, hier: S. 67 verkürzt die Transformationszeit von der gehaltenen bis zur gedruckten Predigt auf „zwei bis drei Wochen“, sodass Rafetseders Annahme, der o. g. Druck sei vor Ende 1520 hergestellt worden, sehr große Wahrscheinlichkeit besitzt.

⁷⁹ Helmut Claus: Flugschriften der frühen Reformationsbewegung, Bd. 2, hrsg. von Adolf Laube, Berlin 1983, S. 740 mutmaßt zu Recht 1521 als Ulharts Arbeitsbeginn in der Öglin'schen Offizin.

bar. Manche Lieder hat Öglin im selben Jahr (1513, 1516) ein zweites Mal gedruckt, das Herzog-Ulrich-Lied kann in zwei Tönen gesungen werden (VD16 ZV 18 258 und VD16 N 1252).⁸⁰ Kein Liederdruck zeigt eine Melodie an, da diese im Titel als „in der weiß [...]“ oder „im thon [...]“ genannt und für den Vorleser/Vorsänger als bekannt vorausgesetzt wurden. Dem letzten, 1520 gedruckten Lied (VD16 N 1318) fehlt am Ende die für ein Meisterlied typische Selbstnennung des Sängers; das Lied als „Mayster lied“ zu titulieren, ist also irreführend. Als Eigentum einer Singschule durfte ein Meisterlied ohnehin nicht gedruckt werden.⁸¹ Nach dem Ableben Öglins erschien in der Offizin kein einstimmiges Lied mehr.

Leser/Hörer, die mehr am Blick in die Zukunft interessiert waren, griffen lieber zu „Practica“-Drucken (z. B. VD16 R 1538 oder VD16 S 5396). Dieses beliebte Genre beschreibt den Einfluss von Himmelszeichen auf der Erde und prognostiziert daran die bedrohlichen Ereignisse des nächsten oder übernächsten Jahres (z. B. VD16 C 1032). Da sich die Stellung der Planeten stets ändert, ändern sich auch ständig die davon abhängigen irdischen Zustände und menschlichen Schicksale, die in einer neuen „Practica“ von Johannes Carion (1499–1537), Johannes Virdung (1463–1538/39) oder Alexander Seitz (ca. 1473–nicht vor 1545) berechnet und beschrieben wurden.⁸² Die Praktikendrucke erlangten wegen der Profession ihrer Verfasser – Astrologe, Mathematiker, Arzt – größte Glaubwürdigkeit beim Publikum, das neugierig war, vom prophezeiten Weltuntergang mehr zu erfahren.

Wirtschaftsrechtliche Literatur wie die „Formulare unnd tutsch rhetorica“ (VD16 G 1893) erläuterte alle Arten von Geschäftsbriefen inklusive Testament, wie diese „Formulare“ zu verfassen sind und andere juristische Fragen.⁸³ Mit 83 Blättern war sie recht üppig geraten, welche die für das Augsburger Handelspatriziat veröffentlichten Lehrbücher, sprich: Wörter- und Rechenbücher gut ergänzt. Der Jurist Heinrich Geßler (gestorben 1519)

⁸⁰ Auf dem Titelblatt des vermutlich im September/Oktober 1513 gedruckten Kriegslieds VD16 G 1176 wird der Reichsadler verwendet. Öglin wurde aber Februar 1513 bis 1514 aus Augsburg verwiesen (freundlicher Hinweis von Nicole Schwindt). Auf Nachfrage bestätigte die Arbeitsstelle VD16 an der Bayerischen Staatsbibliothek die Druckerbestimmung als korrekt. M. E. stammt dieser Druck aber vom zweiten in Augsburg ansässigen kaiserlich privilegierten Drucker, Johann Schönsperger d. Ä. (um 1455–1521). Es wäre nicht sein erster Druck eines Kriegslieds (vgl. VD16 G 2174). VD16 G 1176 könnte aber auch von Erhard Öglins Frau Barbara gedruckt worden sein, welche die Druckerei nach dem Tode ihres Ehemanns als „buchtruckerin“ ab 1521 weiterführte.

⁸¹ Vgl. Manfred Günter Scholz: Art. „Meistersang“, in: Metzler Literatur Lexikon, hrsg. von Günther und Irmgard Schweikle, Stuttgart 1984, S. 280.

⁸² Vgl. Alexander Seitz: Sämtliche Schriften, hrsg. von Peter Ukena, Bd. 2, Berlin u. a. 1975, S. 424–427.

⁸³ Nach Friedrich Knapp: Geschichte des deutschen Buchhandels, Leipzig 1886, S. 333 brachte der Drucker Anton Sorg (um 1460–1530) in den Jahren 1482 bis 1491 bereits mehrere Auflagen eines Formularbuchs in Augsburg heraus.

brachte die Schrift zuerst 1502 in Straßburg heraus (VD16 G 1892), 1507 druckte sie Öglin nach.

Aus heutiger Sicht ist ein Nachdruck von Öglin wie von jedem anderen Nachdrucker unrechtmäßig, da es dem eigentlichen Urheber den vollen Gewinn vorenthält; ein Urheberrecht gab es aber damals nicht. Die Nachdrucker waren sich keiner Schuld bewusst, im Gegenteil: Wie aus einem Schreiben des Basler Druckers Froben an Luther 1519 hervorgeht, berichtet Froben wie selbstverständlich von seinem Nachdruck verschiedener Lutherschriften ihrer hohen Qualität wegen.⁸⁴ Offenbar sahen die Drucker darin nicht nur eine – unrechtmäßige – Gewinnquelle, sondern auch einen immateriellen Gewinn für die wissensdurstige Öffentlichkeit, der bei nicht erfolgtem Nachdruck unterblieben wäre. Dieser altruistische Gedanke hat aber klar zurückzustehen hinter dem ökonomischen: Eine Offizin war ein auf Gewinn und Verlust arbeitendes Unternehmen, das langfristig Gewinn erwirtschaften musste, wenn der Betreiber und sein Hauswesen – worunter seine Bediensteten und Investitionen für seine Offizin zu zählen sind – davon leben wollten.⁸⁵ Dafür war auch das Mittel des Nachdrucks recht.

Öglins Offizin im Reformationszeitalter

In den Jahren 1505 bis 1520 erschienen mindestens 105 Drucke unterschiedlicher Genres (s. o.) in Öglins Offizin, davon ca. 53 mit Autorennamen. Er verlegte, teilweise in Herausgeberschaft Konrad Peutingers, bekannte Humanisten und Theologen wie bspw. Conrad Celtis (1459–1508, vgl. VD16 G 4135 und VD16 G 4136) und Erasmus von Rotterdam (1466/69–1536, vgl. VD16 E 3308), die den Einklang von christlicher Botschaft und antiker Bildung beschrieben und das literarische Publikum ebenso zum Kauf anreizen sollten wie Martin Luther, der 1520 für ein Nationalkonzil appellierte, da alle Christen geistlichen Standes seien (VD16 L 3854).⁸⁶ Barbara Öglin verlegte diese Autoren mit Ausnahme der reformatorischen Galionsfigur Luther nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr. Die Mehrzahl der Drucke bis 1520 erschien immer noch ohne Autorennennung. Erst die fast ausnahmslos reformatorischen Drucke ab 1521 nennen mehrheitlich ihre Verfasser, nämlich

⁸⁴ Vgl. *Deutsche Flugschriften zur Reformation (1520–1525)*, hrsg. von Karl Simon, Stuttgart 1980, S. 7.

⁸⁵ Insofern möchte ich das von van Dülmen definierte Ziel der Auskömmlichkeit für einen handwerklichen Haushalt in Frage stellen (vgl. R. van Dülmen [wie Anm. 8], S. 16 f.). In der jungen, zunftlosen Druckbranche war das Streben nach Profit für das Bestehen eines Betriebs sicher maßgeblicher als nur so viel zu arbeiten, „wie es zum Lebensunterhalt nötig war“ (ebd., S. 74).

⁸⁶ Zu Peutinger und Celtis vgl. C. Treml (wie Anm. 68), S. 62–64.

30 Autoren, ein Werk erschien unter Pseudonym (Judas Nazarei), 22 Werke erschienen anonym.

Wie erwähnt, dehnten die Witwe Öglin und Philipp Uhart d. Ä. das Druckvolumen nach Öglins Tod erheblich aus, Letzterer aus reformatorischem – nicht unbedingt streng lutherischem – Engagement heraus, mit dem ein ökonomisches Interesse einherging.⁸⁷ Uhart d. Ä. wie seine Konkurrenten erkannten die besondere Verkaufsträchtigkeit der Schriften Luthers und seiner Mitstreiter, die es durch den Gebrauch der deutschen Sprache unter Beibehaltung des geistigen Niveaus verstanden, den „gemeinen Mann“ so anzusprechen, dass daraus eine Massenbewegung resultierte, die nach mehr Schriften verlangte:⁸⁸ Die Flut reformatorischer Schriften war ein bis dahin nicht gekanntes Medienereignis.⁸⁹ Zieht man nur die Augsburgs Lutherdrucke der Jahre 1518 bis 1522 in Betracht, erzielte Augsburg im Vergleich zu anderen Druckerstädten wie Wittenberg und Leipzig einen Spitzenplatz. Summiert man die Lutherdrucke dieser fünf Jahre, sind in keiner Stadt mehr Ausgaben erschienen als in Augsburg!⁹⁰

Bis 1520, als Öglin nur eine von Martin Luther verfasste Schrift verlegte, in welcher der Reformator die Einberufung eines freien, christlichen Konzils fordert (VD16 L 3854), hatte Öglin aber nicht gerade zur zügigen Verbreitung reformatorischer Ideen im Volk beigetragen. Daran ändert auch ein nach dem 23. Oktober 1520 – im Text ist von Kaiser Karl V. die Rede – von einem pseudonymisierten „Dr. Sewkopff“ gedichtetes, reformatorisches Meisterlied nichts (VD16 N 1318). Sind diese beiden Drucke als erste Zuwendung Öglins zum Luthertum zu werten oder lediglich als ein Setzen auf die Reformation aus ökonomischen Gründen? Wegen seines Todes in der Phase der Frühreformation kann die Frage nicht beantwortet werden.

Am 28. August 1520 bestellte der Augsburger Stadtrat um der Wahrung der städtischen Ruhe willen elf Buchdrucker in das Rathaus, um ihnen einzuschärfen, nichts ohne Wissen des Rates zu drucken.⁹¹ Hintergrund dieser Vorzensur waren „irrunge die sich [...] zwischen den geistlichen und doctoren der heiligen geschrift, des gleichen in schmach und verletzung der ernen sachen“

⁸⁷ B. Moeller, Reichsstadt (wie Anm. 23), S. 53 weist auf Ulharts schlagartige Umstellung von Lutherdrucken auf „die Veröffentlichung polemischer Traktate gegen die Wittenberger Abendmahlslehre“ im Jahre 1525 hin.

⁸⁸ Vgl. Herbert Walz: Deutsche Literatur der Reformationszeit (Germanistische Einführung in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse der Disziplinen und Teilgebiete), Darmstadt 1988, S. 67.

⁸⁹ Vgl. H. Schilling (wie Anm. 16), S. 13 und B. Moeller, Reichsstadt (wie Anm. 23), S. 32 und S. 79f.

⁹⁰ Vgl. T. Hohenberger (wie Anm. 77), S. 31.

⁹¹ Vgl. K. d’Ester (wie Anm. 6), S. 62.

eingestellt hatten.⁹² Da in Augsburg zu dieser Zeit mehr als elf Buchdrucker ansässig waren (s. o.), kommen also nur diejenigen infrage, die tatsächlich reformatorische Flugschriften polemischen Inhalts – mit Schmähliteratur ist nichts anderes gemeint – gedruckt hatten und vom Rat für ihre Verbreitung verantwortlich gemacht wurden. Der o. g., 1520 in Öglins Offizin erschienene Appell Luthers (VD16 L 3854) ist zwar nicht polemischer Natur, dennoch wurde auch Öglin aufs Rathaus zitiert, da dieser Druck vermutlich reichlich Diskussionsstoff unter den theologischen Lagern bot und der Drucker sein Geburtshelfer war.⁹³ Der Rathauftermin im August 1520 grenzt also als terminus ante quem das Erscheinen dieser Lutherschrift zeitlich etwas näher ein, als dies bisher geschehen ist. Die Einbestellung der Buchdrucker ins Rathaus zeigt die aufgeheizte Stimmung unter den religiösen Profis, entfacht von geschäftstüchtigen Buchdruckern, die es sich auch nach der obrigkeitlichen Ermahnung nicht nehmen ließen, weiter Reformationsliteratur – „Dr. Sewkopffs“ Meisterlied etwa – zu drucken. Am 28. August 1520 ist Öglin übrigens letztmalig urkundlich bezeugt.⁹⁴

Konkurrent Nadler erkannte viel früher als Öglin die Tragweite der Schriften Luthers und gab dem Reformator bereits 1518 Gelegenheit, mit dem gedruckten „Sermon von dem Ablaß und Gnade“ seine 95 Thesen zu erläutern (VD16 L 6265). Zwei Jahre später brachte er Luthers Schrift „Von der freihait“ (VD16 L 7193) heraus. Auch Johann Otmars Sohn Silvan (um 1481–1540), der seines Vaters Offizin ca. 1513 übernommen hatte, reagierte mit der Vorlage der „Bibel teütsch“ (VD16 B 2676) 1518 rascher als Öglin auf den Wittenberger Mönch.

Erst 1521, jedenfalls nach Öglins Tod, schlugen die theologisch-kirchlichen und ständisch-politischen Auseinandersetzungen in Deutschland in der Offizin Öglin zu Buche. Barbara Öglin stellte 1521 einen Lutherdruck her, 1522 unter Einfluss Philipp Ulharts d. Ä. aber fünf. In diesen Schriften trat Luther weniger als Prediger der römischen Kirche auf – etwa mit seiner Auslegung der Lukaspassion oder eines Gleichnisses (beides VD16 L 5576) – denn vielmehr als Theologe, den ein äußerer Anlass zur Erläuterung seines Standpunktes motivierte (z. B. VD16 L 7369) oder der kirchliche Streitfragen argumentativ abhandelte. So kritisierte er in einem „sermon“ (Predigt) bspw. die Binde- und Lösegewalt des Papstes (VD16 L 4218), in einer anderen Schrift den Missbrauch des Beichtgeheimnisses (VD16 L 6856). Wenn Luther gegen den geistlichen Stand des Papstes polemisiert, verlässt er den üblichen, gerin-

⁹² Zitiert nach Hermann Wilhelm Giudice: Privileg und Zensur im Zeitalter des Merkantilismus, Mainz 1970, S. 34.

⁹³ Auch der aufs Rathaus zitierte Hans (Werlich) von Erfurt, der von 1525 bis 1532 in Reutlingen wirkte, stellte Reformationsschriften her, u. a. ebenfalls Luthers Appell für ein freies Kirchenkonzil (VD16 L 3851) (vgl. Chr. Reske, Buchdrucker [wie Anm. 11], S. 35, P. Amelung, Schwäbische Drucker (wie Anm. 6), S. 523 und J. Benzing [wie Anm. 11], S. 16).

⁹⁴ Vgl. H. Claus (wie Anm. 79), S. 740.

gen Umfang einer viel gelesenen, viel gehörten Flugschrift, dann läuft ihm der Mund auf 27 Blättern über (VD16 L 7406).⁹⁵

Der Reformator war für die Öglin'sche Offizin als Haupt der evangelischen Bewegung zweifelsohne die zugkräftige Galionsfigur für den Verkauf reformatorischer Schriften. Ein- und dieselbe Schrift (z. B. VD16 L 7406) erschien zeitgleich bei Öglin und anderen Druckereien, da sich die Drucker hohen Umsatz mit Lutherschriften und Drucken anderer reformatorischer Autoren erwarteten. Nicht anders bei Nadler: Bereits ab 1520 wuchs das Druckvolumen seiner Offizin dank Luthers Schriften fast explosionsartig an und überflügelte das der Öglin'schen Offizin bei Weitem. Hier wie dort kommen neben luthertreuen Autoren wie Johannes Ökolampadius (VD16 O 359) oder Laux Gemigger (z. B. VD16 G 1075) sogar radikalreformatorische Autoren wie Ulrich Hutten (VD16 H 6252), Johann Eberlin von Günzburg (VD16 ZV 4828), der von den Reformationsführern als Vorläufer ihrer Bewegung vereinnahmte Theologe Hieronymus von Prag (VD16 P 3862) oder Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt (VD16 B 6235), zu Wort, der mit Luther 1521/22 Differenzen hatte.⁹⁶ Im Unterschied zu Philipp Ulhart d. Ä., welcher als Sympathisant radikaler Reformatoren dem Verlagsprogramm eine ideologische Engführung verpasste, verlieh Jörg Nadler der römischen Kirche immer noch eine Stimme, wenn er Legenden über Heilige wie der hl. Brigitta (VD16 ZV 31 228) oder Bibelauslegungen von Autoren wie Erasmus von Rotterdam (z. B. VD16 E 3111) herstellte. Aber auch Nadler – sei er altgläubig, sei er lutherisch – machte auch und gerade mit Luther gute Umsätze. Insgesamt wurden die Schriften der römischen Kirche verdrängt.

Die reformatorischen Drucke im Öglin'schen Programm positionierten in Predigt (sermon, z. B. VD16 D 1432) und Dialog die neue Lehre gegen den alten Glauben und dessen prononcierte Verteidiger; die literarische Form des Briefes fehlt im Programm. Die zunächst in der Kirche gehörten (Themen-)Predigten (z. B. VD16 L 4218) wurden später gedruckt und erweiterten somit den Rezipientenkreis um ein Vielfaches. Die schriftliche Predigt unterscheidet sich von der mündlichen insofern, als der Prediger die Verschriftlichung für die Vertiefung reformatorischer Positionen nutzte.⁹⁷ Nur die dritte literarische Form, der Dialog, ist häufiger als die Predigt im Öglin'schen Druckwerk anzutreffen.

⁹⁵ Vgl. T. Hohenberger (wie Anm. 77), S. 29. Diese Lutherschrift brachte es bis Ende 1522 auf 14 Auflagen.

⁹⁶ Vgl. Handbuch der Kirchengeschichte, hrsg. von Hubert Jedin, Bd. 4, Freiburg im Breisgau 1985, S. 125 f.

⁹⁷ Vgl. H. Walz (wie Anm. 88), S. 70.

Dialogflugschriften

Die Öglin'schen Dialogflugschriften sollen insoweit erläutert werden, als an ihnen der ab spätestens 1521 einsetzende Beitrag zur Verbreitung der Reformation durch Barbara Öglin und Philipp Uhart d. Ä. kenntlich wird. Die erste Dialogflugschrift verbreitete statt Bildung Polemik gegen die römische Kirche. Als Vertreter der „Gesprächsbüchlein“ wetterte Martin Luthers enger Vertrauter Johannes Agricola (1494–1566) 1522 gegen den Franziskaner Thomas Murner (1475–1537), den Theologen Johannes Eck (1486–1543) und andere Altgläubige:

„Secht die ellenden/unsaligen und verzweifelten feynde des doctors Martinus Luthers/den Thoman Murner/und den Kreter wedel. Vor wenig tagen seynd sy menschen gewesen/Aber jetzung seynd sy durch ain betriegung/so sy jnen selbs gemacht haben/durch aines Teuffels zuthun und zauberey/welcher Plutus/das ist reichthumb/haist/der Murner in ain Trachen/und der Wedel in ain saw/der Emser in ain bock/unnd doctor Damm in ain Esels kopff/unnd der Aleander in ain Löwen/und Eckius mitt dem Questen wedel/verwandelt worden“ (VD16 A 1007).

Diese Fünf hatten sich gegen die „wahrhait“, welche natürlich nur die lutherische sein kann, geäußert und wurden zur Strafe in „wilde unvernünfftige Thier verwandelt“. Dem Leser/Hörer diene die auf dem Titelblatt zu sehende Metamorphose zum Amüsement, aber auch als Warnung vor den Schriften der in der alten Kirche beheimateten Glaubensfeinde.

Murner hatte es Ende Dezember 1520 gewagt, „den Zerstörer des Glaubens Christi, Martinum Luther, einen Verführer der einfältigen Christen“, und dabei auch „hanß karsten und die unuerstendig gemein“ in der Schrift „An den Großmechtigsten vn[d] Durchlüchtigste[n] adel tütscher nation“ anzugreifen.⁹⁸ Bereits im Januar 1521 erfolgte die nachgedruckte Replik in Form der anonymen Dialogflugschrift „Karst Hanns“ (VD16 K 127), in welcher der „wilde, unvernünfftige“ Franziskanerpater in der Gestalt einer Katze der Lächerlichkeit preisgegeben wird.⁹⁹ Hans Karst, sein Sohn und Mercurius werden dagegen in menschlicher Gestalt abgebildet. Obwohl Karst „nur“ Bauer ist – seine geschulte Hacke macht ihn als solchen kenntlich –, stellt ihn der theologisch versierte Verfasser nicht als ungehobelten, dummen Tölpel, sondern als bibelfesten, vernünftigen Mann dar. Hans Karst lässt seinen Sohn studieren, sodass dieser als Dolmetscher zwischen ihm und dem nur lateinisch sprechenden Mercurius fungiert. So in die Theologie eingeweiht, beklagt der verständige Bauer als Vertreter des Luthertums die kirchlichen

⁹⁸ Zitiert nach: Deutsche Flugschriften (wie Anm. 84), S. 103.

⁹⁹ Johann Prüß veranstaltete in Straßburg im Januar 1521 den Erstdruck, den Murner sofort beschlagnahmen lassen wollte (vgl. Werner Lenk: Die Reformation im zeitgenössischen Dialog [Deutsche Bibliothek, Bd. 1], Berlin 1968, S. 253).



Vom Schimpf- zum Ehrennamen: Wurde „Karsthans“ vor der Reformation als Prototyp des Bauertölpels beschimpft, stellten ihn die reformatorischen Schriftsteller als lernfähigen, wissbegierigen und deshalb dem reformatorischen Gedankengut aufgeschlossenen Standesvertreter dar. Nichtsdestoweniger verbreitete sich die reformatorische Lehre zunächst in der Stadt, von dort aus erreichte sie erst später den „Karsthans“ auf dem Land.

Verhältnisse und belehrt den Priester Murner, der sich schließlich geschlagen geben muss. Die Botschaft, dass die reformatorische Lehre die einzig wahre ist, würzt der anonyme Verfasser mit modischem Grobianismus: „Murner: Du bist ain gauch. Karst. un du auch“. Sei es Bauer, sei es der einfache, fromme „lay“ im „Dialog von der Zwietrachtung des heiligen christlichen Glaubens“ (VD16 D 1334):¹⁰⁰ Immer versteht es der „gemeine Mann“ als „homo religiosus“, den Theologen der Alten Kirche mit den besseren Argumenten zu überzeugen und mit seinem letzten Wort den interessierten, aber noch unentschlossenen Leser/Hörer für die reformatorische Bewegung geneigt zu machen. Gleichsam als Dreschplatz für die wahre Kirche ist auch die von einem Anonymus 1521 verfasste Flugschrift „Ain schoener dialogus“ (VD16 S 3432) sowie der 1522 gedruckte „Dialogus oder gesprechbüchleyn(s)“ (VD16 G 3980) von Caspar Güthel (1471–1542) zu verstehen, einem ehemaligen Mitbruder und reformationsgesinnten Freund Martin Luthers. Bei Lichte besehen ist Güthels „Dialogus“ eher der Monolog eines Meisters, dem die Fragen seines Schülers Gelegenheit geben, dem Leser/Hörer evangelische Positionen unter besonderer Berücksichtigung des Sola-scriptura-Prinzips auf 47 Blättern ausführlich vorzustellen.

¹⁰⁰ 1521 erschienene, 1522 verbesserte („widerumb fleyssig überlesen gebessert und gemeret“) Neuauflage.

Auf eine fünfte und letzte reformatorische, originelle Dialogflugschrift soll noch aufmerksam gemacht werden. Ulrich Bossler, vermutlich Apotheker, lässt die Salbe „Apostolicum“ mit der Wurzel „Angelica“ über Luthers Lehre debattieren. Nach Susanne Schuster ist die Herstellung der Flugschrift kurz nach dem 1. April 1521 zu datieren, kurz vor Luthers Verhör vor dem Reichstag in Worms.¹⁰¹ Auch diese Flugschrift soll die Gegner Luthers von der Richtigkeit der reformatorischen Lehre überzeugen und den bereits der Reformation Anhängenden zur Orientierung dienen. Anders als der Speyerer Druck im gleichen Jahr, der den Holzschnitt einer zum Kauf einladenden Apotheke auf dem Titelblatt zeigt (VD16 B 6783), bietet Barbara Öglin die Flugschrift mit einem Titelblatt an, das den Titel in einem schroff wirkenden Renaissanceportal abgedruckt zeigt. Nach Bellot ist die mangelnde künstlerische Typographie der raschen Herstellung reformatorischer Schriften geschuldet.¹⁰²

In allen besprochenen Dialogflugschriften ist die Wechselrede der Gesprächspartner nicht durch den Einsatz einer jeweils neuen Zeile gekennzeichnet, da diese Platzersparnis die Druckkosten dämpfen sollte (vgl. auch VD16 S 3424). Viel evangelische Glaubenspropaganda auf engem Raum für einen nicht zu hohen Preis zu bieten hat auch auf dem Verkäufermarkt Vorrang vor Leserfreundlichkeit.¹⁰³ Der Preis für eine Flugschrift dürfte aber selbst für regelmäßig Besoldete (z. B. Soldat, Priester) immer noch hoch gewesen sein, für Handwerker und Arbeiter zumeist zu hoch.¹⁰⁴ Nur „Spitzenbeamte“ wie etwa ein Stadtschreiber konnten sich dickleibige Bücher kaufen.¹⁰⁵ Unbeschadet der insgesamt gestiegenen Lesefähigkeit dürfte nur dieser Einkommenschicht der vertiefte Wissenserwerb über die neue Lehr’ vorbehalten geblieben sein.

Fazit

Der Mitte der 70er Jahre des 15. Jahrhunderts in Reutlingen geborene Erhard Öglin erlernte das Druckerhandwerk bei Johann Otmar, arbeitete von 1491

¹⁰¹ Susanne Schuster: *Dialogflugschriften der frühen Reformationszeit* (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 118), Göttingen 2019, S. 68 f.

¹⁰² Vgl. J. Bellot (wie Anm. 10), S. 253.

¹⁰³ H.-J. Künast, *Martin Luther* (wie Anm. 78), S. 68 errechnete, eine Flugschrift entspreche einer etwa zweistündigen Arbeitszeit eines Maurermeisters. Das würde für heute einen Gegenwert von ca. 18,75 bis 20 Euro bedeuten, wenn man annimmt, dass ein Maurermeister 3000 Euro brutto/Monat verdient und dafür 160 Stunden arbeitet. Im 16. Jahrhundert hing die Arbeitszeit aber u. a. von der Jahreszeit ab.

¹⁰⁴ Martin Brecht: *Kaufpreis und Kaufdaten einiger Reformationsschriften*, in: *Gutenberg-Jahrbuch 1972*, S. 169–173 versäumt leider, die von ihm ermittelten Bücherpreise in Relation zu einem Handwerkerlohn bzw. Arbeitszeiten zu setzen.

¹⁰⁵ Vgl. Manfred Sauer: *Die deutschen Inkunabeln, ihre historischen Merkmale und ihr Publikum*, Düsseldorf 1956, S. 24.

bis 1495 in seiner Vaterstadt und später in Basel als Geselle. Nach einem 1498 aufgenommenen Studium in Tübingen kehrte er als Magister in seinen alten Beruf zurück und begab sich 1502 vermutlich mit seinem ehemaligen Kommilitonen Silvan Otmar, sicher aber mit dessen Vater Johann Otmar nach Augsburg, der Fuggerstadt, die mannigfache wirtschaftliche und (kultur-)politische Vorteile für den Aufbau einer Offizin bot. Öglins ebenfalls aus Reutlingen stammender Landsmann Günter Zainer hatte dort bis 1478 drucktechnische Maßstäbe gesetzt. Warum sollte das seinem jungen, gelehrten Nachfolger nicht auch gelingen? Die Bischofsstadt war vor allem für deutschsprachige, illustrierte (Bibel-)Drucke bekannt, die dank weitreichender Handelsverbindungen ihren Weg in alle Himmelsrichtungen fanden.

1503 ehelichte Öglin seine Frau Barbara, die nach dem Tode ihres Mannes die Offizin für zwei Jahre (1521/1522) führte. Von 1502 bis 1504 ist bislang kein Druck Öglins nachweisbar. Vermutlich stellte er in diesen Jahren eine Menge Einblattdrucke her, die ihn zwar steuerpflichtig machten, die aber wegen ihres geringen Werts und ihres raschen „Verfallsdatums“ nicht – und ansonsten nur selten – aufbewahrt wurden. Zurzeit sind nur 13 Einblattdrucke aus der Offizin Öglin nachweisbar. Erst 1505 druckte er mit seinem ehem. Lehrherrn Johann Otmar eine erste nachweisbare, lateinische Flugschrift. Öglins erster selbstständiger Druck datiert aus dem Jahr 1506. In den folgenden Jahren druckte die Offizin Texte aus allen Genres, die gewinnbringend erschienen. Wirtschaftsliteratur, politische Literatur und zeitungähnliche Flugschriften – hier sind Reisebeschreibungen hervorzuheben – waren in der schwäbischen Metropole und anderen Wirtschaftszentren besonders absatzträchtig; von einem die Verlagsdruckerei charakterisierenden Programm im heutigen Sinn kann aber keine Rede sein.

Der Jungunternehmer fungierte nicht nur als Gemeinschaftsdrucker – oftmals mit Jörg Nadler – und als auf Gewinn und Verlust arbeitender Drucker-Verleger, sondern auch als abhängiger Lohndrucker, d. h., er entging in dieser Funktion zwar dem vom Verleger übernommenen Kostenrisiko, war aber an dessen Weisungen gebunden. In diesen drei Funktionen hielt sich Öglin auf dem umkämpften Buchmarkt über Wasser. Zurzeit sind 158 Flugschriften aus seiner Druckerei nachweisbar.

Auf Fürsprache des Humanisten und Stadtschreibers Konrad Peutinger stellte der kaiserliche Hof Öglin von 1508 bis 1511 ein Druckprivileg aus, das ihm im Zeitalter des straffreien Nachdrucks neben dem Imagegewinn einen Zeitvorsprung vor der Konkurrenz verschaffte. In diesen Jahren erhielt Öglin Aufträge für den Druck von „Amtssachen“ – ein Genre, das für einen Nachdruck wenig attraktiv war. Der Grund für seine Ausweisung aus Augsburg 1513 ist unbekannt, ein Jahr später aber durfte er – wiederum auf Fürsprache Peutingers – in die Reichsstadt zurückkehren.

Der Schwabe Öglin war ein innovativer Kopf und druckte 1512 als Erster nördlich der Alpen einen aus Kupferlettern gedruckten Mensuralcodex mit

vierstimmigen Liedern (VD16 G 1651), der mindestens genauso innovativ war wie die Odendrucke 1507 (VD16 M 4465). Eine weitere technische Spitzenleistung folgte 1514 mit einem Grammatikbuch in hebräischen Lettern (VD16 B 6356). Diese Druckprojekte erforderten ungewöhnlich hohe Investitionskosten, die zu decken auf ein finanziell solides Klein-Unternehmen schließen lässt. Erst Öglins Nach-Nachfolger Uhart sollte die Offizin ab 1523 unter seinem Namen zum Großbetrieb erweitern.

Im August 1520 bestellte der Stadtrat Öglin mit zehn anderen Augsburger Druckern ein, weil er ihnen vorwarf, theologische Schmähschriften, die unter Theologen und Geistlichen für Zank sorgten, gedruckt zu haben. Öglin, der am ab 1518 einsetzenden Medienereignis „Reformation“ nicht teilhaben wollte oder die Bedeutung Luthers schlichtweg nicht erkannte, hatte bis zur Ermahnung der Stadtväter, den Druck solcher Polemiken zu unterlassen, gerade mal einen Lutherdruck hergestellt – ob aus beginnendem Interesse für die Lehre des Reformators oder aus Konkurrenzgründen, sei dahingestellt.

Öglins Tod muss weiterhin gegen Ende 1520/Anfang 1521 angesetzt werden, da sich ab 1521 das Verlagsprogramm reformatorischen, ja radikalreformatorischen Schriften in einem Maße öffnete, das nur auf die entsprechende religiöse Haltung des anstelle Öglins in der Offizin arbeitenden Druckers Philipp Uhart d. Ä. zurückzuführen ist. Ihm gewährte Öglins Witwe und Firmeninhaberin Barbara bei der Programmauswahl freie Hand. Hierbei spielten die trotz massenhafter Herstellung immer noch hochpreisigen, deutschen und deshalb allgemeinverständlichen Dialogflugschriften, teilweise polemischen Inhalts, eine führende Rolle. Erst jetzt trug Öglins Offizin zur Verbreitung des neuen Bibel- und Glaubensverständnisses in Augsburg und andernorts bei. 1523 schied die „buchtruckerin“, die nicht nur die Frau eines „Truckers“, sondern schon zu Lebzeiten ihres Mannes in der Offizin mitgearbeitet und das Handwerk des Druckens gelernt haben dürfte, aus der Firma aus, und Uhart setzte seine Druckertätigkeit unter eigenem Namen mit dem Typenmaterial Öglins fort.

Öglins nahezu gesichertes Todesjahr lässt seine bisher angenommenen Geburtsjahre um 1470 um einige Jahre nach hinten rücken, möchte man den oben ausgeführten Untersuchungen von Dülmens folgen. So könnte die Lebensspanne Erhard Öglins mit 1474/1475 bis Ende 1520/Anfang 1521 neu bestimmt werden.

Erhard Öglin und die Anfänge des deutschen Notendrucks

Nicole Schwindt

Zu Öglins Biographie bis zu seiner Wirkungszeit in Augsburg

Am Ende des Jahres 1520, spätestens zu Anfang von 1521, starb in Augsburg ein Buchdrucker, der zwei Jahrzehnte lang nicht unwesentlich zum Ruf der schwäbischen Reichsstadt als Zentrum des deutschen Buchdrucks in der Frühen Neuzeit beigetragen hat: Erhard Öglin. Die Geltung Augsburgs als Erfolg versprechendes Pflaster für die noch junge Unternehmensform hatte den Reutlinger Buchdrucker Johann Otmar 1502 in die Druckhochburg am Lech übersiedeln lassen. Er nahm nicht nur seinen Sohn Silvan mit, der mit dem Vater die Otmar-Offizin betrieb und sie nach dessen Tod zu einer wichtigen Druckwerkstätte für Reformationsschriften machen sollte, sondern in seiner Gefolgschaft zog der ebenfalls aus Reutlingen stammende junge Kollege Öglin mit. Aus dem Blickwinkel des Buchdruckgewerbes bestand allemal eine besondere Beziehung zwischen den beiden Reichsstädten. Denn der Augsburger Buchdruck verdankt überhaupt seinen Startschuss der Initiative eines Reutlingers: Der „Urvater“ des neuen Metiers in Augsburg war Günther Zainer, der dort 1468 sein erstes Druckwerk publizierte und den Grundstein dafür legte, dass Augsburg zu einem der fünf führenden Buchzentren des Reichs werden sollte.

Die hervorragenden wirtschaftlichen und sonstigen infrastrukturellen Bedingungen der Handelsmetropole, die zudem in kulturpolitischer und finanztechnischer Hinsicht bevorzugtes Terrain Kaiser Maximilians I. war, machen den Schritt der Drucker aus der Achalmstadt verständlich. Zwar gehört Reutlingen zu den Städten, in denen die Schwarze Kunst schon sehr früh, nämlich um 1474/75, ausgeübt wurde, aber es sollte sich nicht zu einem Zentrum entwickeln. Der erste Drucker, Michael Greyff, unterhielt seine Offizin bis ins zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in seiner Heimatstadt, mit Johann Otmar entstand ihm 1482 sogar ein Konkurrent. Sicher in der Hoffnung auf eine Intensivierung der bisherigen Universitätsaufträge, verlegte dieser seine Offizin Ende 1497 nach Tübingen, wo es bislang keine Druckerei gegeben hat. Doch selbst Otmars Immatrikulation, die ihn als für die Universität dienstberechtigten Drucker auswies, und eine regelmäßige Druckaktivität führten offenbar zu einer so wenig befriedigenden Geschäftslage, dass er 1502 eine prosperierendere Verlagsumgebung suchte und nach Augsburg ging.

Erhard Öglins Lebenslauf hängt eng mit dem Johann Otmars zusammen. Dass er wie sein Mentor aus Reutlingen kam (und wahrscheinlich auch daher gebürtig war), gab er selbst im Erscheinungsvermerk eines Gemeinschaftswerks mit Otmar zu erkennen. Der Kolophon der 1505 in Augsburg erschienenen *Egredia venerabilis* des Johannes Fabri liest sich: „M[agistri] Ioanes otmar et Erhardus ocellus Reitlingi [...] impresserunt“. Für den lateinischen Druck hat er seinen Namen nach humanistischem Brauch, d. h. mehr oder weniger assoziativ, latinisiert und aus „Öglin“ wurde „Äuglein“ („ocellus“). Die Herkunft des Namens hat wohl kaum etwas mit dem Sehorgan zu tun. In Reutlingen nachgewiesen sind Familiennamen wie Egling(er) (von Hohenstein-Eglingen, Lkr. Reutlingen) und Ärglin oder Erglin.¹ Die Schreibung des Namens mit anlautendem „E“ findet sich nur in Öglins frühen Jahren.

Zu Erhard Öglin selbst haben sich keine archivalischen Dokumente in Reutlingen erhalten, aber seine anhaltende Verbundenheit mit Otmar lässt mit einiger Gewissheit annehmen, dass er bei ihm das Druckerhandwerk erlernt hat. Die Schätzungen seines Geburtsjahres (zwischen 1470 und 1475, mit Tendenz zu Ersterem) beruhen auf der Altersannahme eines Gesellen, der seinen Ausbildungsbetrieb verlässt. Für den ±18-Jährigen ist als erste auswärtige Station Basel dokumentiert. Am 26. Juni 1491 ließ er sich, ohne dass dies für Drucker verpflichtend gewesen wäre, unter dem Namen „Erhart Egling der Buchtrucker“ in die dortige Safran-Zunft aufnehmen, die viele Handwerke und Berufswege unter ihrem Dach vereinigte und ein nützliches Netzwerk der Buchproduzenten bildete. Von den üblichen 4 Gulden 2 Schilling zahlte er bar 1 fl 2 ß, für den gestundeten Rest bürgte der später berühmte Michael Furter.² Ihm scheint, wie nur sehr wenigen, das Heizgeld von der Zunftkasse erlassen worden zu sein, jedenfalls sind unter „Erhart Egling der Trucker“ keine Zahlungen verbucht.³ Kurz darauf, am 3. September, erwarb er das Basler Bürgerrecht. In den Listen der Neubürger wird er mit den Einträgen „Erhart Eglin von Ruttlingen der Buchdrucker“⁴ bzw. „Erhart Egle der Trucker“ aktenkundig. Er zahlte auch hier einen Gulden Aufnahmegebühr, drei wurden ihm gestundet.⁵ Sein prekärer finanzieller Status erlaubte es ihm nie, eine

¹ Egling(er): StadtA Rt., A 2 Nr. 1544 (1325, Juni 18) und Nr. 2360 (1355, Aug. 23); Ä/Erglin: ebd., A 3 Nr. 355 (1367, Dez. 10) und Nr. 356 (1368, Feb. 25), vgl. RUB Nr. 145, 504, 506.

² Archiv der E. E. Safran-Zunft Basel, Eintrittsrodel 1422–1593, fol. 218; vgl. Karl Stehlin: Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Aus den Büchern des Staatsarchivs, der Zunftarchive und des Universitätsarchivs in Basel, in: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 12 (1889), S. 6–70, hier S. 43, Nr. 1373.

³ Archiv der E. E. Safran-Zunft Basel, Heizgeldrodel 1487–1514, fol. 28; vgl. K. Stehlin, ebd., S. 45, Nr. 1409.

⁴ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Protokolle, Öffnungsbuch 7, fol. 10v; vgl. K. Stehlin, ebd., S. 36, Nr. 1269.

⁵ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Ratsbücher, P1 Bürgerrechtsgebühren 1486–1520, fol. 313; vgl. K. Stehlin, ebd., S. 38, Nr. 1301.

eigene Werkstatt in Basel zu betreiben und unter seinem Namen selbstständige Drucke herzustellen. Doch muss von Anfang an seine technische Expertise geschätzt gewesen sein, denn bereits 1491 (vielleicht schon 1490) machte er als Zeuge in einem Gerichtsstreit zwischen einem Drucker und einem Schriftgießer eine Aussage, bei dem es um den Lohn eines Kollegen für die Herstellung von Lettern, genauer: um die Qualität der Gießformen und das daraus resultierende Schriftbild ging. Neben zwei Meistern wurden zwei Fachleute ohne Meistertitel, darunter „Erhardus Oglin“, zu Details des Justierens von Gussmatrizen angehört.⁶ Öglin hatte also nicht nur allgemeine Kompetenzen im Drucken, sondern – was für seine spätere Tätigkeit in Augsburg nicht unerheblich sein wird – auch im Anfertigen des Typenmaterials.

Warum Öglins Wahl auf diese Metropole des Frühdrucks fiel – und nicht z. B. auf Straßburg –, hängt augenscheinlich mit persönlichen Kontakten zusammen. Aus der bedeutenden Papiermacherfamilie Gallician/Galliziani, die im späten 15. Jahrhundert in Basel ansässig und ebenfalls in der Safran-Zunft organisiert war, ist der Sohn Jakob Ende der 1480er Jahre nach Reutlingen gegangen, wo er vielleicht schon 1489, doch spätestens 1491 eine Papiermühle an der Echaz betrieb⁷ und das Reutlinger Bürgerrecht erworben hat. Nichts liegt näher als die Annahme, dass Jakob Gallician Öglin die Ortsveränderung nach Basel nahegebracht bzw. empfohlen und ermöglicht hat. Auch Jakob Gallician selbst war Mitglied der Safran-Zunft gewesen und geblieben.⁸ Noch im Sommer 1495 hatten die beiden über Jakobs Vater miteinander zu tun, da auch der Basler Papiermacher Michel Gallician Öglin Geld geliehen hatte. Zwei gerichtliche Vollmachten bezeugen die Beziehungen der drei Männer untereinander, die auf zumindest anfänglich gutes Einvernehmen schließen lassen: „Da gibt Michel Galician der bappirmacher burger ze Basel Jacoben Galician sinem bruderßsun burger zu Rittlingen die schuld so im Erhart Ouglin der buchtrucker ouch burger zu Rittlingen schuldig.“⁹ Und: „Da gitt gewalt meister Michel Galitzian Jacoben Galitzian sinem eelichen sun, die schuld so im Erhart Öglin der Trucker schuldig ist.“¹⁰

⁶ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Gerichtsarchiv, D Kundschaften (ohne Datum 1490 oder 1491), fol. 115 v; vgl. Karl Stehlin: Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Aus den Büchern des Basler Gerichtsarchivs, in: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 11 (1888), S. 5–182, hier S. 122, Nr. 765.

⁷ Lore Sporhan-Krempel: Vier Jahrhunderte Papiermacherei in Reutlingen (ca. 1465–1863), in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 13 (1973), Sp. 1513–1586, hier Sp. 1518.

⁸ Er erneuerte die Mitgliedschaft 1499, siehe Sandra Schultz: Papierherstellung im deutschen Südwesten. Ein neues Gewerbe im späten Mittelalter (Materiale Textkulturen, Bd. 18), Berlin 2018, S. 362.

⁹ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Gerichtsarchiv, A 41 Urteilsbuch des Großbasler Schultheißengerichts, fol. 5 v, zit. nach S. Schultz, ebd., S. 361; siehe auch K. Stehlin (wie Anm. 6), S. 154, Nr. 965 (23. Juni 1495).

¹⁰ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Gerichtsarchiv, A 40, fol. 247r (zit. nach S. Schultz, ebd.); siehe auch K. Stehlin (wie Anm. 6), S. 154 f., Nr. 9666 (28. Juli 1495).

Schulden waren offenbar ein ständiger Begleiter auf Öglins Lebensweg. Seinem Hauswirt, einem Tuchmacher in der zentralen Freien Straße, kam der Mietzins auch erst nach der Zwangsversteigerung von Öglins Besitz zu. Am 15. Januar 1496 wurden Steffan von Brunn aus dem Erlös der Verteilung „aus der Habe Erhart des Buchtrickers an der Fryenstraß“ (insgesamt nicht mehr als 13 Pfund, 5 Schilling und 3 Heller) nach Abzug der Gerichtskosten noch 7 lb, 5 ß und 7 h, ausbezahlt.¹¹ Spätestens am Jahreswechsel 1495/96 dürfte Öglin die Stadt am Oberrhein verlassen haben. Doch die Faktenkonstellation lässt kalkulieren, dass dies bereits im Sommer 1495 geschehen war, als Öglins Reutlinger Bürgerrecht dokumentiert war und Michel Gallician postwendend seinen Sohn in Reutlingen mit der Eintreibung der Schulden beauftragt hatte. Die Rückkehr in Otmars Offizin liegt auf der Hand.

Es muss zwar hypothetisch bleiben, ob es Öglins finanzielle und auf Dauer unbefriedigende berufliche Situation war, die den Ausschlag dafür gegeben hat, dass er ein Studium aufnahm. Doch die Strategie wäre plausibel und kann von Otmar angeregt worden sein, der selbst den Magistergrad besaß¹² und seinen Sohn Silvan zum Studium nach Tübingen geschickt hatte.¹³ Denn durch diesen Bildungszuwachs konnte Öglin immerhin zur Kategorie der „gelehrten“, lateinkundigen Buchdrucker aufrücken. Jedenfalls immatrikulierte er sich gemeinsam mit seinem mutmaßlichen Bruder am 2. Dezember 1498 an der Universität Tübingen: „Symon Öglin de Thuwingen“ und „Erhardus Öglin de Thuwingen“.¹⁴ Die Tatsache, dass die beiden als Tübinger geführt werden, lässt darauf schließen, dass sie schon seit einer Weile in der Universitätsstadt ansässig und wahrscheinlich als Gesellen bei Otmar tätig waren, der ja Ende 1497 seine Werkstatt hierher verlegt hatte. Bevor Öglin mit Otmar 1502 nach Augsburg ging und dort seinen ersten Druck 1505 mit seinem Lehrer gemeinsam herausbrachte, wird er sein Studium erfolgreich abgeschlossen haben, denn in seinem ersten allein firmierten Druck, dem *Ligurinus* von 1507, figuriert er nicht nur als Augsburger Bürger, sondern auch als Magister: „Decem libri foeliciter editi: & impressi per industrium & ingeniosum Magistrum Erhardum Oeglin civem augustensem Anno Sesquimillesimo & septimo mense Apprileo.“¹⁵

¹¹ Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Gerichtsarchiv, G Verrechnungen; siehe K. Stehlin (wie Anm. 6), S. 158, Nr. 986.

¹² Sein Eintrag als Universitätsverwandter am 15. Mai 1498 lautet „M[agister] Johannes Othmar de Rütlingen dedit 1 ß“; siehe Heinrich Hermelink: Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. I, 1: 1477 – 1600, Stuttgart 1906, S. 120 (Nr. 7); siehe auch den Kolophon des oben genannten Drucks Johannes Fabris de Werdea *Egregia* (VD16 F81).

¹³ „Silvuanus Othmar de Rütlingen“, ebd., S. 107, Nr. 16 (31. Oktober 1495).

¹⁴ Ebd., S. 122, Nr. 16 und 17.

¹⁵ Guntherus [Parisiensis]: *Ligurini de gestis* (VD16 G 4135), Bogen [L v]v.

Zum Musikaliendruck um 1500

Bücher mit Musiknoten zu drucken scheint eine folgerichtige Weiterentwicklung des Druckens von Worttexten zu sein. Doch nach Johannes Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern um 1450 sollte es nochmals einige Jahrzehnte dauern, bis der Transfer ins musikalische Medium gelang. Von ca. 1473 stammt der älteste erhaltene Beleg, dass man auch Noten als Metalltypen goss: ein süddeutsches Graduale Romanum, von dem sich neben einigen vollständigen Exemplaren auch ein kleines Fragment in der Tübinger Universitätsbibliothek erhalten hat.¹⁶ Es nimmt nicht wunder, dass die neue, kompliziert zu handhabende Technologie zuerst für liturgische Drucke mit Gesängen des Gregorianischen Chorals eingesetzt wurde, denn die Versorgung einer Diözese mit einheitlichem Material rechtfertigte in gewisser Weise die – sehr hohe – Investition seitens der kirchlichen Instanz. Noten verlangen nämlich nicht nur „ungewöhnliche“ Zeichen, sondern vor allem eine handwerklich äußerst diffizile Abstimmung von Noten einerseits und Notenlinien andererseits. Die Platzierung der Notenzeichen auf den Linien war nicht in einem Setzdurchgang zu bewerkstelligen, sondern musste separat in einem zweiten Druckdurchgang vorgenommen werden; bei einem Durchgang war zudem der Text einzufügen, möglichst ohne mit den Notenhälsen in Konflikt zu geraten. Insbesondere mangelnde Präzision bei der Positionierung der Notenköpfe führte nicht nur zu unschönen, sondern zu falschen Ergebnissen. Viel Ausschuss der teuren Ressource Papier war daher geradezu vorprogrammiert und Notendruck keine Sache für den unternehmerischen Profit. Gab es keine bischöfliche Finanzierung, war das Geschäftsrisiko für einen Drucker schlichtweg zu groß. Notendruck mit beweglichen Typen blieb also vorerst innerhalb des subventionierten und geschlossenen Absatzmarktes von Liturgica. Dort allerdings konnten, gerade auch im Druckzentrum Augsburg, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts von spezialisierten Druckern reichliche Erfahrungen gesammelt werden, was die technische Seite anging.

Erst ein halbes Jahrhundert nach Gutenberg wagte der venezianische Drucker Ottaviano Petrucci, Musik für den freien Markt im Sinne einer Publikation, die den Namen verdient, herzustellen. Er verließ mit seinem ersten Werk, dem *Odhecaton* von 1501, das Segment der einstimmigen liturgischen Choräle und bot einer anonymen und notgedrungen unklaren Zielgruppe hundert weltliche Liedsätze in vierstimmiger Polyphonie an. Repertoire für den säkularen Gebrauch, das auch Musikliebhaber interessieren konnte, blieb ein Stützpfiler seiner im Vierteljahresrhythmus bis 1520 erschienenen Ausgaben, die er mit geistlichen Gattungen für professionelle Musiker bzw. Institutionen ergänzte. Seine Innovation bestand weniger in der Perfektion des überaus

¹⁶ GW 10 977. Online unter der URL www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de. Exemplar UB Tübingen, De 378.4.

ästhetischen Druckbildes als vielmehr im verlegerischen Unterfangen, ausschließlich das Nischenprodukt mehrstimmiger und somit mensural notierter Musik zu offerieren, dessen Auflagenhöhe auf maximal 500, meist jedoch wesentlich weniger Exemplare taxiert werden kann und das im Luxusbereich des Buchmarktes angesiedelt war.¹⁷ Dass ein solch restriktives Programm kein per se lukratives Geschäft war, erhellt am deutlichsten daraus, dass Petrucci im Typendruck praktisch keine Konkurrenz erhielt, weder im In- noch im Ausland. Erst das 1528 in der Pariser Offizin Pierre Attaingnants entwickelte Verfahren, jede Note mit ihrem eigenen Stückchen Notenlinien zu gießen, sollte den Druckablauf von mehreren auf einen Durchgang reduzieren und den Durchbruch zu einem echten Musikalienmarkt bringen.

Öglins erste Musikdrucke (1507): humanistische Oden

Erhard Öglins Schritt, im Jahr 1507 Noten im Typendruckverfahren herzustellen, ist vor diesem technologischen, repertorialen und kommerziellen Hintergrund zu sehen. Zwar weiß man seit einigen Jahren, dass unabhängig von Öglin ein weiterer Kollege nördlich der Alpen zur gleichen Zeit dieselbe Pioniertat vollbrachte:¹⁸ Gregor Bartholomäus Mewes, ein Basler Drucker ohne eigene Werkstatt, versuchte sich an einer ähnlichen Veröffentlichung wie Petrucci und druckte zwischen Februar und Juli 1507 Messvertonungen des frankoflämischen Komponisten Jacob Obrecht. Doch obwohl er bereits im Titel auf die höchst kunstfertig gedruckten Zeichen verweist („sollertissime pressi“), waren sie das nur bedingt, und auch die Tatsache, dass es sich bei zwei der vier Messen um eine unikale Veröffentlichung handelte, bewahrte den Drucker nicht vor dem Misserfolg. Es sollte sein einziger Beitrag zum Notendruck bleiben, wie überhaupt die Basler sich künftig wieder auf den einstimmigen, nicht mensuralen Choraldruck beschränkten.

Mewes' Verfahren wich von dem Petruccis in mehrerlei Hinsicht ab, und so war es auch bei Öglin, der sein musikalisches Erstlingswerk, die *Melopoiae*, laut Erscheinungsvermerk 1507 in seiner Augsburger Offizin herausbrachte

¹⁷ Stanley Boorman: Ottaviano Petrucci. Catalogue raisonné, Oxford 2006, S. 334, 336 und 363.

¹⁸ Birgit Lodes: An anderem Ort, auf andere Art: Petruccis und Mewes' Obrecht-Drucke, in: Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis 25 (2001), S. 85–111; Dies.: Gregor Mewes' *Concentus harmonici* und die letzten Messen Jacob Obrechts, unveröffentlichte Habilitationsschrift München 2002; Dies.: Art. „Mewes“, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2. Ausgabe, hrsg. von Ludwig Finscher, Personenteil, Bd. 12, Kassel-Stuttgart 2004, Sp. 115 f.; Dies.: *Concentus, Melopoiae* und *Harmonie 1507*: Zum Geburtsjahr des Typendrucks mehrstimmiger Musik nördlich der Alpen, in: NiveauNischeNimbus. Die Anfänge des Musikdrucks nördlich der Alpen, hrsg. von Ders., Tutzing 2010, S. 33–66.

(„Impressum anno sesquimillesimo et VII auguste“)¹⁹ und wenig später eine verbesserte Ausgabe unter dem Titel *Harmonie* und mit dem Kolophon „Denuo impressa per Erhardum oeglin Augustæ M.D.VII. uicesima secunda die Augustit. [!]“ folgen ließ. Selbst wenn sich die beiden Drucker gekannt haben sollten – Mewes war womöglich 1497 Gehilfe bei Johann Amerbach, Öglin arbeitete bis 1495 in Basel –, kann es als ausgeschlossen gelten, dass sie in Sachen Notendruck miteinander in irgendeinem Kontakt standen. Dass beide anders als Petrucci die Notensysteme aus Segmenten zusammensetzten und sie im ersten Durchgang ohne Text druckten, zeigt nur, dass man das gleiche Problem durchaus auch anders angehen konnte, ansonsten von ihnen aber jeweils „das Rad neu erfunden“ wurde. Zumindest in Augsburg wusste man nichts vom Basler Parallelunternehmen, sonst wäre es deplatziert gewesen, ein Lobgedicht am Ende des *Melopoiae*-Drucks mit den Worten beginnen zu lassen: „Inter germanos nostros fuit Oglin Erhardus/Qui primus intidas pressit in aeris notas.“ Die Ironie des Schicksals wollte es, dass sich in das Carmen ein Buchstabendreher (intidas statt nitidas) und eine falsche Ablativbildung (in aeris statt in aere oder in aeribus) einschlichen: „Unter unseren Deutschen war es Erhard Öglin/Der als erster schöne Noten in Metall druckte.“²⁰

Wie kam Öglin zu dem nicht alltäglichen Auftrag? Eine Voraussetzung dürfte gewesen sein, dass er selbst auch Formschneider und Schriftgießer war und somit mit der diffizilen Aufgabe, Notenstempel und -matrizen anzufertigen, betraut werden konnte. Auch später ist er immer wieder mit besonderen Typenformen in Verbindung zu bringen. 1510 stellte er Maximilian I. eine „wälische Schrift“ zur Verfügung. Diese Antiqua-Lettern, die der in Freiburg weilende Kaiser vermutlich für nach Italien zu schickende Mandate verwenden wollte, müssen im Breisgau eine völlige Rarität und auch in Augsburg von Wert gewesen sein, da Öglin sie dort aus Not versetzte.²¹ 1514 war es Öglin,

¹⁹ B. Lodes, An anderem Ort (wie Anm. 18), S. 85, ging aufgrund der Formulierung im Kolophon („auguste“) davon aus, Öglins Druck sei im August und daher nach Mewes' Messen erschienen. Der Ablativ des Monatsnamens müsste allerdings „augusto“ oder „mense augusti“ lauten, während der Lokativ „august[a]e“ („zu Augsburg“) bei Augsburger Druckvermerken verbreitet ist. Wann im Jahr 1507 Öglins *Melopoiae* herauskamen, ist daher aufgrund der Erscheinungsangabe nicht genauer zu bestimmen, auf alle Fälle vor der „erneut“ („denuo“) aufgelegten Version vom 22. August 1507. – Ausführliche bibliographische Nachweise sowie Links zu Digitalisaten sind dem Verzeichnis deutscher Musikfrühdrucke zu entnehmen (www.vdm16.sbg.ac.at, dort Mewes: vdm 630, *Melopoiae*: vdm 55, *Harmonie*: vdm 108).

²⁰ Die erste sprachliche Korrektur erfolgte bereits in der Buchbeschreibung durch Michael Denis: Die Merkwürdigkeiten der k. k. garellischen öffentl. Bibliothek am Theresiano, Wien 1780, S. 568.

²¹ Siehe Konrad Peutingers Briefwechsel, hrsg. von Erich König, München 1923, S. 130, Nr. 81 (Brief an Maximilian in Freiburg, Augsburg, 15. Dezember 1510): „Und auf E. Mt. bevelh hab ich mit dem buchtrucker gehandelt [...] er hat mir zugesagt, mit wälischer schrift furderlich an E. Mt. hove zu ziehen“; S. 132, Nr. 82 (Brief an Cypryan von Serntein in Freiburg, Augsburg, 15. Dezember 1510): „so wirt der buchtrucker bald hienach komen und die puchstaben des wälischen trucks mit im bringen“; S. 135, Nr. 84 (Brief an Maximilian in Freiburg,

an den sich der Hebraist Johannes Böschenstein wandte, um eine der ersten deutschen Publikationen mit hebräischen Schriftzeichen herstellen zu lassen.²² Auch für Jakob Köbels arithmetische Schrift *Ain new geordnet Rechenbiechlin auf den linien mit Rechen pfeninge* (Augsburg 1514)²³ war Öglins Expertise, Punkte auf Linien zu setzen, gefragt.

War die handwerkliche Fachkompetenz durchaus eine notwendige Voraussetzung für den Notendruck, lässt die Art der Publikation vermuten, dass dies allein keine hinreichende Bedingung war. Denn die *Melopoiae* waren nicht irgendein Musikbuch, sondern ein Paradeprojekt des „Erzhumanisten“ Konrad Celtis.²⁴ Mindestens ebenso wichtig wie die 14 Seiten mit Noten sind die sie symmetrisch umrahmenden vier Text- und zwei Bildseiten, auf denen sich Celtis mit Nachdruck als deutscher Horaz inszeniert: optisch geradeheraus, indem die beiden den Dichtergott Apoll wiedergebenden Holzschnitte (auf dem Parnass und von den Musen umringt) mit Celtis' eigenem Wappen kombiniert werden, poetisch unverschleiert, indem panegyrische Carmina zweier Humanistenkollegen Celtis preisen, sachlich direkt, indem in einer Tabelle nebeneinandergestellt wird, welche Oden von Horaz und welche von Celtis auf die nachfolgenden Mustervertonungen gesungen werden können. Diese sind insofern durchaus ein Novum, als Celtis veranlasst hatte, die antiken Metren mit ihren zwei Quantitäten von Kürzen und Längen nicht nur einstimmig zu intonieren, sondern als vierstimmiger Satz, wie er um 1500 zur Norm mehrstimmiger Kompositionen geworden war. Der Auftrag für die schlichten, im gleichförmigen Duktus aller Singenden voranschreitenden Tonsätze erging nicht an einen „hauptamtlichen“ Musiker, sondern an den Lateinlehrer Peter Treibenreif, den Celtis bereits aus seiner Lehrtätigkeit in Wien und Ingolstadt kannte. Ihm war es noch nicht einmal exklusiv zugekommen, die Oden zu vertonen, vielmehr teilten sich, wie der Titel angibt, weitere „gelehrte Musiker unserer literarischen Gesellschaft“, der Sodalitas Danubiana, in die Aufgabe („per Petrum Tritonium et alios doctos sodalitates litterariæ nostræ musicos“). Obwohl der musikalische Aspekt des Werkes hinter den literarischen einigermmaßen zurücktrat, bedeutete die Entscheidung, vierstimmige Sätze zu publizieren, eine merkliche Vermehrung der zu druckenden Noten.

Augsburg, 17. Dezember 1510): „Den buchtrucker, zaigeren dis briefs, so E. Mt. auf ir begeren mit der wälischen schrift, zum truck gehorig, zuzeucht [...] Ich hab im auch auf E. Mt. bevell zu der zerung sechs und an E. Mt. schuld 14 guldin reinisch geben, davon er bemelt schrift, die armut halben versetzt, wider gelöst hat.“

²² Siehe dazu den Beitrag von Gerhard Hölzle im vorliegenden Band.

²³ VD16 (Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts) K 1643. Online unter der URL: <https://www.bsb-muenchen.de/sammlungen/historische-drucke/recherche/vd-16/>.

²⁴ Eine detailreiche Analyse der Buchprojekte mit zahlreichen neuen Einsichten bei B. Lodes, *Concentus, Melopoiae und Harmonie 1507* (wie Anm. 18).



Abb. 1: Bereits Öglins erster Notendruck, die *Melopoiae* von 1507 im Folioformat, beweist seinen ästhetischen Sinn für die Disposition der Noten.

Aus seiner eigenen Erfahrung wusste Celtis zwar, dass man Noten auch xylographisch, d. h. mit Holz im Blockdruckverfahren anfertigen konnte, wie es vor allem bei kurzen Notenbeispielen in Musiklehrbüchern üblich war, denn die zwei kleinen mehrstimmigen Tonsätze seines *Ludus Dianae* hatte er so produzieren lassen.²⁵ Doch deren erbärmliches Erscheinungsbild musste ihn nach einer anderen Lösung Ausschau halten lassen, um sein monumentales Projekt, das er sogar im ehrfurchtgebietenden Folioformat ausführen ließ, nicht visuell zu konterkarieren.

Im April 1507 war Celtis nach Augsburg gekommen, um dort die Beendigung des Drucks seiner großen Ausgabe des *Ligurinus* mitzerleben. Der humanistisch gesinnte, bibliophile Augsburger Stadtschreiber Konrad Peutinger, Maximilians virtuoser Agent bei der Organisation von dessen ambitio-

²⁵ Konrad Celtis: *Ludus Diane in modum comedie* [...], Nürnberg: Hieronymus Hölzel 1501. Online verfügbar über www.vdm16.de (vdm: 59).

nierten Buchprojekten, beherbergte ihn,²⁶ beteiligte sich am Korrekturlesen²⁷ und steuerte die Vorrede bei.²⁸ Den umfangreichen Textdruck aus einer humanistischen Antiqua besorgte Öglin und vollendete ihn im April.²⁹ Vermutlich direkt im Anschluss machte er sich in Celtis' Anwesenheit an die *Melopoiaie*, die ebenfalls mit Antiqua-Lettern gesetzt wurden, wie gleichermaßen die Neuauflage als *Harmonie* wenige Wochen später. Es steht zu vermuten, dass es diese Typen waren, die Maximilian drei Jahre später als „wälische Schrift“ orderte. Auf ihre Existenz hatte ihn ohne Zweifel sein Informant Peutingier hingewiesen, wenngleich sie zu diesem Zeitpunkt von Öglin, der nach der Zusammenarbeit mit dem 1508 verstorbenen Humanisten Celtis von lateinischsprachigen Drucken peu à peu absah, noch aus Geldnot versetzt waren. Zumindest bis März 1508 konnte er allerdings mit ihnen arbeiten, denn mit denselben Lettern setzte er zusammen mit Jörg Nadler die *Stella musicae*, ein Musiklehrbuch für den Elementarunterricht des Augsburger Mönchs und Universalgelehrten Veit Bild.³⁰

Die Verfügung über Antiqua-Typen dürfte Öglin in Peutingers Blickfeld geführt haben, sodass dieser das *Ligurinus*-Druckprojekt dem in Wien ansässigen, aber schon vor 1503 mit Peutingier korrespondierenden Celtis vermitteln bzw. ihm eine durch die Mitglieder der Augsburger Sodalitas litterarum finanzierte Edition vorschlagen konnte. Und daraus oder dazu entstand bei Celtis die technisch noch weit ambitioniertere Idee, lateinische Oden mit Noten zu publizieren. Das betreffende Buch mit Musik entstand keinesfalls aus Öglins eigener Initiative, noch weniger auf seine Kosten. Vielmehr war es

²⁶ Konrad Peutingers Briefwechsel (wie Anm. 21), S. 83, Nr. 50 (Brief an Sebastian Brant, Augsburg, 22. April 1507): „Celtis et Ladislaus [Suntheim], qui modo apud me sunt [...]“.

²⁷ Ebd., S. 82: „Ligurinus [...] formis apud nos excuditur“.

²⁸ Ebd., S. 83, Nr. 51: „Venit hiis diebus Augustam Chunradus Celtis“.

²⁹ Ligurini (wie Anm. 15), Bg. [L v]: „Decem libri foeliciter editi: & impressi per industriam & ingeniosum Magistrum Erhardum Oeglin ciuem augustensem Anno Sesquimillesimo & septimo mense Apprillio“.

³⁰ Vdm16 (vdm: 393); VD16 B 5470. Der Erscheinungsvermerk im Kolophon („anno 1508 vicesimonono die Marcii“) stimmt mit Bilds eigenem Eintrag auf seiner Druckvorlage überein: „Item 1507 16 die Januarii scripsi infra signatam musicam, quam postea 1508 29 die marcii imprimi preordinavi“ („Am 16. Januar 1507 schrieb ich nachfolgende Musica, die ich später am 29. März 1508 drucken ließ“), zit. nach Thomas Röder; Theodor Wohnhaas: Die *Stella musicae* des Benediktiners Veit Bild. Eine spätmittelalterliche Musiklehre aus Augsburg, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 21 (1998), S. 305–325, hier S. 307, 308 (Faksimile). – Bild und Peutingier waren immer wieder miteinander in Kontakt, 1502 bat Bild Peutingier um dessen Horazexemplar, um sein eigenes zu korrigieren, 1509 korrespondierten sie über Tritonius, siehe Alfred Schröder: Der Humanist Veit Bild, Mönch bei St. Ulrich. Sein Leben und sein Briefwechsel, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 20 (1893), S. 173–227, hier S. 175 und 194; Konrad Peutingers Briefwechsel (wie Anm. 21), S. 111 f. Zudem hatte Bild das „Epigramma ad lectorem“ zu Johann Otmar und Öglins Gemeinschaftsdruck von 1505, Johannes Fabris de Werdea *Egregia* (VD16 F 81) beigesteuert.

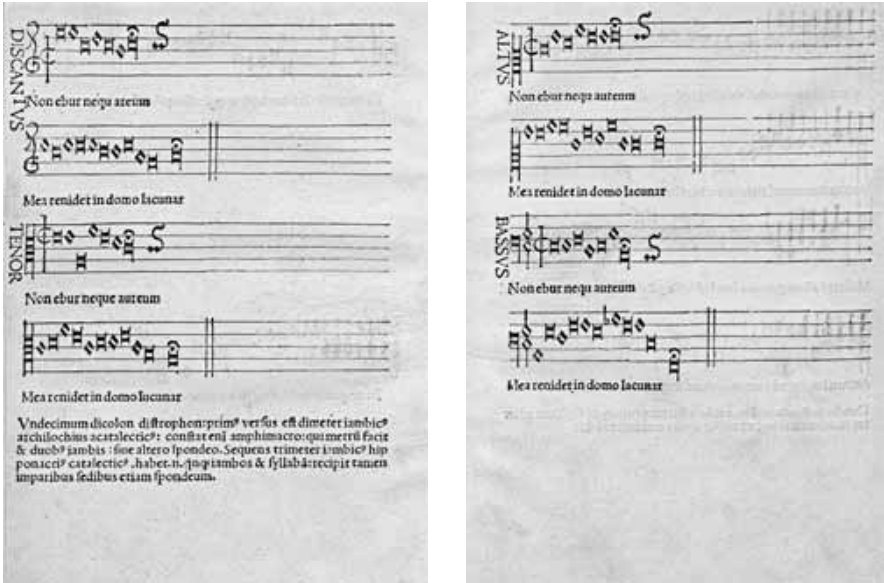


Abb. 2: Die Neuauflage der Horaz-Oden unter dem Titel *Harmonie* (hier Bogen B iiiiv und [B iv]r) war für den praktischen Gebrauch umgestaltet worden. Öglin verkleinerte das Format beträchtlich und brachte die Stimmen in ein übersichtliches Layout.

der in Augsburg ansässige Buchführer Johannes Rynmann, der diese in gleicher Weise verlegte, wie er den *Ligurinus* getragen hatte.³¹ Es wird sich nicht mehr in allen Einzelheiten rekonstruieren lassen, wie sich der Plan entwickelte und wer daran beteiligt war, da vieles vor Ort – auch die regelmäßigen Abmachungen zwischen Peutinger und Rynmann – mündlich abgewickelt wurde. Doch mag Öglin, der im Unterschied zu den meisten anderen Druckern willens und in der Lage war, Sondertypen anzufertigen, nicht zuletzt von seinem Reutlinger Mentor Johann Otmar, mit dem er nach Augsburg gekommen war und der bereits vorher (wie auch noch später) mit Rynmann kooperierte, ins Spiel gebracht worden sein. Dieses Heimat-Netzwerk ist mindestens so plausibel wie die Begründung, Öglin sei „dem erweiterten Freundeskreis der Sodalitas litterarum“ Konrad Peutingers zuzurechnen.³² Öglin hatte zwar die

³¹ Ligurini (wie Anm. 15), vor Bogen A i (aufgrund einer Fehlbindung in manchen Exemplaren vor Bogen B i) wird in einem „Epigramma Ad Iohannem Rymannum“ diesem der Dank ganz Germaniens für seine Bemühungen ausgesprochen. Ausgabebezeichnung der *Melopoiae*, fol. 9v: „Impressum Augusta uindelicorum ingenio & industria Erhardi Oglin Expensis Ioannis Riman alias de canna et Oringen“.

³² Hans-Jörg Künast: „Getruckt zu Augspurg“. Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1468 und 1555, Tübingen 1997, S. 99.

Universität besucht und dort offenbar den Grad eines Magister artium erworben,³³ aber dafür, dass er in die gebildeten und gelehrten Kreise Augsburgs vorgestoßen wäre, die ihn zu einem – wenn auch inoffiziellen – Sozium von Peutingers humanistischem Ableger der Wiener Sodalitas gemacht hätten, fehlt jeglicher Anhaltspunkt. Er war wohl schlichtweg zeitweise ihr verlängerter Arm im Druckgewerbe.

Noch weniger sollte man annehmen, Öglin sei an Musik interessiert oder gar fachlich beschlagen gewesen (wie übrigens auch Peutingier nicht). Birgit Lodes hat in vielen Details die Unzulänglichkeit des *Melopoiae*-Drucks für musikpraktische Zwecke nachgewiesen: beim unübersichtlichen Layout der Notensysteme, angesichts der in drei Stimmen fehlenden Textunterlegung, bezüglich häufig falscher und fehlender Noten, irrig gesetzter Schlüssel, vergessener Vorzeichen, fehlplatzierter Fermaten, auch kompositorischer Lapsus, zu ergänzen wären vertauschte Stimmbezeichnungen. Aber Öglins ästhetischer Sinn bei der Handhabung der Typen sorgte für eine schöne Oberfläche (*Abb. 1*), die allein aufgrund ihrer Novität Aufsehen erregen musste.³⁴ Dass dieses Druckwerk eine humanistische Inszenierung in toto war, der es um den repräsentativen Eindruck bei der bibliophilen humanistischen Zielgruppe ging und eben nicht primär um musikalische Information, lässt sich daran ablesen, dass die erhaltenen Exemplare in den seltensten Fällen handschriftliche Korrekturen aufweisen.

Vermutlich ist auch Öglin erst nach Erscheinen auf die Mängel hingewiesen worden. Freilich hätte das jeder Musikkundige in Augsburg tun können, etwa die Kirchenmusiker vor Ort. Nicht unerwähnt sollte aber bleiben, dass Maximilians prominenter Organist und Komponist Paul Hofhaimer, der die erste Hälfte des Jahres zusammen mit der vollständigen Hofmusik in Konstanz zur Vorbereitung und Begleitung des Reichstags verbracht hatte, vom König angewiesen wurde, seinen Wohnsitz in Augsburg zu nehmen, was dieser dem Stadtrat am 22. Juni mitteilte.³⁵ Am 26. August antwortete der Rat positiv, mit der Einschränkung, die gewünschte Befreiung von der Bürgerwacht „Hat Jm Rat nichtzeit bewilligt“.³⁶ Während die Hofkapelle noch nach dem Ende des Reichstags am 26. Juli in Konstanz blieb, übersiedelte Hofhaimer an den Lech. Bekannt für sein Buhlen um die Akzeptanz der Humanisten, wäre er ein geeigneter Kandidat für die Inaugenscheinnahme des opulenten Objekts

³³ Vgl. die in Anm. 29 wiedergegebene Formulierung.

³⁴ Im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München hat der Besitzer den optischen Eindruck konsequent durch Rötungen der Anfangsbuchstaben sowie rote und blaue Absatzmarken nach Art der Ausstattung von wertvollen Handschriften verstärkt.

³⁵ StadtA Augsburg, Literalien: Kaiser Maximilian I 1488–1518, Fasc. I, 1507 VI 22. Transkription bei Manfred Schuler: Paul Hofhaimer in seinen Beziehungen zu Augsburg, in: Musik in Bayern 50 (1995), S. 11–21, hier S. 18.

³⁶ StadtA Augsburg, Ratsbücher, Ratsprotokolle V-14.5, Nr. 1501–1520, S. 76. Transkription bei M. Schuler, ebd., S. 19.

gewesen.³⁷ Auf jeden Fall nutzte Öglin die Tatsache, nun im Besitz eines umfangreichen Satzes von Musiktypen zu sein, für eine auf eigene Faust veranstaltete und daher mit seinem persönlichen Druckersignet³⁸ beschlossene Neuedition der Oden.

Die praktische Ausgabe mit der schlichten Titelei *Harmonie Petri Tritoni super odis Horatii Flacci* bietet einen (weitgehend) korrigierten Notentext, unterlegt alle Stimmen mit Text, konzentriert sich pro Seitenaufschlag auf ein einziges Stück mitsamt einer knappen Instruktion zum Versmaß, verzichtet auf wortreiche Lobreden und das Bildprogramm und reduziert die Dimensionen auf eine bequeme Größe zwischen Oktav- und Quartformat (Abb. 2). Der Leser wird bereits auf dem Titelblatt mit Bedacht darauf hingewiesen, dass er gegenüber der zuvor gedruckten Version eine von Fehlern und sonstigen Nachlässigkeiten befreite, somit gebrauchsfertige Fassung erhalte.³⁹ Bemerkenswert ist bei Nr. 20 der Austausch des in den *Melopoiae* einzigen Celtis-Textes (*Quid tantum steriles poeta musas*) durch einen anderen, Catulls sogenanntes Kusslied *Vivamus mea Lesbia atque amemus*. Da es kein Urheberrecht gab, hätte Öglin nicht auf ein Plazet von Celtis Rücksicht nehmen müssen, aber mindestens aus Pietät vor dem Autor und aus kaufmännischer Klugheit verzichtete er in „seiner“ Ausgabe auf dessen Dichtung. Andererseits waren Catulls Elegien wegen ihres erotischen Inhalts in Schulen nicht gebilligt, was sich der Annahme von Birgit Lodes entgegenstellt, Öglin habe quasi eine finanziell einträgliche Schüleredition der Humanistenoden im Sinn gehabt. In diesem Fall wäre auch der Wegfall von Nr. 22, eine moralische Ermahnung der Jugend, kaum verständlich. Schließlich lässt sich der Verzicht auf Nr. 21 nur aus musikalischen Gründen erklären: Es handelt sich um einen Fremdkörper, der nicht nur in seiner kompositorischen Faktur aus dem Rahmen fällt, sondern in seinem 1507 völlig veralteten Stil keinen an aktueller Musik interessierten Käufer befriedigt hätte.⁴⁰ Diese redaktionellen Empfehlungen und das fachmusikalische Wissen, das die nachgereichte Zweitedition zu einem Produkt für den allgemeinen, freilich höchst elitären Musikmarkt

³⁷ Es mag sogar die Anregung dafür gewesen sein, dass er selbst auf Dauer 35 (posthum publizierte) Oden verfasste.

³⁸ Siehe die *Abbildung* im Beitrag von Gerhard Hölzle in diesem Band. Öglin wählte laut Heinrich Grimm (Deutsche Buchdruckersignete des XVI. Jahrhunderts. Geschichte, Sinngehalt und Gestaltung kleiner Kulturdokumente, Wiesbaden 1965, S. 119) mit einer weißen Lilie auf schwarzem Grund einen beliebten Druckermarkentypus, da die Lilie im Ruf stand, Blume der Kirche zu sein.

³⁹ Auch hier unterläuft Öglin ironischerweise ein Druckversehen, indem er „sine vitio“ („ohne Fehler“) mit einem Fliegenkopf entstellt („sive vitio“).

⁴⁰ Vgl. die eingehenden Begründungen bei Nicole Schwindt: Maximilians deutsche und lateinische „asmatographi“. Zur musikalischen Liedkultur in Druck und Handschrift um 1500, in: Buchkulturen des deutschen Humanismus (1430–1530). Netzwerke und Kristallisationspunkte, hrsg. von Falk Eisermann u. a., Leiden [im Druck, online einsehbar über academia.edu].

machte, musste Öglin kurzfristig nach Erscheinen der *Melopoiae* in Augsburg von einer oder wahrscheinlich mehreren literatur- und musikkundigen Personen akquiriert haben. Nicht nur die Frage, wer dies war, steht im Raum, sondern auch die nach dem Zeitpunkt. Wie lange Öglin für die Produktion der 22 Blätter der *Harmonie* brauchte, die am 22. August 1507 seine Offizin verließen, lässt sich nur sehr näherungsweise abschätzen. Als Anhaltspunkt mag Petruccis Drucktempo dienen: Für seine Musikalien benötigte er im Durchschnitt zwei Tage pro Blatt,⁴¹ wobei der eigentliche Arbeitsgang an der Presse die Herstellungsgeschwindigkeit in erster Linie bestimmte, während Setzen und Korrekturlesen parallel verliefen. Petruccis Werkstatt hatte mehr Personal als Öglin, sodass man in Augsburg kaum von einem schnelleren Ausstoß ausgehen kann und mindestens mit sechs Wochen Produktionszeit für die *Harmonie* rechnen muss. Auch diese Kalkulation macht es wahrscheinlich, dass die *Melopoiae* bereits vor August beendet waren und dass Öglin schon im Juli die Neuauflage in Angriff genommen hat. Dass das Versprechen eines ganz einwandfreien Notentextes der *Harmonie* letztlich doch zu vollmundig gewesen war, mag zwar auch dem hohen Arbeitstempo zuzuschreiben sein, der Hauptgrund liegt aber sicher im völligen Neuland, was redaktionelle und lektorale Aufgaben im musikalischen Bereich angeht. Wie das in Öglins Werkstatt im Jahr 1507 gehandhabt wurde, ist gänzlich unbekannt.

Öglins erstes Liederbuch (1512)

Man weiß nicht, ob der Plan, mit einem selbst verantworteten Druck wie den *Harmonie* Geld zu verdienen, aufgegangen ist oder ob vielleicht auch dieses gewagte, weil ohne jegliche Absatzerfahrungen unternommene Druckerzeugnis zu Öglins prekärer Situation im Jahr 1510 mit beigetragen hat. Doch während er in einer finanziellen Schieflage seine Antiqua-Lettern verpfändete, konnte oder wollte Öglin dies mit den Notentypen nicht tun. Im Gegenteil, er erweiterte sein musikalisches Zeichenarsenal nach 1510 noch. Denn während er im Druckjahr 1507 bereits in ausreichender Anzahl über den Grundbestand an Segmenten für Notensysteme, zwei Notenwerten (Breven und Semibreven, mehr war für die Silbenlängen und -kürzen der metrischen Oden nicht erforderlich) zuzüglich Schlusslongen, Mensurzeichen, b-Vorzeichen, leiterförmigen C-Schlüsseln (auch solchen mit kurzen Vertikalstrichen für die höchste Stimme), spezifischen G- und zweiteiligen F-Schlüsseln, *Signa congruentiae* („Fermaten“) und gänzlich Augsburg-typischen Kustoden in Schwanenhalsform⁴² verfügte, benötigte er für seine neuen Projekte mit anspruchsvollerer

⁴¹ Siehe die Tabelle bei S. Boorman (wie Anm. 17), S. 361.

⁴² Diese Kustos-Form kommt in Notendruckern nur bei Öglin vor; ein einziges Mal wurde sie von Peter Schöffler d. J. kopiert (Grantley McDonald; Sanna Raninen: The songbooks of Pe-

Polyphonie diverses neues Typenmaterial: kleinere filigrane Notenwerte mit Hälsen (Minimen, Semiminimen und einige Fusen mit Fähnchen), schwarze Breven und Semibreven, Pausen in mehreren Wertgrößen, Punkte und Wiederholungszeichen. Aufsteigende Ligaturen „bastelte“ er findig aus umgedrehten Longen, aber wenigstens drei Arten absteigende oblique Ligaturen musste er im Setzkasten haben. Das bedeutete für einen Drucker, der nicht zu den finanzstärksten gehörte, eine nicht unbeträchtliche Investition in die materielle Ausstattung eines Drucks, dessen Rendite in den Sternen stand. Die zahlreichen Notenbeispiele in Veit Bilds *Stella musicae* hatte er 1508 im traditionellen Holzblockdruck eingefügt, da sie nicht in Mensural-, sondern in Choralnotation abgefasst waren. Es hätte sich nicht gelohnt, einen solchen Typensatz, wie sie die deutschen Hufnagelneumen darstellen, anzufertigen, da er nicht planen konnte, in den von Erhard Ratdolt beherrschten Druck von Liturgica einzusteigen. Dennoch war Öglin offenbar zu diesem Zeitpunkt in der Augsburger Druckerszene – wohl durch Peutingers Protektion – bereits „der Mann für Musik“ geworden.

Dieser Ruf muss es gewesen sein, der ihn zur Kooperation mit Maximilians Musikern und einer weiteren Neuheit auf dem deutschen Buchmarkt führte: Am 19. Juli 1512 setzte Öglin die erste bis heute dokumentierbare Publikation mit polyphonen Liedern auf deutsche Texte in Umlauf.⁴³ Innovativ war nicht allein der volkssprachliche Inhalt, sondern dessen physische Darbietung in Form von vier separaten Stimmbüchern, der modernen Form, Kompositionen für den praktischen Gebrauch zum Singen oder Spielen bereitzustellen. Auch in diesem Fall ist keineswegs eine Druckerinitiative anzunehmen, obwohl Öglin wiederum sein Signet ans Ende setzte und damit zu verstehen gab, dass ihm der Gewinn aus dem Werk zusteht. Wenngleich kein Verleger (wie etwa Rynmann) auszumachen ist, dürfte es einen Sponsor im Hintergrund gegeben haben, denn der Druck wartet – über die materielle Investition in Drucktypen hinaus – mit weiteren kostensteigernden Maßnahmen auf. Ein nicht unwesentlicher Posten werden die vier Holzschnitte gewesen sein, die anstelle von Titelblättern jedes Stimmbuch eröffnen. Sie stammen nämlich von keinem Geringeren als dem zu dieser Zeit vielbeschäftigten Augsburger Hans Burgkmair (*Abb. 3*). Burgkmair war bereits seit etlichen Jahren einer der wichtigsten Bildkünstler Maximilians und in viele seiner Buchprojekte invol-

ter Schöffer the younger and Arnt von Aich: a typographical assessment, in: Senfl-Studien 3, hrsg. von Stefan Gasch; Birgit Lodes; Sonja Tröster, Wien 2018, S. 29–53, hier S. 49). Das Vorbild für die eigentümliche Form war die Graphie eines Schreibers aus der maximilianischen Kapelle. Bisher ist sie nur beim Hauptschreiber des um 1512 bis 1514 angefertigten Kodex Augsburg, Stadtbibliothek 2° Cod. 142 a nachweisbar, doch können Usancen des maximilianischen Musikskriptoriums ohne Weiteres von sonstigen Augsburger Schreibern, die heute nicht mehr dokumentiert werden können, übernommen worden sein.

⁴³ Vdm16 (vdm: 11).



viert, hatte aber auch gerade 1511 das berühmte Profilporträt Jakob Fuggers geschnitten. 1505 war er es, der Celtis' allegorischen Reichsadler entworfen hat und 1507 sein Sterbebild realisierte. Die Fäden liefen wie immer bei Peutingeringer zusammen und offenbarten Öglin erneut als Vertrauensperson hochkarätiger Auftraggeber.

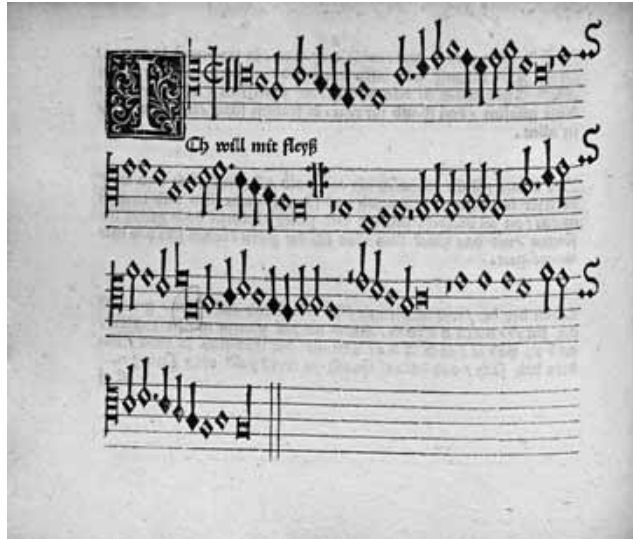
Die Holzschnitte stellen einen entscheidenden Schlüssel für die Einschätzung des gesamten Unterfangens dar. Ihre Existenz – singular in der Lieddruckgeschichte des 16. Jahrhunderts – und ihr Bildprogramm lassen erkennen, dass es bei der Publikation nicht um ein am kommerziellen Interesse orientiertes Produkt ging. Einer anonymen Zielgruppe von Musikliebhabern möglichst viel geeignetes Aufführungsmaterial zur Verfügung zu stellen, sollte



Abb. 3: Hans Burgkmair signierte seine Holzschnitte für die Titelseiten der vier Stimmbücher von Öglins erstem Liederbuch (1512) mit seinen Initialen „HB“.

kurz darauf die Absicht des Mainzer Druckers Peter Schöffer d. J. sowie Arnts von Aich in Köln werden.⁴⁴ Vielmehr kamen literarische, ikonographische und musikalische Sachkenntnis zusammen, um eine kleine, aber elaborierte mythologisch-allegorische Geschichte zu erzählen. Voraussetzung der Interpretation ist, dass die Bildserie in der Rangfolge der satztechnischen Wertigkeit der Stimmen gelesen wird, also mit Tenor und Diskant, dem Gerüstsatz des Renaissance-Tonsatzes, beginnt; und da es sich um die Gattung des Tenorlieds handelt, bei der die Liedmelodie im Tenor liegt, führt dieser die Folge an.

⁴⁴ Vgl. Nicole Schwindt: Maximilians Lieder. Weltliche Musik in deutschen Landen um 1500, Kassel–Stuttgart 2018, Kap. VI.1.a. Drucke – ein neuer Distributionsweg, S. 514–533.



Letzte Station ist der Alt, der satztechnisch am ehesten entbehrlich ist und bei vielen Liedern erst nachkomponiert wurde. Diese Abfolge regiert auch die Formulierung im Kolophon (siehe unten). Zentral in der Liedersammlung und im Bildprogramm ist die Liebesthematik, verkörpert durch die schaumgeborene Venus und ihren Sohn, den blinden Liebesschützen Amor. Der Bass zeigt Apoll als Gott der Künste in seiner Eigenschaft als Musenführer, zuletzt (im Alt) übergibt Apoll im Beisein des Götterboten Merkur sein Instrument einem Sänger. Diese Bildsequenz hat eine erstaunliche literarische Parallele: Zehn Jahre zuvor hatte Celtis am Ende seiner neulateinischen Gedichtsammlung der *Amores* einen unverblühten Transfer von den mythologischen zu realen Personen hergestellt. Als Musenführer titulierte er namentlich Maximilian, der schon lange beabsichtigte, die Musen an deutschen Gestaden heimisch zu machen, und im Traum erscheint Merkur ihm, Celtis, mit dem Auftrag, dies in seiner Person zu vollbringen. Als humanistisch informierter Leser verstand man, dass damit die Gründung des Collegium poetarum 1501 gemeint war. Celtis erlebte – zu seinem Glück, kann man sagen – nicht mehr mit, wie seine neulateinische Vision nun in Form einer Bildfolge eine programmatische Publikation eröffnete, die mitnichten lateinische Carmina, sondern – horribile dictu – deutsche Lieder barg. Doch unabhängig davon, ob es sich um eine Pietätlosigkeit gegenüber Celtis oder eine Nobilitierung deutscher Poesie im Umkreis Maximilians handelte, wird die humanistisch inspirierte Programmatik des Liederdrucks ersichtlich.

Unterstützt wird diese intellektuelle Lesart durch den Blick auf die vorletzte Komposition, die Vertonung einer Passage aus Vergils *Aeneis* (*Fama*

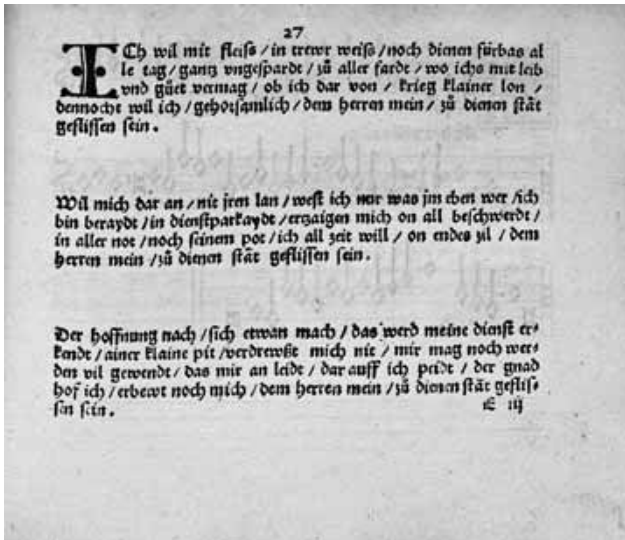


Abb. 4: Öglins erstes Liederbuch (1512) wertet das Erscheinungsbild durch florale Schmuckinitialen und ein fast quadratisches Buchformat auf. Am Ende einer Notenzeile steht immer eine vollständige Brevis-Mensur. Liedtexte werden nur im Tenor-Stimmbuch abgedruckt.

malum), die in einem Druck mit deutschen Liedern eigentlich deplatziert ist.⁴⁵ Dafür, dass es am Ende vier weitere kurze lateinische Motetten geistlichen Inhalts gibt, kann hingegen eine andere Erklärung herangezogen werden. Traditionellerweise setzen französische Chansonniers, auch Petruccis drei Canti-Drucke, den weltlichen Liedinhalt wie unter einem Schutzmantel in einen geistlichen, vorzugsweise marianischen Rahmen, wobei Eröffnungs- und Schlussmotette als Kanon komponiert sind. Auch Öglin folgt nun in seinem Liederbuch diesem im deutschen Sprachraum unbekanntem Usus, indem er an den Anfang ein kanonisches Marienlied aus der Feder des maximilianischen Hofkomponisten Heinrich Isaac stellt⁴⁶ und ans Ende eine kanonische Motette *Nisi tu domine* setzt. Derartiges Insider-Wissen zur Anlage einer erlesenen Liedsammlung kann ihm nur ein Informant mit profunden Kenntnissen internationaler musikalischer Gepflogenheiten gegeben haben, und der stammte mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem Kreis der kaiserlichen Musiker, deren Kontakte zu Augsburg ebenso eng waren wie die ihres Dienstherrn. Immerhin war Öglin zu dieser Zeit noch kaiserlicher Hofbuchdrucker.

⁴⁵ Siehe zu dieser Komposition und den Beziehungen in die habsburgischen Niederlande N. Schwindt, Maximilians deutsche und lateinische „asmatographi“ (wie Anm. 40). Celtis hatte den von ihm aufgefundenen *Ligurinus* unter anderen Vergils Epos an die Seite gestellt.

⁴⁶ Es handelt sich bei Nr. 1 (*Dich Mutter Gottes ruf wir an*) um eine Kontrafaktur des erotischen Liedes *Es wollt ein Meidlein grasen gan*.

Diese Person kann für die – wie oben erwähnt in einer deutschen Offizin völlig unbekannte – Funktion des musikalischen Redaktors und Lektors reklamiert werden. Von ihr stammt schon die Auswahl des Materials. Zwar druckte Öglin alle 49 Tonsätze ohne Autorangabe ab, doch stammen die durch Parallelüberlieferung identifizierbaren Komponisten entweder direkt aus Maximilians Kapelle (Heinrich Isaac, Paul Hofhaimer, Ludwig Senfl, Adam Renner) oder von, wie in einigen wenigen Fällen, diesen vertrauten Kollegen (z. B. dem gebürtigen Augsburger Sixt Dietrich). Dass das paratextuelle Element der Autorangabe systematisch (und nicht nur gelegentlich wie bei Petrucci) entfällt, deutet auf einen geschlossenen, „eingeweihten“ Rezipientenkreis. Auch die Art des Notats, speziell die Pausensetzung (an derselben Linie wie die vorangehende oder nachfolgende Note) und die orthographische Praxis, Mensuren („Takte“) möglichst nicht durch Zeilenumbrechung auseinanderzureißen, entsprechen den spezifischen Usancen des maximilianischen Notenskriptoriums⁴⁷ (Abb. 4). Sie gehen sicher auf das Konto eines Musikers aus der Hofkapelle. Zudem hatte Öglin seine Lektion, dass auch Noten Korrektur gelesen werden müssen, gelernt, sonst wäre sein Hinweis im Kolophon des Tenor-Stimmbuchs weniger entschieden ausgefallen: „Aus sonderer kunstlicher art vnd mit höchstem fleiss sind diß gesangkbüecher mit Tenor Discant Baß vnd Alt Corgiert worden in der Kayserlichen vnnnd deß hailigen reichs Stat Augspurg vnd durch Erhart öglin getruckt vnd volendt.“ Zwar entgingen auch diesem anonymen Experten nicht alle Schnitzer, aber Fehlleistungen wie in den *Melopoiae* treten nicht auf. Notfalls wird der Fachmann, der über die allgemeine satztechnische Hierarchie der Stimmen hinaus auch intim mit dem Lied vertraut war, Öglin instruiert haben, dass bei dieser Gattung traditionell nur die Tenorstimme mit Text auszustatten sei und die Strophen separat disponiert und mit fortlaufendem Text gedruckt werden. Aber das hätte Öglin auch schon von zeitgenössischen Liedflugschriften wissen können.

Nicht nur die symbolischen Holzschnitte auf den Deckblättern illustrieren den erhöhten Aplomb, den man dem außergewöhnlichen Liederdruck angedeihen lassen wollte, sondern auch die Ausgestaltung mit anspruchsvollen Initialen. Öglin griff dabei auf die Initialenstöcke zurück, mit denen er die zehn Kapitel des *Ligurinus* eröffnet hatte: weiße, auf schwarzem Grund stehende Litterae florentes, jener girlandenddurchwirkte Schmuckinitialentypus, wie ihn der renommierte Erhard Ratdolt bei seiner Rückkehr nach Augsburg aus Venedig mitgebracht hatte. Im *Ligurinus* waren allerdings nur A, E, H, I und T vonnöten, die Öglin nun identisch wiederverwendete. Dazu waren aber, weil jedes Lied mit einer Initiale beginnt und in deutschen Texten eine größere Varietät von Anfangsbuchstaben zu gewärtigen ist, zahlreiche weitere Buch-

⁴⁷ Näheres siehe Nicole Schwindt: Lieder drucken in Augsburg – eine (neue) Herausforderung, in: NiveauNischeNimbus (wie Anm. 18), S. 315–345, hier S. 328–335.

staben erforderlich, die den Öglin zur Verfügung stehenden Fundus überstrapazierten. Da musste schon einmal ein auf den Kopf gestelltes W ein M und ein um 90° gedrehtes N ein Z ersetzen, auch ein um 180° rotiertes V diente als A, und in einigen Fällen musste eine Initiale aus einer größeren Serie aushelfen. Derartige Initialen verwendete Öglin nur bei repräsentativen Drucken, die er auf Verlegerkosten ausführte, eben dem *Ligurinus* für Rynmann, dem dickleibigen Gebetbuch *Die Rainigung seel vnd leibs* für Jodokus Birlin⁴⁸ bzw. bei ansonsten wichtigen Büchern wie Köbels und Böschensteins Rechenbüchern bzw. *Hebraica*⁴⁹ sowie dem *Liber Vagatorum*.⁵⁰ Es sieht ganz danach aus, als habe Öglin diese uneinheitlichen Initialen, von denen manche (wie ein W) bereits vom regen Gebrauch starke Ausbrüche am Rand aufweisen, gebraucht erworben. Dass sie auch die Attraktivität des Musikdrucks steigern sollten, war offenbar nicht von Anfang an klar, denn Öglin ließ vor der ersten Notenzeile immer zu wenig freien Platz, sodass das Notensystem den Buchstaben stets unschön am rechten Rand durchschneidet. Er hatte diese Größe offenbar nicht einkalkuliert und die Initialen nach späterer Entscheidung (des Auftraggebers?) erst post festum in einem separaten Arbeitsgang auf die fertigen Seiten gedruckt. Bei dieser Aktion unterlief es ihm auch manchmal, dass er eine Initiale ziemlich schief platzierte.

Zuletzt kommuniziert die vierteilige Stimmbuchgarnitur auch über das Format mit ihrem Benutzer. Mit seinem höchst unüblichen Sextoformat und einem zierlichen Satzspiegel von 9,5 x 10,2 cm hat jedes Büchlein nicht nur die anmutigen Abmessungen einer kleinen Preziose, sondern durch das fast quadratische Ausmaß verzichtete der Hersteller beim Zuschnitt auf viel teures Papier. Hier wurde etwas durchaus Graziöses angestrebt.

All das deutet darauf hin, dass dieses Liederbuch ein spezielles Prestigeobjekt für eine Person im musikalischen Orbit des Kaisers war, wo seit etwa eineinhalb Jahrzehnten die Gattung des polyphonen Liedes eine steile Karriere gemacht und sich zu einem zentralen höfischen Kulturfaktor entwickelt hatte, nicht zuletzt im Zuge eines identitätsstiftenden, unausgesprochen protegierten nationalen Sprachprogramms, dem sich Maximilian mit seinen eigenen literarischen Werken einpasste (die er freilich in Augsburg von Johann Schönsperger drucken ließ). Allerdings handelte es sich bei der zu einigem Glanz aufgestiegenen Gattung nicht um ein hermetisch höfisches Diskursmedium. Vielmehr strahlte ihr Renommee auch in die Stadt aus: Auf ihrem mondänen Hochzeitsbild hält Sibylla Artzt, die 1498 Jakob Fugger den Reichen geheiratet hatte, demonstrativ eine Notenrolle in der Hand, auf der

⁴⁸ VD16 R 988 (1510) aus verschiedenen Alphabetserien.

⁴⁹ VD16 B 6356 und B 6379 (1514) sowie K 1643 (1514) und K 1645 (1516), vgl. zu diesen Bänden auch den Beitrag von G. Hölzle in diesem Band, S. 36f.

⁵⁰ VD16 L 1546 und 1547 (1512).



die Anfangstöne von Hofhaimers Lied *Herzliebstes Bild* festgestellt werden können.⁵¹

Auswahl und Anordnung der Lieder lassen erkennen, dass der redigierende Spiritus rector mit der Hierarchie bei Hof gut vertraut war, denn nicht nur die Eröffnung kommt dem „Komponistenstar“ Isaac zu, sondern auch das nächste attribuierbare Lied (Nr. 3), gefolgt vom „Virtuosenstar“ Hofhaimer (Nr. 6 und 8).⁵² Weitere Lieder der beiden finden sich im Verlauf, während Nebenfiguren und auch der junge Senfl wesentlich seltener als Autoren zu identifizieren sind. So sieht eine Retrospektive aus. Vielleicht wurde sie in Form einer Zwischenbilanz veranstaltet, weil Isaac 1512 gerade an seinen alten Wohnsitz Florenz zurückgekehrt war. Aufgrund seines Monopols, über Typen für Mensuralnoten zu verfügen, und da er unter Beweis gestellt hatte, damit umgehen zu können, erhielt Öglin wie weiland bei den *Melopoiae* das Mandat für eine adäquate autoritative Publikation. Da Notendruck – als mediale Novität – noch nicht über paratextuelle Komponenten wie Vorwort, Widmung, Geleitbrief und dergleichen verfügte, bleiben die Auftrag- und Geldgeber im Unterschied zu den *Melopoiae* ungenannt.

Öglins letzte Musikdrucke

Es hat den Anschein, als habe Öglin ganz analog zu seinem Vorgehen 1507 den Plan gefasst, dem subventionierten Musikdruck einen solchen in eigener

⁵¹ Vgl. die Identifizierung bei N. Schwindt, Maximilians Lieder (wie Anm. 29), S. 198 f. Das Gemälde findet sich u. a. im Wikipedia-Artikel „Sibylla Fugger“.

⁵² Dazwischen stehen bislang unattribuierbare Lieder, die durchaus auch von Isaac und Hofhaimer stammen könnten.



Abb. 5: Öglins zweites Liederbuch von 1512 oder 1513 verwendet die für deutsche Drucke gebräuchlichen gotischen Zierinitialen. Die Zeilenumbrüche erfolgen mitten in den Mensuren.

Regie folgen zu lassen, damit sich der Einsatz für Typenmaterial und handwerkliches Know-how amortisiere oder gar Gewinn abwerfe. Es existiert ein weiteres Liederbuch mit nun sogar 68 Liedern, das allerdings noch mehr Rätsel aufgibt, weil es lediglich als Torso überliefert ist.⁵³ Nur ein Stimmbuch ist erhalten – ein klassisches Überlieferungsschicksal von Stimmbuch-Sets –, und da es sich um den Discantus handelt, bleiben zentrale Informationen wie das nur im ausschlaggebenden Tenor-Stimmbuch angebrachte Kolophon dem heutigen Auge verborgen. Der typographische Vergleich belegt indes, dass es sich um ein weiteres Liederbuch aus der Offizin Öglin handelt (Abb. 5). Die Abweichungen sind überschaubar, aber bezeichnend. Für seinen drucktechnischen Fortschritt und das gestiegene ästhetische Bewusstsein (und damit eine Datierung nach Sommer 1512) sprechen einige Indizien: Manche Zeichen sind gegenüber dem ersten Liederbuch homogenisiert (C-Schlüssel mit grundsätzlich langen Vertikalstrichen, Schlusslongen generell kurz kaudiert). Die Platzkalkulation für die Initialen funktioniert. Allerdings hat der Setzer sechs Mal komplett vergessen, einen Leerraum für den Liedanfang einzuberechnen; beim ersten Fall (fol. 16r) setzt er die Initiale rücksichtslos auf die Linien, in den fünf folgenden Fällen verzichtet er als kleineres Übel auf einen herausgehobenen Anfangsbuchstaben. Bei der Wahl der Initialen beschränkt er sich wieder auf die bei deutschen Drucken üblichen gotischen Typen.⁵⁴ Auch das Format ist ökonomisch auf bestmögliche Ausnutzung des Papierbogens hin ermittelt und entspricht der normalen rechteckigen Oktavgröße. Das notenspezifische Querformat, das dem Musizierenden erlaubt, größere Melodieverläufe in einer Zeile zu überblicken, fordert von ihm ledig-

⁵³ Vdm16 (vdm: 14).

⁵⁴ 1512 scheint Öglin noch ein paar Mal auf die Litterae florentes zurückgegriffen zu haben (z. B. in VD16 L 1547 einmal auf das D, in vdm 14 einmal auf das A).

lich die Anpassung, ein Layout mit drei längeren statt vier kürzeren Notensystemen zu disponieren. Es gibt kleinere Verdachtsmomente, die auf einen Wechsel (oder gar Wegfall) des Redaktors hinlenken. Die ausführungsfreundliche Praxis, den Zeilenumbruch erst nach vollendeter Mensur zu vollziehen, ist aufgegeben, und das eigenartige Phänomen, vor jedem Lied die vertikale Stimmbezeichnung anzugeben, zeugt von wenig Sachverstand oder zumindest eingeschränkter Praxis bei der Herstellung von Noten. Denn was im Chorbuch-Layout zur Unterscheidung der auf einem Aufschlag vertretenen Stimmgattungen sinnvoll und sowohl bei Manuskripten als auch Drucken gängig ist (*Abb. 1* und *2*), ist in einem Stimmbuch natürlich überflüssig. Augenscheinlich arbeitete Öglin nach handschriftlichen Vorlagen in Chorbuch-Anordnung, wie sie beispielsweise auch die Liederträge im Augsburger Kapellkodex⁵⁵ aufweisen. Dass die redundante Information in einem Stimmbuch fehl am Platze sei, hätte ihm ein Musiker sagen können, er selbst konnte mangels Musikpraxis wohl nicht darauf kommen.

Anders sieht es bei einem weiteren Dokument aus, das illustriert, wie Öglin versuchte, aus seinem Alleinstellungsmerkmal des Notendrucks Gewinn zu ziehen. Einen Gutteil seiner Einnahmen generierte er wie zahlreiche Kollegen durch die Verfertigung von Flugschriften und Einblattdrucken.⁵⁶ Dazu zählten auch Liedflugschriften, die allerdings in aller Regel ohne Noten auskamen und die Melodie, auf die der Liedtext zu singen war, den fast komplett musikalisch illiteraten Käufern durch die Angabe des Tons kommunizierten, so beispielsweise in seinem Lied über Maximilians Schlacht bei Guinegate 1513 (dazu nochmals weiter unten): „Das lied singt man in der weiß wie das lied von der Böhemer schlacht.“⁵⁷ Einstimmige Melodien auf Flugblättern machen eine kleine Randgruppe aus, mehrstimmige Sätze sind nur in Einzelfällen anzutreffen und bis 1525 ausschließlich als Holzschnitt dokumentierbar.⁵⁸ Eine absolute Ausnahme unter den erhaltenen Objekten, nämlich in Form typographischer Noten, stellt die untere Hälfte eines Öglin'schen Einblattdrucks dar, die ihren Erhalt der Einklebung in den hinteren Spiegel des Holzdeckels eines umfangreichen Buches in der Tübinger Universitätsbibliothek verdankt (*Abb. 6*).⁵⁹ Als Ablassbrief stellte das Blatt im ehemaligen Folio-

⁵⁵ Augsburg, Stadtbibliothek 2° Cod. 142 a (siehe Anm. 42).

⁵⁶ Zum heute bekannten Stand siehe die Angaben bei G. Hölzle in diesem Band.

⁵⁷ VD16 G 1176. Die Bedeutung des Drucks geht nicht nur daraus hervor, dass Öglin das kaiserliche Wappen auf den Titel setzt, sondern den Text auch mit einer seiner Initialen als *Littera florens* beginnen lässt.

⁵⁸ Siehe Frieder Schanze: *Gestalt und Geschichte früher deutscher Lied-Einblattdrucke nebst einem Verzeichnis der Blätter mit Noten*, in: *NiveauNischeNimbus* (wie Anm. 18), S. 369–410.

⁵⁹ Beschreibung ebd., S. 391, Nr. 11. UB Tübingen, Gi 134.2, siehe Gerd Brinkhus: *Die Bucherstiftung Konrad Hagers für die Universität Tübingen im Jahre 1539/41. Eine Studie zum ältesten erhaltenen Bestand der Tübinger Universitätsbibliothek*, Köln 1973, S. 46 (Nr. 183)



Abb. 6: Öglins Einblattdruck mit einem Ablass des Bischofs Johannes Bonemilch ist das älteste und noch lange singuläre Exemplar mit typographischen Noten (unikales Fragment in der UB Tübingen).

format einen einträglichen Verkaufsgegenstand dar. Wie in anderen Fällen, etwa dem seit 1500 populären Augsburger Lied *Maria zart*, hatte in diesem Fall der Erfurter Johannes Bonemilch, Weihbischof von Sidon, „allen denen die diß nochuolgend gedicht [das Lied *O Sacrament der hayligkait*] andechtiglich mit rüwigen hertzen [...] Singen/Lesen/oder hoeren singen“, einen Ablass von vierzig Tagen gewährt. Durch die Mitteilung eines kompletten vierstimmigen Satzes wurde der Ablass für Musikkundige in seiner Wirkung erhöht. Da der obere Teil des Drucks nicht mehr erhalten ist, lässt sich der Tonsatz nicht rekonstruieren. Der Stimmenvorsatz „Tenor“ hat allerdings in diesem Zusammenhang seine volle Berechtigung. Es wäre nachvollziehbar, die Entstehung des Blattes auf um 1510 zu datieren,⁶⁰ da Bonemilch im Oktober des gleichen Jahres starb. Doch würde dies bedeuten, dass Öglin bereits für diesen Einblattdruck seinen Typenvorrat um Miniminen, Semiminiminen, Pausen und Wiederholungszeichen erweitert hätte. Liegt es nicht näher, den Einblattdruck in die Arbeitsphase seines zweiten Liederbuchs einzuordnen,

und 115 (Tafel II,9) [jetzt in: Bibliothek und Wissenschaft 14 (1980), S. 1–109 ohne *Abbildung*].

⁶⁰ So, ohne den Namen Bonemilchs zu nennen, F. Schanze (wie Anm. 58), S. 391, Nr. 11 („um 1510“).

als er über diese Zeichen bereits verfügte und es ein Leichtes war, einen Ableger nebenher zu produzieren?

Es bleibt zu klären, wann diese Periode war. Ein markanter, wenngleich irritierender Punkt in Öglins Biographie ist der Sachverhalt, dass er am 10. Februar 1513 „mit Acht und Bann belegt und der Stadt verwiesen wurde“. ⁶¹ Ein Grund dafür konnte nie genannt werden, die von Hans-Jörg Künast angenommenen Verwerfungen mit Maximilian beruhen auf Spekulation, die faktisch nicht zu stützen, aber genauso wenig zu widerlegen sind. Die erwogene Verstimmung des Kaisers aufgrund der Publikation eines Schmähdlieds über die Schlacht von Guinegate-Thérouanne ⁶² kann ausgeschlossen werden, da die Schlacht erst ein halbes Jahr später am 16. August 1513 stattfand ⁶³ und die im Titel genannte Niederlage sich gerade nicht auf Maximilian, sondern seinen Gegner bezieht (*Das ist ain new lied von der grossen niderlag geschechen vor der statt Terwan durch vnsern aller gnedigisten herrn den Kayser vnd künig von Engelland wider den künig von Franckreich*, VD16 G 1176). Es endet nach 36 Strophen mit den Worten „dem edlen kayser Maximilian/ hab ichs zü eren gesungen“ und einem Vergleich mit Julius Cäsar; das Titelblatt wird mit dem doppelten Reichsadler wie in Öglins früheren Drucken als kaiserlicher Hofbuchdrucker aufgewertet. ⁶⁴ Andererseits führt dieses anonyme, früher fälschlich Pamphilus Gengenbach zugeschriebene Lied auf die Spur für Beziehungen Öglins zu Maximilians Gefolge. Im Juni 1513 war der Kaiser in den Niederlanden angekommen, um im Oktober zurückzukehren. Wie üblich werden Musiker mit ihm gereist sein, wenn nicht die Kapelle als Ganzes, ⁶⁵ dann eine kleinere Abordnung. Am 5. Oktober schreibt Konrad Peutinger an Maximilian: „Nachvolgend ist ain E. kais. Mt. brieve, des datum stat zu Terwanna auf 26. tag augusti [zwei Tage nach der Einnahme der Stadt Thérouanne], durch [Kanzleischreiber Hans] Vinsterwalder gefertiget, mir auf 24. tag septembris durch E. mt. singer, Vogels bruder, alhie geantwurt worden.“ ⁶⁶ Wie immer die Kommunikation zwischen Maximilian und Peutinger über den altverdienten Kapellsänger Georg Vogel bzw. seinen Bruder konkret

⁶¹ H.-J. Künast (wie Anm. 32), S. 98 (nach StadtA Augsburg, Reichsstadt, Ratsbuch Nr. 14, S. 143).

⁶² Ebd., S. 99.

⁶³ Siehe N. Schwindt, Lieder drucken in Augsburg (wie Anm. 47), S. 324.

⁶⁴ Das hätte Öglin sicher nicht gewagt, wenn ein früherer Missbrauch dieses Emblems zu einer Rüge durch Maximilian und dem dadurch erzwungenen Bann des Stadtrats geführt hätte, wie H.-J. Künast (wie Anm. 32), S. 98, vermutet.

⁶⁵ Leider lässt sich der am 4. September 1513 für den Kapellmeister Georg Slatkonia ausgestellte Passbrief („auf siben truhen, ain Vaßl, zway Valli, ain Positif, darin Klaidler, Puecher und ander Plunder, so ime, den gesellen und Knaben in der Capellen zugehört“, Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Kopialbuch Entbieten und Befelch 1513, S. 118) nicht genauer lokalisieren. Es ist daher nicht ohne Weiteres anzunehmen, dass er sich auf die Rückreise der Musiker aus den Niederlanden bezieht.

⁶⁶ Konrad Peutingers Briefwechsel (wie Anm. 21), S. 225 f., Nr. 133.

vonstatten ging und was ihr Inhalt war: Die kriegerischen Ereignisse in der Picardie, ihre liedhafte Verarbeitung und die mediale Streuung über Öglin, der seine Flugschrift zweifellos als „aktuelle Meldung“, somit noch im Jahr 1513 lancierte (übrigens in gleicher Aufmachung noch einen Prosabericht, VD16 ZV 16 895), bilden einen offenkundigen Strang. Vielleicht kann man sogar so weit gehen, die Annahme eines Zerwürfnisses zwischen Maximilian und Öglin dem Reich der Legende zuzuweisen, so wie nicht zu belegen ist, dass die Ausweisung aus der Stadt durch den Rat tatsächlich vollzogen wurde. Öglins Drucktätigkeit hat in keinem Jahr stagniert.

Grundsätzlich steht nichts der Annahme im Weg, dass Öglin in der zweiten Jahreshälfte 1512 oder im Jahr 1513 einen eigenen Lieddruck, sein zweites Liederbuch, in Angriff nahm. Er wird wiederum durch ein Kapellmitglied mit musikalischem Material versorgt worden sein, denn sein Inhalt speist sich abermals aus „maximilianischem“ Repertoire. Den Text des 30. Liedes (*Fried gib mir Herr auf Erden*) hatte Maximilians langjähriger engster Vertrauter, der Augsburger Bischof Friedrich von Zollern († 1505), verfasst, der sich durch ein Strophenakrostichon zu erkennen gibt. Das Schlusslied (*In Gottes Namen fahren wir*) stammt von der nach wie vor grauen Eminenz Heinrich Isaac, und der am häufigsten zu identifizierende Komponistname ist Paul Hofhaimer. Dessen Hochzeitslied für Sibylla und Jakob Fugger ist die einzige Dublette zu seinem ersten Liederbuch, was sich aus der Bedeutung für Augsburg erklären ließe. Die Nähe zum Kapellskriptorium bzw. zur Hofkanzlei spricht zudem aus der (bei Öglin singulären) Verwendung von Papier, wie es in deren Umkreis in Gebrauch war.⁶⁷ Nur als Lektor fungierte, falls überhaupt, wohl eine andere Person, der die musikalischen Zeilenumbrüche nicht wichtig waren.

Öglins Musikdrucke gelten seit jeher als schön, wenngleich sie mit Petrucis Arbeiten nicht konkurrieren können und ihm auf Dauer der Mainzer Drucker Peter Schöffler d. J. den Rang auch in ästhetischer Hinsicht ablief. Es war aber vor allem dessen aggressiveres Verlagsprogramm, was die Versorgung einer überregionalen Klientel mit Liederbüchern angeht, die Schöffler zum Hauptvertreter des Liedendrucks in den 1510er Jahren werden ließ. Nur Wochen nach Öglin startete er mit einer Serie von Liedpublikationen, die sich auf bislang mindestens vier erhaltene bzw. rekonstruierbare Bücher bis März 1513 belaufen und bei denen er auch nicht vor Entlehnungen aus Öglins Werken zurückschreckte.⁶⁸ Auch der Kölner Drucker Arnt von Aich versuchte um 1514, durch einen Nach- bzw. de facto einen Raubdruck, auf der vermuteten Welle potenziell einträglicher Lieddrucke zu reiten. Aber die Tatsache, dass nach einem vorerst letzten Liederbuch Schöfflers (1517) dieses Genre aus dem

⁶⁷ Vgl. N. Schwindt, Lieder drucken in Augsburg (wie Anm. 47), S. 323 und 324 (Abbildung des Wasserzeichens).

⁶⁸ Siehe McDonald/Raninen (wie Anm. 42), S. 47, und N. Schwindt, Maximilians Lieder (wie Anm. 44), S. 522f.

Portfolio der deutschen Drucker verschwand – mit geistlichen polyphonen Drucken freundete man sich ohnehin nicht an –, demonstriert die unternehmerische Risiko-, wenn nicht Fehlkalkulation. Als das aufwendige Doppel-druckverfahren in den 1530er Jahren technologisch überwunden war, blühte der Notendruck auch in Deutschland in ungeahnter Weise auf, denn jetzt war er rentabel geworden.

Erhard Öglin lebte nicht vom Notendruck. Er war offensichtlich ein „Tüftler“, dem einige Idealisten in Augsburg, vor allem solche im humanistischen Milieu und im Einflussbereich des kaiserlichen Hofes, zumuten konnten, sich auf das drucktechnische Neuland „Musik“ einzulassen. Man kann es ihm nicht verdenken, dass er, auf diese Spur gebracht, versuchte, wenigstens etwas Kapital aus der handwerklichen Tour de force zu schlagen. Dass diese Nische des zeitgenössischen Druckgeschäfts für ihn kein dauerhafter Erfolg, vielleicht sogar ein veritabler Fehlschlag werden sollte, den weiter zu verfolgen sich nicht lohnte, ist nicht seinem defizitären Unternehmertum, sondern allein den mangelnden Strukturen geschuldet. Hätte es ihn geehrt zu wissen, dass er mit seiner Pioniertat einmal in die Musikgeschichte eingehen würde?

„Alles ohne Maaß! im Reutlinger Ton“ Der Reutlinger Volksbuchdruck um 1800¹

Stefan Knödler

Am 16. November 1808 berichtet der 23-jährige Karl August Varnhagen von Ense, der das Wintersemester 1808/09 in Tübingen verbringt, von einer Fahrt nach Reutlingen, die er ein paar Tage zuvor mit seinem Freund Justinus Kerner unternommen hat:

„Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Tor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeugungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernst überall die dünnen Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckartal verlassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt[.] [...]“

Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichstadt war, und daß die Früchte der Freiheit in Handel, Gewerbefleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10.000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Anteil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Türme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen.“²

¹ Der vorliegende Text ist eine überarbeitete Fassung des am 20. März 2019 anlässlich des jährlichen Schiedweckenessens beim Reutlinger Geschichtsverein gehaltenen Vortrags; er versteht sich als Ausblick auf eine größere Arbeit über den Reutlinger Buchdruck im 18. und 19. Jahrhundert. Für ihre freundliche Unterstützung sei dem Reutlinger Stadtarchiv, dem Reutlinger Heimatmuseum sowie der Universitätsbibliothek Tübingen herzlich gedankt.

² Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, Bd. 1: 1785–1810, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt (Werke, Bd. 1), Frankfurt 1987, S. 577 f. (16. November 1808).

Später fängt es dann an zu regnen, und Varnhagen und Kerner können so die „Merkwürdigkeiten der Stadt“³ nicht mehr besichtigen. Deswegen sind sie aber auch nicht gekommen, denn Reutlingen ist für sie der Ort, „wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden“.⁴ – Heute werden in Reutlingen keine Volksbücher und Volkslieder mehr gedruckt, und schon gar nicht „in Menge“. Was das jedoch einmal bedeutet hat und warum Varnhagen von Ense und seine Tübinger Freunde extra dafür nach Reutlingen gefahren sind, versucht der folgende Beitrag in groben Zügen zu rekonstruieren. Zu entdecken ist dabei ein vergessenes Kapitel der Reutlinger, ja der deutschen, ja sogar der europäischen Kultur- und Literaturgeschichte.

Als Volksbücher oder Volksdrucke bezeichnet man – so formuliert es das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* – „einfache Drucke, meist von Prosaerzählungen, deren Ausstattungsmerkmale auf niedrigen Preis, weite Verbreitung und einen anspruchslosen Rezipientenkreis schließen lassen; häufig anonym, ohne Angabe von Drucker, Druckort und Erscheinungsdaten“.⁵ Auf zwei Aspekte dieser Definition sollte vor der Vorstellung der Reutlinger Volksbücher, die tatsächlich nicht nur aus den genannten „Prosaerzählungen“ bestehen, noch kurz eingegangen werden. Zum einen hatte die „anspruchslose“ Ausstattung – billiges Papier (meist ist von „Löschpapier“⁶ die Rede), schlechter Druck und einfache Broschur – zur Folge, dass die Volksbücher leicht schmuddelten oder beschädigt wurden und so früher fortgeworfen wurden. Zum anderen führte der „anspruchslose Rezipientenkreis“ – Leser aus den eher niederen Schichten – dazu, dass Volksbücher keinen guten Ruf genossen und sowohl aus pädagogischen wie aus moralisch-religiösen Gründen als Verstoß gegen die guten Sitten galten und auch deshalb seltener aufgehoben wurden. Entsprechend selten sind sie heutzutage geworden.

Die Erforschung der Volksbücher und ihrer Kontexte wird noch zusätzlich dadurch erschwert, dass es sich, wie das *Reallexikon* sagt, um „anonyme“ Drucke handelt. Meist steht auf der Titelseite nur „gedruckt in diesem Jahr“, der Druckort, der Name des Druckers oder das Jahr des Drucks werden dort in der Regel nicht angegeben. Dass also ein Buch aus Reutlingen stammt, lässt sich nur dann mit Sicherheit sagen, wenn der Druckort auf der Titelseite vermerkt ist. Das ist besonders bei Büchern aus den früheren Zeiten des Volksbuchdrucks nicht der Fall, in Reutlingen hat man erst um die Wende zum 19. Jahrhundert begonnen, wenigstens Druckort und Drucker auf den Titel-

³ Ebd., S. 579.

⁴ Ebd., S. 577.

⁵ Jan-Dirk Müller: Volksbuch, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, hrsg. von Jan-Dirk Müller u. a., Berlin–New York 2003, S. 789–791, hier S. 789.

⁶ Vgl. K. A. Varnhagen von Ense: *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens* (wie Anm. 2), S. 580. Vgl. auch Johann Wolfgang Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, hrsg. von Klaus-Detlef Müller (*Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Abt. I, Bd. 14), Frankfurt 1986, S. 42.

seiten zu nennen. Im Folgenden soll es nur um diese Drucke gehen, deren Reutlinger Herkunft eindeutig nachzuweisen ist.

Die Reutlinger Drucker waren im späten 18. und im 19. Jahrhundert einer der Hauptlieferanten solcher ‚populärer‘ Lektüre im deutschsprachigen, auf jeden Fall aber im südwestdeutschen Raum. In Rudolf Schendas Tübinger Habilitationsschrift *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*,⁷ die, obwohl sie schon fast fünfzig Jahre alt ist, noch immer als der wichtigste Beitrag zur Erforschung des europaweiten Volksbuchdrucks gelten muss, hat Reutlingen so viele Einträge im Ortsregister wie Stuttgart und Paris. Schendas Ansatz ist ein sozialgeschichtlich-kulturwissenschaftlicher – ihm geht es um die Stellung der Volksdrucke in der Gesellschaft und im Staat, um die Produzenten, den Vertrieb, die Leser. Im Folgenden sollen einerseits neue Forschungen speziell zum Reutlinger Volksbuchdruck präsentiert werden, zum andern soll es auch um die Leser dieser Drucke gehen, die nur selten greifbar werden, die aber, wie Karl August Varnhagen von Ense, nach der Jahrhundertwende zunehmend auch aus den gebildeten Schichten kamen. Dazu gehörten auch Varnhagens Kommilitonen Justinus Kerner und Ludwig Uhland, bei denen sich die Lektüre der Reutlinger Drucke mit ihren poetischen Ambitionen verbunden hat, ebenso wie andere Vertreter der ‚Schwäbischen Romantik‘, Gustav Schwab etwa oder Hermann Kurz, der als gebürtiger Reutlinger in der unmittelbaren Nähe der dortigen Volksbuchdrucker aufgewachsen ist.

Reutlingen war vor 1500 schon einmal ein wichtiger Ort des deutschen Buchdrucks gewesen, als Michael Greyff sich gegen 1475 in der Stadt niedergelassen hatte.⁸ Aber diese Blütezeit endete bereits mit dem Weggang seines Kollegen Johann Otmar nach Tübingen (um 1500) und abgesehen von kurzen Zwischenspielen gibt es für die folgenden 180 Jahre keine Hinweise mehr auf einen Buchdruck in Reutlingen. Am 31. Mai 1702 jedoch wendet sich der aus Erfurt stammende Johann Justus Fleischhauer (1672–1709), der „die Buchdruckerkunst ehrlich und redlich gelernt, [...] auch verschiedene Jahre darauf gereist und nunmehr gewillt [ist], sich einmal häuslich niederzulassen und eine Druckerei für sich anzufangen“, mit einem Gesuch an den Bürgermeister und den Rat der Stadt Reutlingen, „eine Druckerei de novo und mit nur lauter

⁷ Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*, München 1970.

⁸ Vgl. Hans Widmann: *Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen*, in: RGB NF 4 (1967), S. 7–42; Hans Widmann: *Aus der Geschichte des Reutlinger Druck- und Verlagswesens*, in: *Rückblick für die Zukunft. Berichte über Bücher, Buchhändler und Verleger zum 150. Geburtstag des Ensslin-Verlages*, hrsg. von J. U. Hebsacker, Reutlingen 1968, S. 27–106; Peter Amelung: *Schwäbische Drucker und Verleger. Der Buchdruck in den schwäbischen Kernlanden vom 15. bis ins 18. Jahrhundert*, in: *Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000–1800*, hrsg. von Ulrich Gaier, Monika Küble und Wolfgang Schürle, Ulm 2003, S. 507–551.

neuen Schriften aufzurichten“ und ihm dabei „beförderlich“ zu sein, denn „in mehrerer Erwägung“ sei eine „Druckerei einer solchen berühmten und vornehmen Stadt sehr rühmlich und dem bono Publico dienlich.“⁹

Fleischhauers Druckerei befand sich bis vor dem Stadtbrand 1726 oberhalb der Fehleisen'schen Apotheke,¹⁰ der späteren Löwen-Apotheke in der oberen Wilhelmstraße. Er druckte, wie auch viele seine Nachfahren und Nachfolger, in erster Linie religiöse Werke. Fleischhauers Sohn Johann Justus (1705–1780) übernahm die Druckerei des Vaters und widmete sich vor allem dem Nachdruck, also dem unautorisierten Druck und Verkauf von größtenteils bereits etablierten und erfolgreichen Werken, für die er dem Verfasser wie auch dem ursprünglichen Verleger nichts bezahlte. Johann Justus heiratete bald in die Reutlinger Oberschicht ein, denn seine Frau Anna Barbara war die Tochter des Apothekers und Vizebürgermeisters Pfenning. Das Paar hatte drei Söhne, zwei davon betätigten sich später ebenfalls als Nachdrucker: Johann Georg (1737–1815), einer der letzten reichsstädtischen Bürgermeister Reutlingens, und Johann Jakob (1745–1819). Der für uns wichtige Fleischhauer ist ein Enkel des ersten Reutlinger Fleischhauers und der Sohn des Bruders der beiden Nachdrucker, Johann Justus Fleischhauer (1734–1783), der Rektor der Lateinschule und Diakon an der Marienkirche war. Dieser Sohn nun, Justus Jakob Fleischhauer (1772–1813), ist statt, wie vom Vater geplant, Theologie zu studieren, lieber in das Buchdruckgeschäft seiner Onkel eingestiegen. Er ist es auch, auf den der erst vor wenigen Jahren eingegangene Verlag Fleischhauer & Spohn zurückgeht, denn nach seinem frühen Tod 1813 übernahm seine Witwe Wilhelmina Cordula geb. Spohn (1776–1857) die Geschäfte und fügte ihren Mädchennamen dem ihres Mannes hinzu.¹¹

Wir wissen nicht viel über Justus Jakob Fleischhauer. Ein „Beibringens Inventarium“, das zu seiner Eheschließung am 4. April 1794 erstellt wurde, listet sein Vermögen auf.¹² Man erfährt, dass er Geld und Gegenstände im Wert von 1589 Gulden, 14 Kreuzer und 4½ Heller mit in die Ehe brachte. An Büchern sind dabei ein „Reutlinger Gesangbuch“, eine Bibel, ein deutsches und ein französisches Lexikon sowie ein „Attnuß“ aufgeführt. Vier Bücher scheinen

⁹ StadtA Rt., A 2 (Zünfte), Bde. 8–11 u. 18 sowie Bd. 9: Buchdrucker. Zur Geschichte der Fleischhauer vgl. Werner Fleischhauer: Vorgeschichte und Aufstieg des Fleischhauer & Spohn Verlages, in: Damals für Heute. Historisches und Nachdenkliches zum 150 jährigen Bestehen des Verlages, hrsg. von Wolfgang Stammeler, Stuttgart 1980, S. 5–32.

¹⁰ Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, izt Königlich Württembergischen Kreisstadt, Reutlingen 1845, S. 316.

¹¹ Das Paar hatte zwei Söhne: Johann Justus (1799–1831) und Jakob Noa Fleischhauer (1802–1881), der die Firma mit der Mutter unter dem Namen „Fleischhauer & Spohn“ weiterführte. Vgl. W. Fleischhauer: Vorgeschichte und Aufstieg des Fleischhauer & Spohn Verlages (wie Anm. 9), S. 13–27; Bildnisse der Eltern Justus Jakob und Wilhelmina Cordula sowie des Sohnes Jakob Noa finden sich ebd., S. 29 f.

¹² Vgl. StadtA Rt., B 1 (Inventuren und Teilungen I), Bü 540, Nr. 484.

für einen Buchdrucker eine sehr kleine Bibliothek zu sein, aber man muss sich klarmachen, dass Fleischhauer kein literarischer Verleger war und sich, anders als der zeitgleich tätige Johann Friedrich Cotta in Tübingen, der Goethe und Schiller zu seinen Autoren zählte, als Handwerker verstand. Und dieses Handwerk war offenbar lukrativ, denn bei seinem Tod hinterließ Fleischhauer seiner Frau und seinen drei Kindern eine Summe von 33.441 Gulden – also über zwanzigmal mehr als er zur Hochzeit eingebracht hatte.¹³ Seine Druckerei befand sich in der Cramergasse,¹⁴ wie der mittlere Teil der heutigen Wilhelmstraße damals hieß.¹⁵ Es ist das Haus Nr. 91, an der Ecke zur Stadtbotenstraße.

Der Erfolg der Familie Fleischhauer hat Reutlingen als Druck- und Verlagsort offensichtlich beliebt gemacht. Während es hier noch im Jahr 1745 nur einen Drucker gab – eben Fleischhauer –, waren es im Jahr 1800 bereits sechs, im Jahr 1832 gar zehn aktive Drucker: Sie hießen Bofinger, Enßlin, Fischer, Fleischhauer, Grözingen, Heerbrandt, Kalbfell, Kurtz, Lorenz und Mäcken.

Was haben die Fleischhauers und die anderen Reutlinger Drucker nun eigentlich gedruckt? Zunächst müssen an dieser Stelle die bereits erwähnten Nach- oder Raubdrucke genannt werden.¹⁶ Das waren erfolgreiche Werke, die man, ohne den Autor und den ursprünglichen Verleger zu bezahlen, mit billigem Druck und auf billigem Papier druckte und so zu geringerem Preis verkaufen konnte. Zu den dabei Geschädigten zählten erfolgreiche Autoren wie Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Christian Fürchtegott Gellert oder Gottlieb Wilhelm Rabener (vgl. *Abb. 1*). Die Reutlinger profitierten bei diesem Unternehmen von der Kleinstaaterei in Deutschland, von einer unklaren Rechtslage und dem fehlenden Urheberrecht. In ganz Deutschland machten die älteren Fleischhauer-Brüder oder Vater und Sohn Jakob Ulrich (1751–1817) und Johann Jakob (1779–1842) Mäcken sich und ihre Stadt dabei so sehr unbeliebt, dass Goethes Schwager Christian August Vulpius in der vierten Auflage seines enorm erfolgreichen und eben in Reutlingen nachgedruckten Räuberromans *Rinaldo Rinaldini* einen Reutlinger Raubdrucker auftreten lässt, der sich aufgrund seiner Tätigkeit als Mitglied von Rinaldinis Räuberbande empfiehlt. Es geht schlecht für ihn aus, denn, so schreibt Vulpius: „Rinaldo hatte kaum seine Burg erreicht, als

¹³ StadtA Rt., B 2 (Inventuren und Teilungen II), Bd. 45, Bl. 80, Inventar vom 3. April 1815.

¹⁴ Vgl. StadtA Rt., Steuerbücher Tucher, Bd. 2, Bl. 735: „Eine ganze Behausung samt einer halben Scheuer [. . .] in der Cramergaße“.

¹⁵ Vgl. Gerald Kronberger: Wegweiser zur Stadtgeschichte: Die Historie der Reutlinger Straßennamen, in: RGB NF 50 (2011), S. 9–111, hier S. 32.

¹⁶ Vgl. allgemein Ulrike Andersch: Die Diskussion über den Büchernachdruck in Deutschland um 1700 bis 1875, Tübingen 2018; Thomas Gergen: Die Nachdruckprivilegienpraxis Württembergs im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für das Urheberrecht im Deutschen Bund, Berlin 2017.



Abb. 1: [Christoph Martin Wieland:] Agathon, 2 Bde., Reutlingen 1775. Unautorisierter Nachdruck des 1766/67 erstmals erschienenen Romans durch Johann Georg Fleischhauer.

schon der *Reutlinger* an einem Baume hing.“¹⁷ Seine Leute haben den räuberischen Drucker gehenkt.

Erbosten Autoren wie Vulpius, aber auch den Originalverlegern, die bei den Nachdrucken ebenso leer ausgingen, konnten die Nachdrucker – die es nicht nur in Reutlingen gab – entgegnen, dass sie durch die Nachdruckerei einen Beitrag zur Aufklärung und Bildung des einfachen Volkes leisteten, das durch ihre billigen Preise sich auch anspruchsvollere Bücher erst leisten könne und dass außerdem auch die Nachdrucke zum Ruhm der Autoren beitragen.¹⁸ Auch die Reutlinger Nachdrucker hatten durchaus ihre Sympathisanten. Zu diesen gehörte Justinus Kerner, von dem Varnhagen berichtet:

Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfnis wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten.¹⁹

Fast alle anderen Drucke, die in Reutlingen zwischen 1770 und 1840 entstanden sind, fallen unter den Begriff des eigentlichen „Volksbuchs“ – eine Bezeichnung, die allerdings nicht ganz eindeutig ist. Heute versteht man darunter eine Gruppe anonym überlieferter Erzähltexte. Joseph Görres, der 1807 in einem kleinen Büchlein einen ersten Versuch unternommen hat, die Volksbücher kulturgeschichtlich einzuordnen und dabei 48 von ihnen auflistet und charakterisiert, nennt im Untertitel, den er seiner *Näheren Würdigung* gegeben hat, was er unter dem Begriff noch alles verstand: *der schönen Historien, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat*.²⁰ Auch Rudolf Schenda zählt zu den Volksbüchern „Sachbüchlein, Briefsteller, Gedichtbändchen, Witzsammlungen, Zaubertexte und Erbauungsschriften“.²¹ Diese ganz unterschiedlichen Drucke waren ein europäisches Phänomen: In Frankreich

¹⁷ Zit. nach Hans Widmann: Die Beschimpfung der Reutlinger Nachdrucker durch Christian August Vulpius. Mit einem Rückblick auf die württembergischen Verordnungen zum Nachdruck, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 14 (1974), Sp. 1535–1588, hier Sp. 1544.

¹⁸ Vgl. grundsätzlich Heinrich Bosse: Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit, Paderborn 1981.

¹⁹ Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens (wie Anm. 2), S. 579.

²⁰ Joseph Görres: Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat, Heidelberg 1807 (ND Hildesheim–New York 1982).

²¹ R. Schenda: Volk ohne Buch (wie Anm. 7), S. 299.

gab es etwa die vor allem in Troyes gedruckten Bücher der „Bibliothèque bleue“,²² in England die sogenannten „Chapbooks“²³ und in Italien die „Libretti popolari“. ²⁴ In Deutschland wurden sie vor allem in den Reichsstädten gedruckt: Die von Görres vorgestellten Bücher stammen zum großen Teil aus Köln und Nürnberg, aber auch aus Aachen oder Frankfurt. ²⁵ Reutlingen folgt dieser reichsstädtischen Tradition und setzt sie über das ganze 19. bis ins 20. Jahrhundert fort.

Die dabei gedruckten Texte konnten oft bereits auf eine „jahrhundertlange, die Texte vielfach umgestaltende Rezeptionsgeschichte“²⁶ zurückblicken, wobei die darin gestalteten Stoffe meist wesentlich älter sind als die frühesten nachweisbaren Drucke. Viele davon sind nicht deutschen Ursprungs und auf verschlungenen Wegen aus anderen Teilen Europas nach Deutschland und schließlich nach Reutlingen gelangt, während das Herkommen wie auch die ursprünglichen Verfasser längst in Vergessenheit geraten waren. Um 1800 wurden diese Bücher vom Volk weiterhin begeistert gelesen, gleichzeitig hatte sich aber unter den romantischen Dichtern bereits ein distanzierteres, rein ästhetisch-literarisches Interesse an den Volksbüchern herausgebildet, das der (sehr romantischen) Vorstellung geschuldet war, aus den Texten spreche die unverfälschte und reine Poesie des Volkes, mithin so etwas wie der ‚Volksgeist‘. Vor diesem Hintergrund verengte sich der Volksbuchbegriff bald auf

²² Geneviève Bollème: *La Bibliothèque bleue. La littérature populaire en France du XVI^e au XIX^e siècle*, Paris 1971; Alfred Morin: *Catalogue descriptif de la bibliothèque bleue de Troyes (Almanachs exclus)*, Genf 1974; Robert Mandrou: *De la culture populaire aux 17^e et 18^e siècles. La Bibliothèque bleue de Troyes*, Paris 1985; Lise Andries: *La Bibliothèque bleue au dix-huitième siècle: une tradition éditoriale (Studies on Voltaire and the Eighteenth Century, Bd. 270)*, Oxford 1989; *La Bibliothèque bleue dans la cité (La Vie en Champagne, n° 90, avril/juin 2017)*; vgl. auch Rudolf Schenda: *Tausend französische Volksbüchlein aus dem neunzehnten Jahrhundert. Versuch einer bibliographischen Auswahl*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 9 (1969), Sp. 779–948. Eine schöne Anthologie dieser Bücher ist: *La Bibliothèque bleue. Littérature de Colportage*, hrsg. von Lise Andries und Geneviève Bollème, Paris 2003.

²³ Vgl. John Ashton: *Chapbooks of the Eighteenth Century*, London 1882; Leslie Shepard: *The History of Street Literature. The Story of Broadside Ballads, Chapbooks, Proclamations, News-Sheets, election Bills, Tracts, Pamphlets, Cocks, Catchpennies, and other Ephemera*, Newton Abbot 1973; Victor E. Neuberg: *Popular Literature. A History and Guide*, London 1977; Rainer Schöwerling: *Chapbooks. Zur Literaturgeschichte des einfachen Lesers. Englische Konsumliteratur 1680–1840*, Frankfurt u. a. 1980.

²⁴ Vgl. das Vorwort in Rudolf Schenda: *Istorie Bellissime. Italienische Volksdrucke des 19. Jahrhunderts aus der Sammlung Reinhold Köhlers in Weimar*, Wiesbaden 1993, S. 9–19.

²⁵ Auch Goethe erwähnt die „Fabrik jener Bücher“ seiner Heimatstadt und das Glück der Kinder, diese „auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich“ gedruckten „schätzbaren Überreste aus der Mittelzeit“ vor seinem Haus zu kaufen und dann zu lesen: „Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden“ sei ihm zu Diensten gestanden. (J. W. Goethe, *Dichtung und Wahrheit* [wie Anm. 6]), S. 42.

²⁶ J.-D. Müller, *Volksbuch* (wie Anm. 5), S. 789.

die literarischen und erzählerischen Werke darunter; schon Gustav Schwabs Sammlung *Die deutschen Volksbücher* von 1836/37²⁷ enthält nur solche.

Die Reutlinger Volksbuchdrucke lassen sich grob in fünf Kategorien aufteilen:

1. **Religiöse Literatur** macht mit Abstand den größten Teil der Reutlinger Druckerproduktion aus. Manche, wie B. G. Kurtz, konzentrierten sich fast ausschließlich auf diesen Bereich. Was dabei gedruckt wurde, waren geistliche Werke für den Hausgebrauch. Zu den damals meistgelesenen Büchern gehörten etwa die Schriften von Johann Arndt (auch Arnd, 1555–1621), *Vier Bücher vom wahren Christenthumb* und *Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden*, die 1610 bzw. 1612 in Magdeburg erstmals erschienen waren. Die Popularität vor allem des letztgenannten war ungebrochen, sodass das Buch auch in Reutlingen zwischen 1783 und 1892 insgesamt zwölfmal aufgelegt wurde (Abb. 2).²⁸ Andere Bücher waren sogar noch älter: so etwa das sogenannte „Habermännle“, Johann Habermanns *Christliche Morgen- und Abendgebete*. Es wurde 1565 zum ersten Mal gedruckt und bis ins 20. Jahrhundert hinein immer wieder aufgelegt – auch in Reutlingen (Abb. 3). Ein weiteres sehr erfolgreiches, etwas jüngeres Buch waren Immanuel Gotthold Brastbergers *Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christenthum* – erstmals erschienen 1758 und von fast allen Reutlinger Druckern das ganze 19. Jahrhundert über zum Verkauf angeboten.²⁹

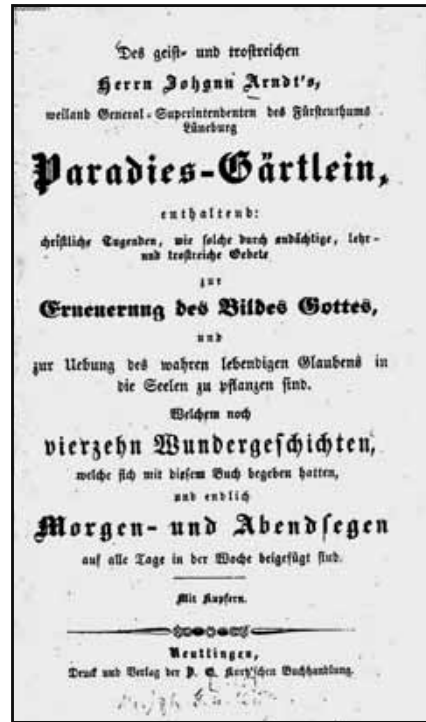


Abb. 2: Johann Arndt: Paradies-Gärtlein [...], ca. 1837 bei Benjamin Gottlob Kurtz in Reutlingen gedruckt.

²⁷ Gustav Schwab: Deutsche Volksbücher, 3 Bde., Berlin 1836/37.

²⁸ Vgl. Jeung Keun Park: Johann Arndts Paradiesgärtlein. Eine Untersuchung zu Entstehung, Quellen, Rezeption und Wirkung, Göttingen 2018, S. 225–249.

²⁹ Die Werke der württembergischen Pietisten des 17. und 18. Jahrhunderts. Verzeichnis der bis 1968 erschienenen Literatur, bearb. von Gottfried Mälzer, Berlin–New York 1972, S. 73–76, listet insgesamt 16 Reutlinger Ausgaben zwischen 1758 und 1884 auf. Sein Verzeichnis ist

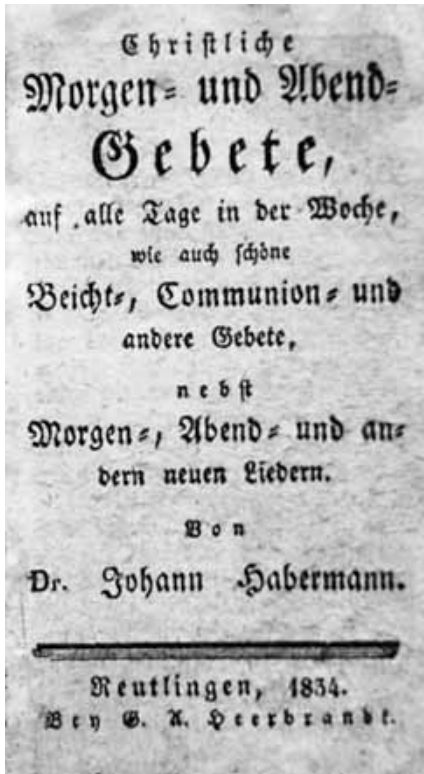


Abb. 3: Das „Habermännle“: Christliche Morgen- und Abendgebete für alle Tage der Woche [...]. Von Dr. Johann Habermann, Reutlingen, 1834. Bey G. A. Heerbrandt.

tungsbüchern des 18. Jahrhunderts finden. Auch stellt man – ähnlich wie in den erhaltenen Volksromanen und -liedern – fest, dass viele der abgedruckten Rezepte ursprünglich für ein adeliges Publikum gedacht waren. Das folgende Beispiel bringt ein durchaus beliebtes Rezept der Zeit – Kalbspasteten. Aller-

Die geistlichen Bücher aus Reutlingen sind von den theologischen Debatten, die das aufgeklärte 18. Jahrhundert geprägt haben, meilenweit entfernt. Der andauernde Erfolg dieser protestantischen Erbauungsliteratur in Württemberg und darüber hinaus zeigt die Persistenz der religiösen Vorstellungen im einfachen Volk, die nicht völlig frei von einem älteren Aberglauben waren – man denke an die „Wundergeschichten“, die in Arnolds *Paradiesgärtlein* erzählt werden.³⁰

2. Nicht-religiöse Sachbücher, die die unterschiedlichsten Themen abdecken. Zwei Beispiele mögen das breite Spektrum der Reutlinger Sachbuchproduktion veranschaulichen. Das erste ist ein Kochbuch, *Der wohl-unterrichtete Mund-Koch* (Abb. 4). Der Text dieses Reutlinger Kochbuchs, dessen älteste Ausgabe von 1809 stammt,³¹ scheint auf einer Ausgabe mit demselben Titel zu beruhen, die – mit der Druckortangabe „Franckfurt und Leipzig“ – wohl im Jahr 1738 zum ersten Mal erschienen ist.³² Die einzelnen Rezepte lassen sich oder so ähnlich allerdings in zahlreichen Rezept- und Haushal-

unvollständig, auch dürfte die Datierung der ersten Nennung auf 1758 (dem Jahr des Erscheinens der Erstausgabe) kaum stimmen.

³⁰ Zu diesen vgl. Alfred Messerli: Die Errettung des *Paradiesgärtleins* aus Feuers- und Wasser- not, in: *Fabula* 38 (1997), Heft 4, S. 253–279.

³¹ Exemplar in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.

³² Exemplar ebenfalls in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.

dings lässt die Wahl der erst recht damals exotischen Zutaten vermuten, dass sich sicher nicht jeder Käufer des *wohl-unterrichteten Mund-Kochs* das Rezept leisten konnte:

„Kalbfleisch-Pastetten.

Mache aus einem beliebigen But-
tertaig eine Pastet, schneide das
Kalbfleisch in anständige Stücke,
bestreue den Boden der Pastete mit
Muschelmehl, lege das Kalbfleisch
ordentlich darauf, würze es mit
Salz, Pfeffer, Ingwer und Muscat-
blüthe, thue auch Citronen, Ca-
pern, geschnittenen Peterling oder
Morchen daran, bestreue es oben
wieder mit Muschelmehl, mache
den Deckel darauf, und backe sie.
Wenn sie fertig ist, nimm etwa
zwey Messerspitzen voll Mehl zu
einem Stüklein Butter, knete es,
und rühre ein wenig heisse Fleisch-
brühe daran, verklopfe das Gelbe
von zwey Eyern, und rühre diß al-
les wohl untereinander, endlich
giesse von der übrigen Fleisch-
brühe noch so viel, als nöthig da-
ran, lasse es in einem Häfelein noch
ein wenig warm werden, und giesse
es in die Pastete.“³³

Immerhin ist die Kalbspastete für die Kulturgeschichte Reutlingens nicht ganz unwichtig, das hier abgedruckte Rezept fällt in die Zeit, in der wohl die Anfänge des Reutlinger Schiedweckenessens liegen dürften.

Ganz anders ist eine andere äußerst beliebte (und berüchtigte) Gattung der Zeit geartet: das Zauberbuch.³⁴ In Reutlingen erschien, vermutlich in den



Abb. 4: Der wohl-unterrichtete Mund-Koch, oder nöthige Anweisung, wie man allerhand schmackhafte Speisen, als wohlschmeckende Suppen, Pasteten, Torten, nebst andern gebackenen Zeug: Ingleichen Fische, Fleisch etc. kochen und zubereiten solle – 1816 erschienen bei Justus Jakob Fleischhauer.

³³ Der wohl-unterrichtete Mund-Koch [...], Reutlingen 1816, Nr. 91 (o. p.).

³⁴ Vgl. zu dem ganzen Komplex Stephan Bacher: Anleitung zum Aberglauben. Zauberbücher und die Verbreitung magischen „Wissens“ seit dem 18. Jahrhundert, Diss. Hamburg 2005.

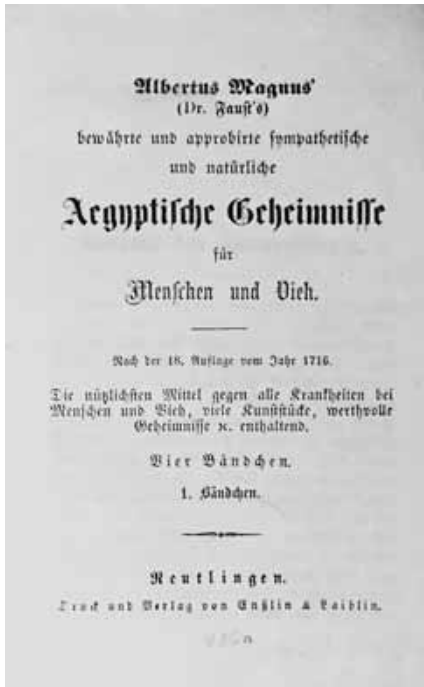


Abb. 5: Albertus Magnus' (Dr. Faust's) bewährte und approbirte sympathetische und natürliche Aegyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh. Nach der 18. Auflage vom Jahr 1716. Die nützlichsten Mittel gegen alle Krankheiten bei Mensch und Vieh, viele Kunststücke, werthvolle Geheimnisse etc. enthaltend.

1830er Jahren, ein in mehrere Hefte aufgeteiltes Buch mit folgendem Titel: *Albertus Magnus' (Dr. Faust's) bewährte und approbirte sympathetische und natürliche Aegyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh. Nach der 18. Auflage vom Jahr 1716. Die nützlichsten Mittel gegen alle Krankheiten bei Mensch und Vieh, viele Kunststücke, werthvolle Geheimnisse etc. enthaltend* (Abb. 5). Die vier Hefchen enthalten Wissen und Texte aus älteren Zauberbüchern. Der Titel dieser Ausgabe gibt sich alle Mühe, um Autorität für seinen Inhalt einzuwerben: Das gilt für die Verweise auf den gelehrten Bischof Albertus Magnus (um 1200–1280) wie auf den Knittlinger Alchemisten Johann Georg Faust (um 1480–1541), über den ebenfalls ein Volksbuch im Umlauf war (siehe unten), ebenso wie für den vagen Verweis auf die „Aegyptische“ Herkunft der enthaltenen „Geheimnisse“. Keine dieser Angaben ist stichhaltig, auch die Berufung auf eine „18. Auflage“ aus dem Jahr 1716 ist eine Irreführung des Publikums, die dem Buch Ehrwürdigkeit und Authentizität zu sichern soll. Tatsächlich enthält das

Buch einzelne Rezepte, die eine Mischung aus Naturheilmitteln und Zaubersprüchen darstellen. Für eine protestantische Stadt ist das ein ungewöhnlich abergläubisches und fast heidnisches Buch, dessen Ratschläge aus heutiger Sicht so krude wie faszinierend sind. Zwei Beispiele mögen genügen:

„Gegen Mutterweh.

Reibe einen getrockneten Hühnerkoth zu Pulver und gib ihn der Kranken in einer gekochten Zwetschge ein.“³⁵

³⁵ Albertus Magnus' (Dr. Faust's) bewährte und approbirte sympathetische und natürliche Aegyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh, Heft 1, S. 66.

„Sicher zu schießen.

Nimm das Eingeweide von einer Forelle, die zwischen Weihnachten und Neujahr gefangen wurde, verbrenne es auf einem kupfernen Deckel zu Pulver und lege es in den Schaft, dann thue es in ein Säckchen und hänge es unter den rechten Arm. Wer es so trägt, wird sicher schießen. Wenn man es aber unter dem linken Arm trägt, so ist man stets lustig und guter Dinge.“³⁶

3. **Kalender.** Johann Justus Fleischhauer hatte bereits 1806 das Privileg, den *Königlich Württembergischen Kalender* für die Kreise Calw, Rottenburg, Rottweil, Ehingen, Urach und Altdorf (seit 1865 Weingarten) zu drucken und zu verkaufen, Schramm in Tübingen und Maklot in Stuttgart druckten Kalender für die anderen Teile Württembergs. Ab 1821 war das Privileg für das ganze Königreich dann in Reutlinger Hand, die dortigen Drucker Fleischhauer, Heerbrandt und Kurtz teilten sich die Produktion untereinander auf.³⁷ Die Auflagenzahlen dieser Kalender waren enorm, im Jahr 1816 etwa druckten die Reutlinger 180.000 Exemplare.³⁸ Württemberg hatte damals rund 1,4 Millionen Einwohner, damit kommt auf ungefähr alle acht Einwohner ein Kalender – man kann das durchaus eine flächendeckende Versorgung nennen. Der Kalenderdruck war die Haupteinnahmequelle der Reutlinger Drucker, Fleischhauer gibt bereits 1809 an, er drucke an ihnen von Mai bis Weihnachten.³⁹ Wie eng der Kalender mit der Stadt verbunden war, zeigt die Ansicht „Reutlingen und die Achalm“ auf dem Titel (vgl. *Abb. 6*).

Die *Königlich Württembergischen Stadt- und Haus-Kalender*,⁴⁰ deren Ausstattung und Aufbau über die Jahre einigermaßen gleich blieb, sind quadratische Hefte, die für jeden Monat eine Doppelseite vorsehen – für Notizen waren sie nicht gedacht, sondern zur Orientierung über die allerwichtigsten Termine: Das Kalendarium, das jeweils die linke Hälfte der Doppelseite einnimmt, enthält für jeden Tag eine Zeile mit der Angabe der Namenstage für Protestanten wie für Katholiken, dazu – in rotem Druck – die religiösen Feiertage sowie das „Namensfest“ des Königs (5. März) und seinen Geburtstag (6. November), außerdem Angaben zu den herrschenden Sternzeichen, zu „Sonn- und Mondes-Veränderungen“ und die Zählung nach dem julianischen Kalender. Auf der in zwei Druckspalten aufgeteilten rechten Doppelseite finden sich ein kleiner „Markt-Kalender“, der alle württembergischen, aber auch

³⁶ Ebd., S. 71 f.

³⁷ Vgl. W. Fleischhauer, Vorgeschichte und Aufstieg des Fleischhauer & Spohn Verlages (wie Anm. 9), S. 12.

³⁸ Vgl. ebd.

³⁹ Vgl. Justus Jakob Fleischhauer an das Ober-Censur-Collegium in Stuttgart, 9. Februar 1809, zit. nach Rudolf Schenda: Bücher aus der Krämerkiste, in: Rückblick für die Zukunft (wie Anm. 8), S. 107–134, hier S. 114.

⁴⁰ Die Angaben beziehen sich auf: *Königlich Württembergischer allergnädigst privilegirter Stadt- und Haus-Kalender für Protestanten und Katholiken. Auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi. 1812*, Reutlingen: Fleischhauer.

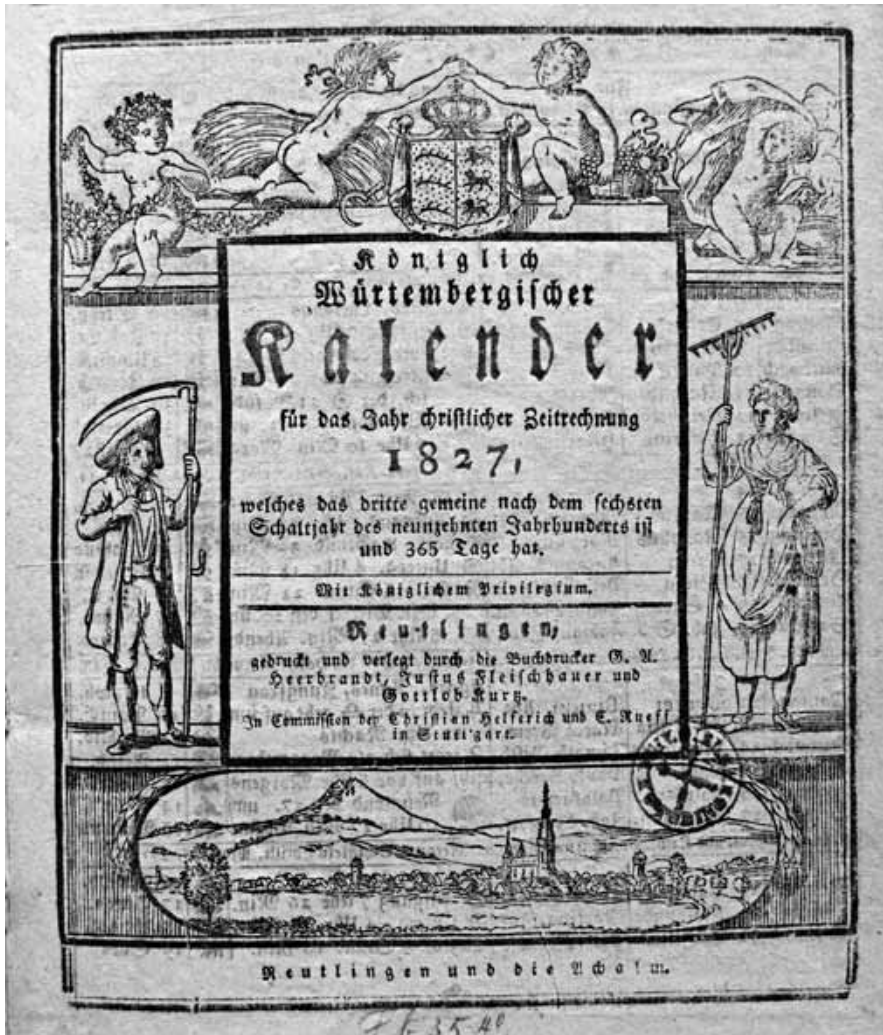


Abb. 6: Königlich Württembergischer Kalender für das Jahr christlicher Zeitrechnung 1827 – in Reutlingen von G. A. Heerbrandt, Justus Fleischhauer und Gottlob Kurtz gedruckt.

einige wichtige auswärtige Märkte – in Leipzig, Nürnberg oder Schaffhausen – aufführt. Dazu kommen jeweils kurze, maximal eine bis anderthalb Spalten umfassende lehrreiche Texte wie „Der Nilstrom“ und „Englands Theekessel“ oder kleinere Erzählungen (sie heißen etwa „Edelmüthige That eines Landmanns“, „Der entschlossene Knabe“ oder „Sonderbare Rettung“) sowie

Anekdoten (etwa über Joseph II. oder Friedrich den Großen). Im Anschluss an das Kalendarium finden sich am Ende des Heftes noch ein jüdischer Kalender, genealogische Angaben zum württembergischen Königshaus, einige Königliche Verordnungen zur „Gleichheit der Maaße“ oder zur „Feuer-Polizey“, schließlich ein „Register der vornehmsten Messen und Märkte“, nun in alphabetischer Ordnung (in Reutlingen übrigens: „1 dienst. nach Reminiscere, 2 dienst. nach Egidi, 3 den 2ten Dienstag nach Galli“).

4. **Volkslieder.** Für Justinus Kerner waren die Lieder-Drucke so sehr mit Reutlingen verbunden, dass es für ihn zur „Stadt der Lieder“⁴¹ wurde. Die Reutlinger Volkslieddrukke lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: Erstens in Einzeldrucke, die meist längere Balladen oder Bänkellieder meist reißerischen Inhalts enthielten – als Beispiel mag die 1812 bei Christoph Philipp Fischer in Reutlingen gedruckte *Beschreibung der sechs deutschen Sklaven oder Handwerksburschen welche in der Tunischen Sklaverey über 10 Jahre am Pfluge haben ziehen müssen* dienen, die in 25 Strophen einen wohl wahren Fall erzählt (Abb. 7). Zweitens in die bei Fleischhauer gedruckten weitverbreiteten Hefte mit „schönen weltlichen Liedern“, die meist aus zwei ineinandergelegten gefalteten Blättchen, also aus acht Seiten bestanden und populäre nicht-geistliche Lieder enthielten. Die Lieder sind darin ohne Melodien abgedruckt (Notensatz war zu teuer), auch weil der Drucker wohl voraussetzen konnte, dass sie entweder bekannt waren oder dass die Texte sich leicht einer bekannten Melodie zuordnen ließen. Das abgebildete Heft etwa enthält das berühmte, um 1800 entstandene Volkslied „Guter Mond, du gehst so stille“ (Abb. 8). Außerdem stammen aus Reutlingen auch einige Liederbücher, etwa ein *Neues Volks-Liederbuch. Eine Sammlung der neuesten, in den mittlern und niedern Ständen beliebtesten Lieder und Gesänge*, das Fleischhauer wohl um 1830 gedruckt hat, oder ab 1804 (als unautorisierter Nachdruck) das bekannte *Mildheimische Liederbuch*.

5. Die eigentlichen **Volksromane**, also die Texte, die man heute als Volksbücher bezeichnet, sind – ähnlich wie manche Märchen – ein europäisches Phänomen, und da besonders im 18. Jahrhundert, aber auch schon vorher, Frankreich den größten kulturbestimmenden Einfluss auf Deutschland ausgeübt hat, kommen viele dieser Stoffe ursprünglich aus Frankreich. Einige davon gehen auf die Antike zurück, andere sind mittelalterlichen Ursprungs. Sie werden immer wieder gelesen, abgeschrieben, verändert, neu erzählt und gedruckt. Eine der älteren deutschen Sammlungen, die für die Verbreitung dieser Geschichten von besonderer Bedeutung war, ist Jörg Wickrams *Das*

⁴¹ Justinus Kerner an Karl August Varnhagen von Ense, April 1809, in: Ludwig Geiger: Briefe von Justinus Kerner an Varnhagen von Ense, in: Nord und Süd 32 (1885), S. 51–80, hier S. 60.



Abb. 7: Beschreibung der sechs deutschen Sklaven oder Handwerksburschen welche in der Tunischen Sklaverey über 10 Jahre am Pfluge haben ziehen müssen – 1812 bei Christoph Philipp Fischer in Reutlingen gedruckt.



Abb. 8: Sechs schöne Weltliche Lieder. Als Nr. 46 von Justus Jakob Fleischhauer in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts gedruckt.

Buch der Liebe,⁴² 1587 in Frankfurt gedruckt – wie der Titel schon sagt, enthält sie nur Liebesgeschichten, vierzehn an der Zahl. Quellen wie diese älteren Bücher dürften aber den Reutlinger Druckern unbekannt geblieben sein; sie griffen für ihre Ausgaben auf die älteren Einzeldrucke zurück, die bereits ab etwa 1700 in Köln, Nürnberg oder Frankfurt gedruckt worden waren und wiederum Bearbeitungen der älteren Fassungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert enthielten.

Zu den französischen Stoffen gehören etwa der Kaiser Octavianus,⁴³ die Heymonskinder,⁴⁴ Hirlanda,⁴⁵ die schöne Melusina⁴⁶ oder die schöne Magelona,⁴⁷ auch der aus dem Zusammenhang der nordischen Heldensagen und

⁴² Jörg Wickram: Das Buch der Liebe: inhaltendt herrliche schöne Historien allerley alten und newen Exempel, darauss meniglich zu vernemmen, beyde was recht ehrliche, dargegen auch was unordentliche Bulerische Lieb sey, [...] auff's new zugericht, und in Truck geben, dergleichen vor nie gesehen, Frankfurt 1587.

⁴³ Kaiser Octavianus. Das ist: Eine schöne anmuthige Historie, wie Kaiser Octavianus sein Weib samt zween Söhnen in das Elend verschicket hat, und wie dieselben hernach hochwunderbarer Weise in Frankreich bei dem Frommen König Dagoberto wiederum zusam-

dem *Nibelungenlied* entstandene Hürnen Sifried;⁴⁸ zu den ihrer Herkunft nach deutschen Volksbüchern unter den Reutlinger Drucken zählen etwa Herzog Ernst⁴⁹ der Fortunatus,⁵⁰ die Genoveva⁵¹ oder Till Eulenspiegel⁵² (vgl. *Abb. 9* und *10*). Meistenteils lassen sich hinter den Reutlinger Drucken die Originale noch gut erkennen. Vergleicht man etwa die Reutlinger Magelone mit der ersten deutschen Übersetzung von Veit Warbeck (Augsburg 1535), so stellt man fest, dass die Sprache zwar modernisiert, der Gang der Geschichte aber kaum abgeändert worden ist; Warbeck wird sogar auf der Titelseite ausdrücklich genannt. Ähnlich verhält es sich bei der Reutlinger Melusine, wo die Bearbeitungen zwar stärker sind, die erste deutsche Ausgabe

men kommen sind. Neulich aus französischer Sprache ins Deutsche übersetzt, Reutlingen, bei Justus Fleischhauer.

- ⁴⁴ Schöne und lustige Historia, von den Vier Heymons-Kindern, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinhold. Sammt ihrem Roß Beyart, was sie für Ritterliche Thaten gegen die Heiden zu Zeiten Karoli Magni, König in Frankreich und ersten Römischen Kaisers begangen haben. Diesem ist beigefügt, das Leben des H. Reinoldi, des jüngsten von den vier Gebrüder, was er für Wunderzeichen und Myrakeln, durch Zulassung Gottes gethan hat, Reutlingen, bei Kurtz und Fischer 1822.
- ⁴⁵ Die über die Bosheit triumphirende Unschuld, das ist: Hirlanda, eine geborne Herzogin von Britanien, 7 ganzer Jahre als eine Dienstmagd unter dem Vieh, nachmalen wieder nach Hof berufen, doch durch Verläumdung ihres Schwagers zum Scheiterhaufen verdammt, von ihrem Sohn unbekannter Weise errettet. Vorgestellt in einer anmuthigen Historie, gezogen aus einem französischen Geschichtsschreiber, Reutlingen, bei Justus Fleischhauer.
- ⁴⁶ Historische Wunder-Beschreibung von der sogenannten schönen Melusina Königs Helmas in Arabien Tochter, welche eine Sirene und Meer-Wunder, und ihrer Herkunft nach aus dem in Frankreich gelegenen Berg Adelon gewesen, auch was sich allda seltsames und merkwürdiges zugetragen, Reutlingen, bey Justus Fleischhauer.
- ⁴⁷ Historia von der schönen Magelona, eines Königs Tochter von Neapolis, und einem Ritter, genannt Peter mit den silbern Schlüsseln, eines Grafen Sohn von Provincis. Aus französischer Sprache in das Teutsche übersezt durch M. Vitum Warbeck. Samt einer Vorrede, Reutlingen, bey Fischer und Kurtz.
- ⁴⁸ Eine wunderschöne Historia von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Abenteuer dieser theure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen. Aus dem Französischen ins Teutsche übersezt, und von neuem mit schönen Figuren gezieret, Reutlingen, bei B. G. Kurtz.
- ⁴⁹ Eine lesenswürdige Historie vom Herzog Ernst in Bayern und Oestreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reisen begeben, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihm nach dem Leben gestanden, wiederum begnadigt worden, Reutlingen, bei Justus Fleischhauer.
- ⁵⁰ Fortunatus mit seinem Seckel und Wunsch-Hütlein. Wie er dasselbe bekommen, und ihm damit ergangen, in einer überaus lustigen Lebens-Beschreibung vorgestellt, Reutlingen, bei Justus Fleischhauer.
- ⁵¹ Genoveva. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neuerzählt für alle gute Menschen besonders für Mütter und Kinder, Reutlingen, bei Fischer und Kurtz. 1821.
- ⁵² Der wieder erstandene Eulenspiegel. Das ist: Wunderbarliche und seltsame Historien Tyll Eulenspiegels, eines Bauren Sohn. Gebürtig aus dem Lande Braunschweig, Reutlingen, bei Justus Fleischhauer.



Abb. 9 und 10: Links die *Historia von der schönen Magelona*, rechts *Fortunatus mit seinem Seckel und Wunsch-Hütlein*, beide in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts zu Reutlingen gedruckt von Fischer und Kurtz bzw. Justus Fleischhauer.

von Thüring von Ringoltingen (Bern 1467) aber immer noch deutlich erkennbar ist.

Varnhagen berichtet in seinen *Denkwürdigkeiten* von seiner Unterhaltung mit Fleischhauer, der auf die Frage, „ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben würde“, geantwortet habe, „er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig“. Kerner, der gerade die altertümlich-naive Sprache von Fleischhauers Drucken geschätzt hat, habe daraufhin geseufzt: „Gottlob! [...] haben Sie nur immer recht viel zu tun!“⁵³ Immerhin kann man der Stelle entnehmen, dass wohl Fleischhauer selbst für die sprachliche Gestaltung seiner Drucke gesorgt hat.

In wenigen Ausnahmefällen wurden auch jüngere Bücher in die Reihe der Reutlinger Volksbücher aufgenommen. Das widerfuhr etwa Daniel Defoes

⁵³ K. A. Varnhagen von Ense: *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens* (wie Anm. 2), S. 579 f.



Abb. 11: Der neue Robinson oder Seefahrten und Schicksale eines Deutschen, bei Fischer und Kurtz zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Reutlingen gedruckt.

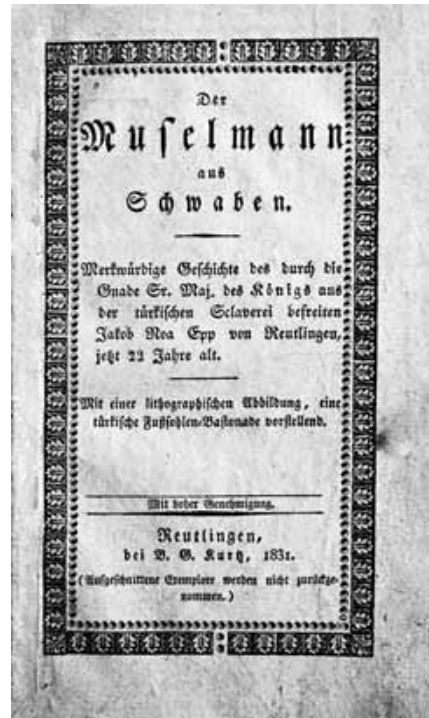


Abb. 12: Der Muselmann aus Schwaben. Merkwürdige Geschichte des durch die Gnade Sr. Maj. des Königs aus der türkischen Sklaverei befreiten Jakob Noa Epp aus Reutlingen, jetzt 22 Jahre alt, das B. G. Kurtz 1831 gedruckt hat.

Roman *Robinson Crusoe* aus dem Jahr 1719, der sofort ein ganzes Genre begründet hat, die Robinsonade, und bereits im Jahr des Erscheinens vier Mal ins Deutsche übersetzt worden ist.⁵⁴ Die Reutlinger Ausgabe, die Fischer und Kurtz gedruckt haben (Abb. 11),⁵⁵ beruht auf einer Neuerzählung des bayerischen Pädagogen Franz Xaver Geiger (1749–1841), dessen *Robinson* erstmals 1794 in Augsburg erschienen war.

⁵⁴ Vgl. Erhard Reckwitz: *Die Robinsonade. Themen und Formen einer literarischen Gattung*, Amsterdam 1976; Jürgen Fohrmann: *Abenteuer und Bürgertum. Zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1981.

⁵⁵ Der neue Robinson oder Seefahrten und Schicksale eines Deutschen. Eine angenehme und lehrreiche Erzählung, Reutlingen, bei Fischer und Kurtz.

Immer wieder wurden auch wahre Geschichten als Volksbücher gedruckt, wie überhaupt Kriminalgeschichten einen wichtigen Teil der Produktion gerade im 19. Jahrhundert ausmachen. Ein Beispiel mit Reutlingen-Bezug ist das Heft *Der Muselmann aus Schwaben. Merkwürdige Geschichte des durch die Gnade Sr. Maj. des Königs aus der türkischen Slaverei befreiten Jakob Noa Epp aus Reutlingen, jetzt 22 Jahre alt*, das B. G. Kurtz 1831 gedruckt hat (Abb. 12). Erzählt wird darin die nicht lange zurückliegende, historisch verbürgte aufregende Geschichte eines Reutlingers.

Bücher wie die genannten, so formuliert es Rudolf Schenda, bilden den „bedeutendste[n] nichtperiodische[n] Lesestoff der gesamten lesenden Bevölkerung“⁵⁶ ihrer Zeit. Heute sind sie weitgehend verschwunden, aber manche von ihnen werden auch weiterhin neu erzählt und fortgeschrieben, wie etwa Daniel Kehlmanns letzter Roman *Tyll*⁵⁷ zeigt, der eine Neuerzählung der Geschichte von Till Eulenspiegel ist. Warum diese Bücher so eine lange Rezeptionsgeschichte haben und so unglaublich beliebt waren, erschließt sich leicht. Sie bieten spannende Unterhaltung, abenteuerliche Geschichten, rührselige Liebeserlebnisse, Komisches, Phantastisches und Exotisches. Dennoch verlassen sie nie den moralischen Horizont ihrer Leser, fügen sich alle in deren christliches Weltbild ein; am Ende siegt das Fromme und Gute, und das Böse wird bestraft. Das Weltwissen wie auch die Frömmigkeit, die in diesen Büchern zum Ausdruck kommen, sind dabei wesentlich älter als die Texte selbst. Man merkt am Erfolg dieser Bücher noch um 1800, dass die geistige Kontinuität seit dem Mittelalter unter den Menschen, die sie lesen, einigermaßen ungebrochen ist. Das Phantastische, Wunderbare, Abergläubische, Heidnische, Katholische in diesen Büchern, die in einer protestantischen Reichsstadt gedruckt werden, lässt sich allerdings nicht aus einer Opposition zur vernünftigen Religion der Aufklärung heraus verstehen, sondern aus einem ahnungslosen und selbstzufriedenen Festhalten am Uralten und Altbekanntem.⁵⁸

In der Sammlung des Reutlinger Heimatmuseums hat sich ein Volksbuch erhalten, an dem die Art und Weise ablesbar ist, wie die Texte dann doch behutsam verändert und den neuen Zeiten angepasst wurden. Es handelt sich dabei um das bei Kurtz gedruckte *Reise-Gespräch von dem Weg zur Seligkeit. Zwischen einem Reisenden und einem Wegweiser*, das Korrekturen für eine neue Auflage enthält.⁵⁹ Einige dieser Korrekturen sind rein orthographisch – so wird etwa ey in ei korrigiert, auch die altertümliche Konjugation auf -et

⁵⁶ R. Schenda, Volk ohne Buch (wie Anm. 7), S. 305.

⁵⁷ Daniel Kehlmann: *Tyll*, Reinbek bei Hamburg 2017.

⁵⁸ Vgl. R. Schenda, Volk ohne Buch (wie Anm. 7), S. 325–327, 473–479.

⁵⁹ *Reise-Gespräch von dem Weg zur Seligkeit. Zwischen einem Reisenden und einem Wegweiser. Reutlingen*, in der Kurtz'schen Buchdruckerei (HMR, Inv.-Nr. 473 a); Korrekturen finden sich darin bis S. 33 (von 102).

aufgelöst, sodass es statt „gehöret“ nun „gehört“ heißt. Auch veraltete Wörter werden modernisiert: „Bezeugen“ wird „Benehmen“, „sonderlich“ wird „besonders“, „jetzo“ wird zu „jetzt“, „etwan“ zu „etwa“, statt „das langt nicht“ heißt es nun „das reicht nicht“ und der „Herr Magister“ ist nun ein „Herr Pfarrer“. Schließlich werden auch letzte katholische Reste getilgt: Das Versprechen, sein Leben zu bessern, wird statt „im Beichtstuhl“ nun „am Altar“ gegeben.⁶⁰

Die Reutlinger Volksbücher profitierten jedoch auch von den Bemühungen der Aufklärung, die dafür gesorgt hat, dass nun Schichten lesen konnten, die bisher nicht dazu in der Lage gewesen sind.⁶¹ Da das Publikum also wuchs und die Nachfrage stieg, waren Druckerpressen nötig, die schneller und billiger produzieren konnten – Buchdruck war ein florierendes Geschäft. Insofern stehen im Falle der Reutlinger Buchproduktion die Fortschrittlichkeit der Herstellung und die Rückständigkeit der gedruckten Texte zunächst in einem Missverhältnis. Aber der Bedarf war enorm: Nicht nur das Privileg für die *Württembergischen Kalender* hatte man gemeinschaftlich erworben, um die Arbeitslasten auf mehrere Schultern zu verteilen und den Gewinn zu teilen, auch manche Bücher waren zeitgleich in verschiedenen Reutlinger Ausgaben auf dem Markt. Die Reutlinger Volksbuchdrucker waren gut organisiert, ihre Familien durch Zusammenarbeit und Heiraten eng miteinander verbunden.

Der Vertrieb der in Reutlingen gedruckten Bücher erfolgte nicht über den herkömmlichen Buchhandel. Man konnte sie entweder, wie Varnhagen und Kerner es taten, in Reutlingen selbst kaufen – das war aber eher die Ausnahme –, oder man an kaufte sie auf Jahrmärkten, wo sie in Buden angeboten wurden, die von den Reutlingern beliefert wurden. Uhland etwa schreibt an Kerner, er freue sich auf den Tübinger „Jahrmarkt [...], wo die heilige Genofeva, der Kaiser Octavianus und all die anderen romantischen Herrschaften mitten unter den Bauern, Käsekrämern, Putzmacherinnen herumlaufen.“⁶² Oder aber man erwarb sie bei fahrenden Händlern, den sog. Kolporteurs, die mit ihren Büchergestellen übers Land zogen.⁶³ Diese Händler kamen vor allem aus Eningen. Der damals im Oberamt Urach gelegene Ort war eine arme Gemeinde, deren Bewohner sich im 18. und

⁶⁰ Ebd., S. 11.

⁶¹ Vgl. R. Schenda, *Volk ohne Buch* (wie Anm. 7), S. 37.

⁶² Ludwig Uhland an Justinus Kerner, 15. April 1809, in: Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, hrsg. von Theobald Kerner, durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Ernst Müller, Stuttgart–Leipzig 1897, S. 40.

⁶³ Vgl. zur europäischen Geschichte der Kolportage: *Colportage et lecture populaire. Imprimés de large circulation en Europe XVI^e–XIX^e siècles*, hrsg. von Roger Chartier und Hans-Jürgen Lüsebring, Paris 1996; Laurence Fontaine: *Histoire du colportage en Europe XV^e–XIX^e siècle*, Paris 1993; Lise Andries: *Le grand Livre des secrets. Le colportage en France aux 17^e et 18^e siècles*, Paris 1994.

19. Jahrhundert fast ausschließlich vom Hausierhandel, vor allem dem mit Spitzen und Volksbüchern, ernährten, der sie bis in die Schweiz, nach Hessen-Nassau, in das Elsass und nach Lothringen führte.⁶⁴ Die Eninger Kolporteurs hatten allerdings nicht den besten Ruf. So tadelt Christiane Barbara Kurtz den Ton der Briefe ihres 14-jährigen Sohnes Hermann: „So schreibt nur ein Handwerksbursch, [...] der glaubt, dadurch etwas aus sich zu machen, kein gebildeter Student, und wenn das Eure gewöhnliche Sprache ist, so seyd Ihr alle gemeine Kerl, die man auf den Handel mit den Ehningern schicken sollte.“⁶⁵

Noch schlechter als die Kolporteurs selbst war nur der Ruf der Produkte, die sie verkauften. Gustav Schwab hebt in seiner Reisebeschreibung der *Neckarseite der Schwäbischen Alb* hervor, dass die Eninger wegen ihres Handels mit Volksbüchern und „wegen ihrer physischen und moralischen Verdorbenheit einer ganz besondern Aufsicht“ bedürften:⁶⁶ „Bei 200 Familien nähren sich von diesem unrühmlichen mit Bettel und Betrug verbundenen Hausiererhandel.“⁶⁷ Die Tatsache, dass die Mehrheit der Bevölkerung einen Großteil des Jahres unterwegs sei, habe daheim eine „allgemeine Verwilderung“ zur Folge:

„Kein Wunder, daß Unzucht, Rechthaberei, Proceßkrämerei, Unbotmäßigkeit, Frechheit, Widersetzlichkeit bei Verzagtheit, im Durchschnitt der herrschende Charakter eines Völkchens geworden, dessen Grundzüge, nach der Versicherung genauer Beobachter, Gutmüthigkeit und Lenksamkeit sind.“⁶⁸

Das Spektrum der von den Kolporteurs verkauften Druckerzeugnisse war breit: Bilderbögen, religiöse Darstellungen, Hefte, Broschüren, Liedblätter, Kalender und Almanache, Zeitschriften, Traktate/Sachbücher,⁶⁹ viele führten auch noch andere Waren mit wie die erwähnten Spitzen. Die fragwürdige moralische Qualität der Reutlinger Volksdrucke führte immer wieder zu Problemen mit der Zensur. So ließ Herzog Friedrich II. etwa am 13. September 1798 an die Oberämter Folgendes ergehen:

„Es ist Uns schon mehrmalen die Anzeige geschehen, daß in Unseren Herzogl. Landen durch fahrende Hausierer besonders zu Reutlingen, gedruckte, zügellose Lieder und Scartequen verbreitet werden. Da Wir nun diesem für die Sitten des Landvolks ebenso verderblichen als für die öffentliche Ruhe

⁶⁴ Vgl. Gabriele Karus: Eningen. Portrait der Achalmgemeinde, Eningen 1990, S. 39–59; eine ältere Darstellung in Franz Georg Brustgi: Eningen unter Achalm. Bildnis eines altwürttembergischen Handelsortes, Sigmaringen 1976, S. 321–359.

⁶⁵ Christiane Barbara Kurtz an Hermann, 5. Mai 1828, StadtA Rt., N 40 Nr. 22.

⁶⁶ Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, ND Tübingen 1960, S. 87.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Ebd., S. 88.

⁶⁹ Vgl. R. Schenda, Volk ohne Buch (wie Anm. 7), S. 322.

gefährlichen Unfug länger nachzusehen keineswegs gemeynt sind; So ertheilen Wir euch den gemessenen Befehl, auf dergleichen Hausirer ein wachsames Auge zu haben, dieselbe, wenn sie sich über Verbreitung solcher zügellosen und sittenverderblichen Lieder und Scartequen betreten, zu arretieren, die sich solchergestalt bey ihnen vorfindende Schriften ihnen abzunehmen, sie selbst aber ad Protocoll zur Verantwortung zu ziehen und das Erlernte sofort mit Anschluß des Protokolls an Unsere Herzogliche Regierung zu Verfügung des Weiteren unterth. zu berichten.“⁷⁰

Nach dem Verlust des Reichsstadtstatus war es für die Reutlinger Drucker noch schwieriger geworden, der Zensur, die sonst nur die außerhalb der Stadt befindlichen Kolporteurs betraf, zu entgehen. Varnhagen berichtet, Fleischhauer habe ihm erzählt, dass, „seit die Stadt Königlich geworden“, sich „sein Absatz ungemein beschränkt“ habe, „auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden.“⁷¹ Die Versuchung, die Zensur zu vermeiden, war gerade bei den Reutlingern groß, die Aufgabe der Zensoren entsprechend undankbar. Vom Ober-Censur-Collegium aufgefordert, Rechenschaft über seine halbjährliche Produktion zu geben, schwindelt Justus Jakob Fleischhauer einigermaßen frech: Er habe noch nie „Original-Werke“ verlegt, sein Verlag bestehe „meistens in religiösen Volksbüchern“, auch lasse das Drucken der Kalender nicht viel Zeit für anderes.⁷² Das schreibt er rund drei Monate nach der Einkaufstour Varnhagens und Kerners, die ja ganz anderen Büchern galt. Und noch im selben Jahr wird der Bücherfiscal Baur vom württembergischen Ober-Censur-Collegium bei Fleischhauer fündig: „Bei den Buchdruckern Justus und Jakob Fleischhauer, traf ich unter anderem beiliegende 11 Exemplarien von Liedern an, wovon mehrere, welche ich [...] bezeichnet habe, für die Moralität und das feinere Gefühl nachtheilig scheinen.“⁷³ Auch wenn nicht alle der gefundenen Schriften derart anstößig waren, schlägt der zuständige Geheime Rat von Menoth in Stuttgart vor, da die „schädlichen“ nicht von den „nicht-anstößigen“ Liedern unterschieden werden könnten, gleich den „ganze[n] Vorrath“ konfiszieren zu lassen.⁷⁴ Das Volk aber las, was es wollte, die findigen Drucker waren immer einen Tick schneller als die Zensurbehörde und ein Verbot machte die Sachen oft erst recht interessant.

Über die Leser der Volksbücher weiß man denkbar wenig. Dazu wäre es nötig gewesen, dass sie nicht nur gelesen, sondern auch darüber geschrieben hätten, und das ist kaum geschehen. Als Leser wie als Buchkäufer wird man,

⁷⁰ Zit. nach R. Schenda, *Volk ohne Buch* (wie Anm. 7), S. 111 f.

⁷¹ K. A. Varnhagen von Ense, *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* (wie Anm. 2), S. 579.

⁷² Justus Jakob Fleischhauer an das Ober-Censur-Collegium in Stuttgart, 9. Februar 1809, zit. nach R. Schenda, *Bücher aus der Krämerkiste* (wie Anm. 39), S. 114.

⁷³ Rektor Baur an die Zensurbehörde in Stuttgart, 28. Mai 1809, zit. nach R. Schenda, *Volk ohne Buch* (wie Anm. 7), S. 116.

⁷⁴ Ebd., S. 117.

zumindest um 1800, nicht aktenkundig; höchstens, wenn Bücher vererbt werden. Es gibt eine Untersuchung von Hildegard Neumann über den Bücherbesitz in Tübingen zwischen 1750 und 1850. Ihr Gegenstand sind die Inventarlisten der Stadtbürger, nicht die der Universitätsangehörigen, die zum Teil riesige Bibliotheken hatten und als Volksbuchleser normalerweise ohnehin nicht in Frage kamen. Im Schnitt besaßen die untersuchten Bürger in dem Zeitraum zwischen 1800 bis 1810 acht Bücher, darunter zu 80 Prozent geistliche Literatur.⁷⁵ Die auch in Reutlingen gedruckten Andachtsbücher von Johann Arndt sind dabei 549 Mal vertreten, Goethe aber oder Uhland, der immerhin in Tübingen geboren wurde, im ganzen untersuchten Zeitraum nur je einmal.⁷⁶ Die Verhältnisse dürften in Reutlingen ähnlich gewesen sein.

In Neumanns Untersuchung ist von den Reutlinger Volksbüchern – von den geistlichen Werken abgesehen – nicht die Rede. Die Gründe dafür können vielfältig sein. Zum einen waren die Reutlinger Produkte, wie gesagt, moralisch meist fragwürdig, und vielleicht hat man also gezögert, sie auf die Inventarlisten zu setzen. Auch waren die Reutlinger Drucke ja nicht für die Ewigkeit gemacht. In den Verzeichnissen der Bibliotheken von Justinus Kerner⁷⁷ und Ludwig Uhland,⁷⁸ die nachweislich zahlreiche Reutlinger Drucke gekauft und besessen haben, sind sie ebenfalls nicht aufgeführt.

Die jungen Tübinger Studenten Justinus Kerner, Ludwig Uhland, auch Hermann Kurz, um die es nun gehen soll, waren untypische Leser der Reutlinger Volksbücher. Sie schätzten sie nicht, weil ihre geistige Welt mit der der Volksbücher übereinstimmte, sondern im Gegenteil, weil ihre Welt, die eine gelehrte und aufgeklärte war, nicht mehr die der Volksbücher war. Auch Varnhagen bemerkt, dass Fleischhauer in den jungen Studenten nicht das typische Lesepublikum seiner Produkte sah: „Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen, und um seine Ausgaben kümmern.“⁷⁹ Kerner, Uhland und Kurz lasen die Reutlinger Volksbücher als Zeugnisse einer reinen, unverfälschten Poesie – aus romantischer Sehnsucht also.

Sie waren in ihrer Studentenzeit leidenschaftliche Käufer und Sammler von Volksbüchern. Justinus Kerner ist in Ludwigsburg bereits mit den Reutlinger Volksbüchern aufgewachsen. Neben der Lektüre von naturhistorischen

⁷⁵ Hildegard Neumann: Der Bücherbesitz der Tübinger Bürger von 1750 bis 1850. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Kleinbürgertums, München 1978, S. 75 f.

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 84.

⁷⁷ Bibliothek des schwäbischen Dichters Justinus Kerner [...], Antiquariats-Katalog Nro. 143 von R. Levi, Stuttgart [1902].

⁷⁸ Achtzehntes Zuwachsverzeichnis der Königlichen Universitätsbibliothek zu Tübingen vom 1. Juli 1870 bis 30. Juni 1871 (Verzeichnis der Geschenke aus der Bibliothek Ludwig Uhland's), Tübingen 1872, S. 23–57; Germanistischer Lagercatalog von J.J. Heckenhauer in Tübingen, Nro. LXI: Vorwiegend aus Uhland's Bibliothek, Tübingen 1872.

⁷⁹ K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens (wie Anm. 2), S. 580.

Schriften, Reisebeschreibungen und dem Robinson nennt er in seiner Autobiographie *Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit* „Tausend und eine Nacht, Musäus Volksmärchen und all die alten Volksbücher, Heymonskinder, Magelone, Siegfried u. s. w., die die Reutlinger Buchhändler auf dem Jahrmarkt in das Städtchen brachten“⁸⁰ als seine prägenden Leseerlebnisse. Auch auf seiner Deutschlandreise kaufte er Volksbücher in Hamburg (wo er seinen Bruder Georg besuchte) und schwärmte von „[m]anche[n] Buden mit Volksliedern und Büchern“ dort, bei denen er sich Titel, die es in Reutlingen nicht gab, wie „Eginhard und Graf Walthern [...]“, wie den Albertus Magnus“⁸¹ kaufte. So hatte Kerner bald eine stattliche Sammlung beieinander.⁸²

Auch Ludwig Uhland war ein Volksbuch-Fan. Von ihm gibt es ebenfalls einen Bericht über eine Einkaufsfahrt nach Reutlingen, die – anders als die Varnhagens – bereits dichterisch gestaltet ist. Die Stadt selbst, die Helden der Volksbücher, die Marienkirche und die Bücher, die es bei Fleischhauer gibt, verschmelzen dabei miteinander. Der kurze Text ist eine Vorrede zu einer nie realisierten Sammlung von Volksliedern mit dem Titel „Der Rosengarten“, die Justinus Kerner herausgeben wollte (sicherlich hätte sie viele Stücke aus Reutlinger Liedblättern enthalten), und gibt einen Einblick in die Beschaffenheit der Verkaufsräume Fleischhauers:

„Die Quelle der [altdeutschen Heldenlieder und Legenden, S. K.] entsprang der Stadt Reutlingen, nahe bei der dortigen Kirche, so wie überhaupt bei Kirchen geweihte Bronnen zu sein pflegen. Die Stadt Reutlingen ist wie durch Gerberei, Färberei und den Nachdrucker Mäcken (Maecenas) so besonders durch den Druck von Volksliedern und Volksromanen berühmt. Wie ein Nordlicht verbreitet dies über die ganze Stadt einen höchst wunderbaren Schein. Dort denk ich bei jedem Pferd an das Roß Bayard; bei jedem Schmiedknecht an den gehörnten Siegfried, so wie bei jedem vorbeiziehenden Wolkenschatten an den fliegenden Drachen; bei jedem Schulprovisor an die sieben weisen Meister; bei jedem Bronnen an die Melusina; bei jedem Achter an den Kaiser Oktavianus; bei jedem Spiegel sowohl an den Eulenspiegel als an den Zauberspiegel in der Genoveva; bei jedem Ring an die Liebesringe der Magelone und den Ort, wo sie lagen; bei jedem Hut und Beutel (den meinigen ausgenommen) an Fortunati Säckel und Wünschhütlein.

Vorzüglich aber besitzt diese Stadt ein herrliches, gotisches Münster und demselben gegenüber eine alte Kammer voll der herrlichsten altdeutschen

⁸⁰ Justinus Kerner: *Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit*. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804, Braunschweig 1849, S. 217 f.

⁸¹ Justinus Kerner an Ludwig Uhland, 24. Mai 1809, in: Justinus Kerners Briefwechsel (wie Anm. 62), S. 50.

⁸² Vgl. Josef Gaismaier: Über Justinus Kerners „Reiseschatten“. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, in: *Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft* NF 13 (1899), S. 492–513, und NF 14 (1900), S. 76–148, hier S. 118 f.

Gedichtbücher. Kaum hatt ich das Letztere erfahren, als ich mich eilends dahin begab, um zu retten; denn wie manche herrliche Blüte und Frucht zernagt wohl täglich der Bücherwurm! Es war an einem Sonntag, und man läutete gerade in die Kirche, als wir, nach Ersteigung einer hohen Wendeltreppe, in der alten Kammer anlangten. Durch die vom Alter buntgefärbten Scheiben brach ein seltsames Licht wie Mondschein herein. Wie Gebirgsschichten lagen die ungeheuren Folianten aufgetürmt, und das Glockengeläute gab in ihnen ein mehrfaches Echo. Meine Empfindung glich sehr derjenigen, womit ich sonst als Rüstkammern betrat. Denn nicht bloß an den gewichtigen Panzern, Helmen, Schwertern, Lanzen läßt sich die Kraft unsrer Väter erkennen, wahrlich! auch diese Bücherkolosse zeugen von ihrer nun unerhörten Stärke. [...]

Als ich nun endlich unter dem fortwährenden Geläute aller Glocken die mächtigen Kirchtorflügel einiger Folianten aufgeschlagen hatte, in welcher herrlichen Tempelhalle sah ich da! Ritter, Damen, Mönche, Heiligenbilder, Legendengemälde, Glasmalereien an allen Fenstern; ein Plat-Fon, der die Herrlichkeiten des Himmels vorstellte, aber es war kein Gemälde, sondern eine Öffnung des wirklichen Himmels. Und als nun drüben im Münster das Orgelspiel und dann der Chor begann, da war mir, als stiegen diese Klänge aus meinen Büchern hervor, und ich zerfloß in Andacht und Entzücken.

Diesen neueröffneten Tempel nun hab ich auch dir, lieber Leser, offen erhalten und durch gegenwärtiges Unternehmen zugänglich machen wollen, und ich hoffe, du werdest mir es Dank wissen.“⁸³

Zahlreiche Verbindungen lassen sich herstellen zwischen Kerners und Uhlands Volksbuch-Lektüren und ihrem literarischen und wissenschaftlichen Schaffen. Sie haben zum Beispiel Eingang gefunden in Kerners 1811 erschiene- nes Hauptwerk *Die Reiseschatten*, das in einer „alten Reichsstadt“ vor einer „schönen gotischen Kirche“ beginnt⁸⁴ (und also in Reutlingen vor der Marienkirche), in das ein Reutlinger Volkslied eingefügt ist⁸⁵ und in dem die in einem Fass befindliche Bibliothek des Dichters Kullikeia polizeilich untersucht wird (eine deutliche Anspielung auf die württembergische Zensur): Neben den Werken „einiger wahnwitziger Skribler“ finden sich darin mehrere „höchst verdächtige, moralitätswidrige Schriften“, nämlich neun Volksbücher, deren Titel vollständig wiedergegeben werden; sieben davon sind Fleischhauer-Drucke. Auch sonst verweist in den *Reiseschatten* vieles auf Kerners Volksbuchlektüren, so trägt ein Abschnitt die Überschrift „Schöne

⁸³ Ludwig Uhland: Zweites Nachtblatt oder Einstweilige Vorrede für das erst zu fertigende Werk: *Der Rosengarten, Alteutsche Lieder und Volkslieder*, gesammelt von Julius Justus Justinus Kärner [...], in: Ludwig Uhland: *Werke*, hrsg. von Hartmut Fröschle und Walter Scheffler, Bd. 2, München 1980, S. 428–434, hier S. 429–431.

⁸⁴ Justinus Kerner: *Die Reiseschatten*, hrsg. von Walter Scheffler, Stuttgart 1964, S. 29.

⁸⁵ Vgl. ebd., S. 171.

Historie von einem Maler, genannt Andreas, und einer Kaufmannstochter, genannt Anna“,⁸⁶ andere Passagen sind ganz im Stil der Reutlinger Drucke gehalten. Entsprechend schreibt Kerner seinem Lehrer Karl Philipp Conz, in seinem Buch sei „Alles ohne Maaß! im Reutlinger Ton“.⁸⁷

Unter den Autoren der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte das intensivste Verhältnis zu den Reutlinger Volksbüchern sicherlich Hermann Kurz, der mitten im Zentrum des Reutlinger Buchdrucks aufgewachsen ist. Sein Geburtshaus, die Wilhelmstraße 95, stand neben der Fleischhauer'schen Druckerei. Schräg gegenüber, in der Wilhelmstraße 68/70, also neben dem Geburtshaus von Friedrich List, befand sich die Druckerei und der Laden von seinem 25 Jahre älteren „Vatersvetter“⁸⁸ Benjamin Gottlob Kurtz. Die Reutlinger Drucke gehörten, wie Kurz später schreibt, „gewißermaßen in die Familie“. In seinen *Denk- und Glaubwürdigkeiten* erinnert er sich an diese „geliebten Volksbücher“:

„Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried, was wunderlicher Abenteuer dieser teure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen“; „Kaiser Octavianus, das ist: eine schöne anmutige Historie“ etc.; „Historische Wunderbeschreibung von der sogenannten schönen Melusina“ etc. etc. – wem geht bei diesen Erinnerungen das Herz nicht auf?“⁸⁹

Allerdings geschah diese leidenschaftliche Lektüre gegen den ausdrücklichen Willen des Vaters:

„Der Rationalismus meines Vaters lag beständig mit den armen alten Historien in Fehde. Er verbot sie mir zwar nicht, da er sie nicht für schädlich hielt wie die Romane, aber er verspottete mich unbarmherzig wegen meiner Neigung zu dem ‚erlogenen absurden Zeug‘. Ich glaubte ihm jedes Wort, und doch, so oft ich mich frei machen konnte, schlich ich nach einem verborgenen Plätzchen und erbaute mich in tiefster Andacht an dem ‚dummen Zeug“.⁹⁰

Kurz' Vater war ein Kind der Aufklärung, auch wenn er den in Form der Volksbücher in seine Familie eindringenden Aberglauben nicht bekämpfen konnte. Und auch Kurz selbst scheint gespürt zu haben, dass ihre Lektüre unvernünftig ist, und erliegt ihnen dennoch – oder gerade deswegen. In seinem literarischen Werk kommen „die Volksbücher, die löschpapierene Mode-

⁸⁶ Ebd., S. 113–119.

⁸⁷ Justinus Kerner an Karl Philipp Conz, 7. Februar 1810, Deutsches Literaturarchiv Marbach.

⁸⁸ Hermann Kurz: *Denk- und Glaubwürdigkeiten*, in: *Sämtliche Werke in zwölf Bänden*, hrsg. und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer, Bd. 11, Leipzig o. J., S. 7–73, hier S. 70.

⁸⁹ Ebd., S. 71.

⁹⁰ Ebd.

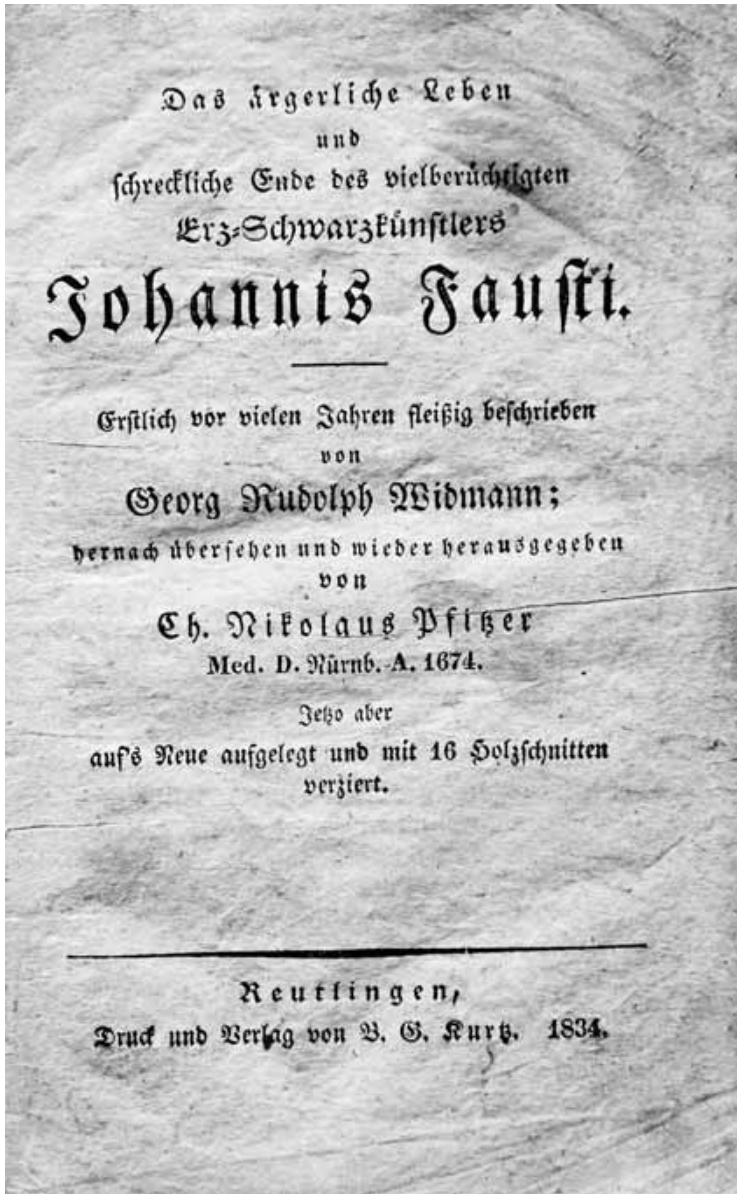


Abb. 13: Herausgegeben von Hermann Kurz, 1834 gedruckt von seinem „Vatersvetter“ Balthasar Gottlob Kurtz: Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberühmtesten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti.

lektüre / Jener glücklichen Stadt“⁹¹ nicht nur verschiedentlich vor, zum Teil mit wortwörtlicher Wiedergabe der Titel, auch funktioniert sein Roman *Schillers Heimathjahre* mit seiner episodenhaften Struktur selbst wie ein Volksbuch: Wie etwa im Volksbuch vom Herzog Ernst muss der Held des Romans eine Reise – hier durch Württemberg – antreten und viele verschiedene Abenteuer bestehen, ehe er nach Hause zurückkehren kann.

Kurz hat auch, noch als Student, eine schmerzliche Lücke im Tableau der Reutlinger Volksbücher geschlossen und eine Ausgabe des Volksbuchs von Doktor Faustus veröffentlicht.⁹² (Abb. 13) Sein Buchdrucker-Verwandter Kurtz hatte 1834 eine Gemeinschaftsarbeit der Studenten Hermann Kurz, Eduard Zeller und Edmund Bilhuber (deren Namen freilich nicht genannt wurden) verlegt, *Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und anderen in teutschen Übertragungen*.⁹³ Das Buch war ein Misserfolg, Kurz zufolge war es in einem Jahr nur zwölfmal verkauft worden.⁹⁴ Aus schlechtem Gewissen schlug er seinem Onkel vor, nun das Faustbuch Georg Rudolf Widmanns von 1599 nach der Einrichtung von Johann Nikolaus Pfitzer aus dem Jahr 1674, jedoch ohne dessen Anmerkungen und Anhänge zu verlegen, was lukrativer als die *Ausgewählten Poesien* zu werden nicht nur versprach, sondern auch tatsächlich war: Das Büchlein erlebte immerhin drei Auflagen. Die Edition war eine studentische Gemeinschaftsarbeit.⁹⁵ Die Texteinrichtung hatte Kurz besorgt, die Holzschnitte waren von Wilhelm Eytel, die Vorlage (also der originale Druck) stammte aus der Bibliothek von Adelbert Keller, der 46 Jahre später in der von ihm mitherausgegebenen „Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart“⁹⁶ eine eigene Ausgabe davon, nun mit allen Anmerkungen und Anhängen, veröffentlichen sollte.

Kurz nennt sich zwar nicht selbst als Herausgeber (er wahrt sein studentisches Inkognito), aber er gibt die Vorlage und den Bearbeiter des Textes an.

⁹¹ Hermann Kurz: Die Reise ans Meer, in: Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, hrsg. von Heinz Kindermann, Stuttgart 1919, S. 214–244, hier S. 218.

⁹² Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johanns Fausti. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben von Georg Rudolph Widmann; hernach übersehen und wieder herausgegeben von Ch. Nikolaus Pfitzer Med. D. Nürnberg. A. 1674. Jetzo aber auf's Neue aufgelegt und mit 16 Holzschnitten verziert. Reutlingen, Druck und Verlag von B. G. Kurtz 1834.

⁹³ *Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und anderen in teutschen Übertragungen*, Reutlingen 1834.

⁹⁴ Vgl. Gregor Wittkop: Hermann Kurz 1813–1873. Eine Chronik zu Leben und Werk, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz: Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Ausstellungskatalog zum 175. Geburtstag, Reutlingen 1988, S. 83–192, hier S. 106.

⁹⁵ Vgl. Hermann Kurz: Jugenderinnerungen, in: *Sämtliche Werke* (wie Anm. 88), Bd. 11, S. 73–117, hier S. 83–88.

⁹⁶ *Fausts Leben* von Georg Rudolf Widmann, hrsg. von Adelbert von Keller (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 146), Tübingen 1880.



Abb. 14: Eine der zahlreichen Volksbuch-Nacherzählungen, die Ottmar Schönhuth ab etwa 1840 für Fleischhauer & Spohn geschrieben hat: *Historie von Kaiser Octavianus*. Gar wunderbarlich und anmuthig zu lesen.

sagen, dass Schwab die Texte, die er nacherzählt, ‚geschliffen‘ hat, vieles also von dem, was Kerner und Uhland sprachlich interessant und poetisch reizvoll fanden, hat er modernisiert und allzu Anstößiges überhaupt entfernt.

Die Volksbücher waren von nun an mit den Namen ihrer Nach- bzw. Neuerzähler verbunden, nicht nur mit dem Schwabs, sondern auch etwa mit dem des Pfarrers Ottmar Schönhuth (1806–1864),⁹⁷ der für Fleischhauer & Spohn ab den 1840er Jahren rund 130 Volksbücher und alte Romane neu erzählt hat (Abb. 14). Mit diesen braven Bearbeitungen setzte eine weitere Entwicklung ein, denn zunehmend wurden die Volksbücher nun zur ausschließlichen Jugendlektüre, am Ende des 19. Jahrhunderts standen sie in einer Reihe mit

Damit setzt er sich von den sorglosen Neudruckern Fleischhauer und seiner Kollegen ab und zeigt, dass er ein Bewusstsein für die Geschichte und das Werden des von ihm veröffentlichten Textes hat. ‚Sein‘ Volksbuch steht am Ende der Reutlinger Volksbücher, wie sie Uhland und Kerner gelesen haben. Es gerät nun ein Prozess in Gang, während dem die Volksbücher zum Gegenstand der Wissenschaft, der Philologie werden und auf diese Weise ihrem eigentlichen Publikum entzogen werden, das keine gelehrten Ausgaben lesen wollte.

Aber selbstverständlich wurden sie weiterhin gelesen, und zwar nicht in den Ausgaben der Philologen, sondern immer noch in den Reutlinger Drucken. Auch diese veränderten sich im Lauf des 19. Jahrhunderts, man könnte sagen, sie wurden dabei domestiziert. Das begann mit Gustav Schwab, der 1836/37 seine Nacherzählungen der *Deutschen Volksbücher* in drei Bänden veröffentlichte, also noch vor den *Schönsten Sagen des deutschen Altertums* (1838–1840). Man kann in beiden Fällen

⁹⁷ Vgl. zu Ottmar Schönhuth Otto Borst: Ottmar F.H. Schönhuth, in: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, Bd. 7, Stuttgart 1960, S. 214–251.

Karl May und Cowboy- und Indianergeschichten wie dem *Lederstrumpf*. Dadurch verloren die Bücher erst recht den Charme des Altertümlichen, Anarchischen und Poetischen, den sie um 1800 noch besessen hatten. Ihre Popularität war dennoch ungebrochen und reichte bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, als mit dem Zweiten Weltkrieg der Einger Kolportagehandel aufhörte.

Zwei gotische Retabel auf Schloss Hohenmühlingen: Ursprünglich aus Reutlingen und Kirchentellinsfurt?

Peter Maier unter Mitarbeit von Roland Deigendesch

In der Ausstellung des Jahres 2009 „Figuren des Heils. Gotische Kunst aus Reutlingen“ im Heimatmuseum Reutlingen wurden auch zwei Flügelaltäre (Retabel) aus Privatbesitz vorgestellt bzw. erwähnt. Es handelt sich dabei um zwei Altäre auf Schloss Hohenmühlingen (Stadt Horb, Lkr. Freudenstadt).¹ Helen Wanke beschreibt im Katalog der Ausstellung den größeren der beiden Flügelaltäre folgendermaßen:

„Während die Skulpturen – Madonna mit Kind, Hl. Margareta, Heilige mit Palmwedel, sowie Hl. Antonius und Hl. Valentin – um 1900 neu gefasst wurden, sind die Prophetendarstellungen des Altaruntersatzes, der Predella, noch original erhalten [...]. Die Werktagsseite der Flügel zeigt Marter und Sturz der zehntausend Märtyrer [...].“²

Was die Identifizierung der Heiligen anbelangt, so sind die beiden „Flügel“-Heiligen Antonius und Valentin aufgrund ihrer Attribute (Schwein und Besessener) ohne Schwierigkeiten zu erkennen. Nicht so einfach zu bestimmen sind die zwei weiblichen Heiligen, die im Schrein der Gottesmutter beigegeben wurden.

Aufgrund formaler Kriterien bringt die Forschung den Altar in Beziehung zur Ulmer Weckmann-Werkstatt. An den zwei stilistisch eng mit dem Mühringer Altar verwandten Retabeln aus Ohmenhausen und Rübgarten, die ebenfalls im Rahmen der Reutlinger Ausstellung gezeigt wurden, ist außerdem der zwischen 1513 und 1521 in Reutlingen tätige Maler Hans Syrer in schriftlich nachgewiesen.³ Für Wanke dient der Mühringer Altar als Beleg

¹ Figuren des Heils. Gotische Kunst aus Reutlingen, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2009, S. 70–71. Der hier behandelte größere Altar wurde zuvor beschrieben in: Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1993, S. 349, 462–463 (mit Abb.). Zuletzt: Landesmuseum Württemberg. Die mittelalterlichen Skulpturen, bearb. von Claudia Lichte; Heribert Meurer, Textbd., Ostfildern 2007, S. 183–184. Erstmals wissenschaftlich in einen Werkzusammenhang gebracht wurde der Altar in der Arbeit von Gertrud Otto: Die Ulmer Plastik der Spätgotik (Tübinger Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 7), Reutlingen 1927.

² Figuren des Heils (wie Anm. 1), S. 70.

³ G. Otto (wie Anm. 1), S. 62–66; Meisterwerke massenhaft (wie Anm. 1), S. 21–22, 462; Figuren des Heils (wie Anm. 1), S. 11–12. Zu Hans Syrer vgl. Hans Rott: Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert, Bd. 2 (Alt-Schwaben und die Reichsstädte), Stuttgart 1934, S. LVII–LVIII, 246.

dafür, „daß Hans Syrers Werkstatt auch die weitere Umgebung Reutlingens mit Retabeln belieferte.“⁴ Jedoch beträgt die Entfernung Reutlingen – Hohenmühlingen ein Vielfaches der Entfernung von Reutlingen nach Ohmenhausen oder Rübgarten. Der Gedanke, dass zumindest der größere Hohenmühlinger Flügelaltar – zunächst – einen anderen, näher gelegenen Standort hatte, ist daher zumindest erwägenswert.

Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen sind die auf beiden Flügel-Innenseiten unterhalb der Figuren des hl. Valentin bzw. des hl. Antonius angebrachten Wappen, die in gleicher Weise auch an verschiedenen Stellen der Mühringer Pfarrkirche St. Gallus erscheinen. Für Wanke handelt es sich um Stifterwappen,⁵ was als Beleg dafür genommen wird, dass der Altar für Hohenmühlingen geschaffen worden sei. Bei diesen zwei jeweils identischen Wappenschilden kann es sich jedoch nicht um „Stifterwappen“ im üblichen Verständnis handeln. Beide Wappenschilde zeigen in der Art von Allianzwapen jeweils heraldisch rechts in Gold einen nach (heraldisch) links steigenden schwarzen Widder (Widmann von Mühlingen) sowie heraldisch links ein Schild mit, pfahlweise angeordnet, goldener Axt und Adlerflügel (von Dettingen).⁶ Beide Schilde zusammen können in Hohenmühlingen nur Hans Christoph Widmann (ca. 1550–1621) und seiner Ehefrau Anna von Dettingen († nach 1630) zugeschrieben werden.⁷ Das bedeutet, dass zwischen der kunstgeschichtlich unstrittigen Entstehungszeit des Altars um 1520 und dem Anbringen der Wappenschilde ein Zeitraum von mindestens 50 Jahren klafft. Es muss also eine spätere „Aneignung“ des Flügelaltars durch Hans Christoph Widmann und seine Ehefrau stattgefunden haben.

Die Widmann von Mühlingen in Kirchentellinsfurt

Die Verbindung Hohenmühlingens in den Reutlinger Raum erklärt sich am einfachsten durch die Ortsherrschaft der Widmann von Mühlingen in dem nahe gelegenen Kirchentellinsfurt. Dr. Beatus Widmann (um 1476–1551),⁸ der erste Ortsherr dieses Namens, entstammte einer bedeutenden württem-

⁴ Figuren des Heils (wie Anm. 1), S. 70 f.

⁵ Ebd.

⁶ Otto v. Alberti: Württembergisches Adels- und Wapenbuch, Stuttgart 1889–1916, S. 124–125, 1055. Der Schreibweise „Widmann“ mit Doppel-n wird im Folgenden entsprechend dem Gebrauch der Neuen Deutschen Biographie und auch dem Online-Lexikon Wikipedia der Vorzug gegeben.

⁷ Darauf hat schon Hans Peter Müller hingewiesen in: 1200 Jahre Mühlingen, ein Geschichts- und Heimatbuch, mit Beiträgen von Hans Peter Müller, Wilhelm Merk, Rolf Kiefer, Karl Ankele, Mühlingen 1986, S. 28.

⁸ Zum Folgenden: 1200 Jahre Mühlingen (wie Anm. 7), S. 24–30; Andreas Heusel; Peter Maier: Kirchentellinsfurt. Chronik eines Dorfes, Kirchentellinsfurt 2007, S. 91–156.



Dasselbe Allianzwap-
pen wie am Hohen-
mühringer Altar (links
Widmann – rechts Det-
tingen) ist auch an dem
1595 geschaffenen
Taufstein (oben) sowie
am Epitaph des im
Kindesalter verstorbenen
Hans Christoph
Widmann (d.J.) (un-
ten) in der Pfarrkirche
St. Gallus in Mührin-
gen zu sehen.



bergischen Familie. Sein Vater war der bekannte Arzt Johann Widmann. Beatus (oder Beat) stand als Doktor beider Rechte ab 1505/06 in württembergischen Diensten. Im Jahr 1516 erwarb er von Heinrich von Zimmern die Herrschaft Mühringen und wurde in die Reichsritterschaft (Kanton Neckar-Schwarzwald) aufgenommen. Nach der Vertreibung Herzog Ulrichs von Württemberg 1519 war er während der österreichischen Regierung des Landes unter Erzherzog Ferdinand zeitweilig Kanzler von Tirol. 1525 kaufte er Teile eines österreichischen Lehens in Kirchentellinsfurt und wurde im Folgejahr



Der Kartenausschnitt des Tübinger Forstes von Georg Gadner zeigt sehr schön die Lage Kirchentellinsfurts zwischen dem durch den Reichsapfel als Reichsstadt gekennzeichneten Reutlingen und dem württembergischen Tübingen. Zu sehen sind überdies Rübgarten im Norden und Ohmenhausen (Vmmenhausen) im Süden Kirchentellinsfurts, wo Kunstwerke der Reutlinger Syrer-Werkstatt nachgewiesen sind.

zudem Obervogt im vorderösterreichischen Horb. 1530 verließ schließlich Kaiser Karl V. Widmann die hohe Gerichtsbarkeit über Kirchentellinsfurt.

Der damals reichsritterschaftliche Ort war nach der Einführung der Reformation in Reutlingen (durch Matthäus Alber ab 1523/24) und in Württemberg (durch den zurückgekehrten Herzog Ulrich 1534) konfessionell eine katholische Enklave geworden, die sich an die habsburgische (niedere) Grafschaft Hohenberg (Rottenburg) bzw. an das Reich anlehnte.⁹ Auf das Kirchenpatronat konnte die Ortsherrschaft allerdings nur indirekt einwirken: 1479 war es vom Zisterzienserkloster Bebenhausen an das Georgsstift in Tübingen gelangt. Dessen Stiftspropst war aber niemand anderer als Beats jüngerer Bruder Ambrosius († 1561), der 1534, nach der Rückkehr Ulrichs, seine Stellung in Tübingen verlor und nach Rottenburg weichen musste.

⁹ Wilhelm Eberle; Peter Maier: Kirchentellinsfurt. 400 Jahre württembergisch – 400 Jahre evangelisch, 1594–1994, Kirchentellinsfurt 1994, S. 24–28, 96–112; Peter Maier: Kirchentellinsfurt in Vorder-Österreich, die Dorfherrschaft der Widmann von Mühlingen (1525–1594), in: Heusel/Maier (wie Anm. 8), S. 97–134.

Mögliche Herkunft und Weg der Altäre

Eine mögliche Erklärung für den Weg des Altarretabels nach Hohenmühringen könnte in dem Verkauf Kirchentellinsfurts samt dem noch nicht ausgebauten Schloss und vielen Gütern für 14.300 Gulden durch Hans Christoph Widmann, Beats Enkel, im Frühjahr 1594 an Herzog Friedrich I. von Württemberg liegen. Beatus Widmann starb 1551. Sein Sohn Hans Jacob, 1566 gleichfalls Obervogt in Horb, hatte ab 1560 begonnen, ein Schloss in Kirchentellinsfurt zu erbauen. Dessen Sohn Hans Christoph sah sich wegen finanzieller Probleme gezwungen, den Ort mit allen Rechten zu veräußern. Als Käufer kam nach einem älteren Mandat Erzherzog Ferdinands wohl nur das Herzogtum Württemberg in Frage.¹⁰ Die Verkaufsverhandlungen zogen sich von 1575 bis 1594 hin, wobei nicht nur der Herrschaftswechsel zu Württemberg, sondern vor allem der damit verbundene Konfessionswechsel zum evangelischen Glauben eine hemmende Rolle spielte.

In den württembergischen Akten der Übergabeverhandlungen mit Hans Christoph Widmann vom 5. März 1594 (alten Kalenders) wird erwähnt, dass Widmann „den Einen Altar, bedeckt hinterlassen“ habe.¹¹ Dies geschah wohl, weil die Übergabe sich vom Freitag, 1. März bis zum Samstag hinzog und weil der Altar beim ersten evangelischen Gottesdienst am darauffolgenden Sonntag Oculi (3. März) wegen seiner Heiligenfiguren und Bilder, so ist anzunehmen, „ärgerlich“ im württembergisch-evangelischen Sinne gewesen wäre. Ferner wird Widmann durch die habsburgische oberösterreichische Regierung, die den Konfessionswechsel als Folge des Verkaufs äußerst widerwillig zur Kenntnis nahm, am 22. März (neuen Kalenders) vorgehalten: „Wan uns dan in ander weg fürkhomen, das Ir Widmann zu Abbrechung der Altar Tafflen, alberait Handtwercchs Leuth bestellt und verordnet haben sollen.“¹² Beide Quellen sprechen von mehreren Altartafeln, die Widmann wegführte und, so kann man annehmen, auf seinen ihm verbliebenen Sitz Hohenmühringen verbrachte.

Ob Widmann, der im Dorf die „Souveränität“ (Hohe Gerichtsbarkeit) besaß, die „Tafeln“ als Eigenbesitz betrachtete oder als Katholik vor dem Zugriff der württembergischen evangelischen Amtleute retten wollte, läuft im Ergebnis aus dasselbe hinaus. Widmann musste wissen, wie im Herzogtum Württemberg die Bilderfrage geregelt war. Seit dem „Uracher Bildergespräch“ vom Herbst 1537, auch „Götzentag“ (Blarer) genannt, existierte ein Befehl Herzog

¹⁰ Vgl. P. Maier, Vorder-Österreich (wie Anm. 8), S. 101–102. Demnach durften die Widmann die Dorfherrschaft zwar grundsätzlich „irem gevallen und gelegenheit“ nach verkaufen, „doch ausgenommen denen von Reutlingen“.

¹¹ HStA Stuttgart, A 409 Bü 32 Nr. 69.

¹² Ebd., Nr. 70.

Ulrichs, erneuert im Januar 1540 (unter Verwendung von Formulierungen Blarers), zur „Abtuhung“ der Bilder in seinem Herrschaftsbereich.¹³

Versucht man zu erklären, wie zumindest der Flügelaltar – wenn nicht auch der kleinere – in den Besitz von Hans Christoph Widmann kommen konnte, bieten sich zwei mögliche Wege an: Entweder hat sein Großvater Dr. Beatus Widmann den Altar von Hans Syrer bzw. von dessen Werkstatt für Mühringen oder Kirchentellinsfurt anfertigen lassen oder er kam im Zusammenhang mit dem „Bildersturm“ in der evangelischen Reichsstadt Reutlingen im Jahr 1531 in den Besitz der Widmann.

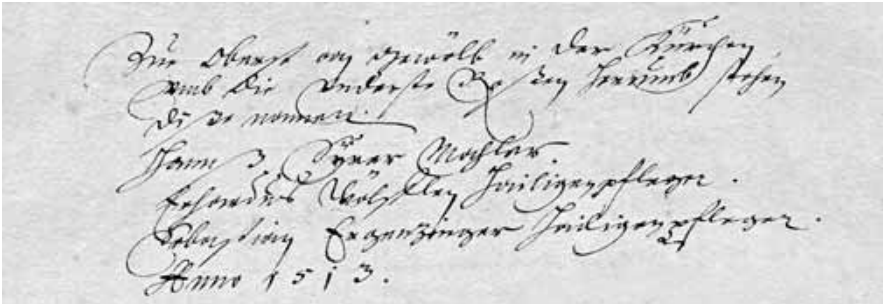
Ein Fertigungsauftrag Widmanns für Kirchentellinsfurt oder gar Hohenmühringen ist wegen des langsamen Aufbaus der Ortsherrschaft der Widmann in Kirchentellinsfurt, die erst 1530 mit dem Erwerb der hohen Gerichtsbarkeit abgeschlossen wurde, weniger wahrscheinlich. Die Widmann haben sich auch kaum dauerhaft in Kirchentellinsfurt aufgehalten; das Schloss wurde erst ab 1560 durch Hans Jacob Widmann begonnen und blieb bis zum Verkauf des Ortes innen nicht voll ausgebaut. Überdies verfügte der Ortsherr, wie schon gezeigt, über keine Patronatsrechte an der Martinskirche in Kirchentellinsfurt.

Bemerkenswert ist, dass sich in reichsritterschaftlichen Orten der Umgebung spätgotische Retabel eher erhalten haben, weil, wie etwa in Kilchberg (Schlosskapelle der Herren von Ehingen), die Reformation nicht im bilderfeindlichen Sinne wirksam wurde oder weil mögliche Auftraggeber, wie die Vollen von Wildenau in Rübgarten, ihre Hand schützend über den von ihnen vielleicht bestellten Altar hielten. Der sogenannte Talheimer Altar¹⁴ wiederum hat eine etwas andere Geschichte, während der Ohmenhauser Altar von der Reichsstadt Reutlingen für die Stadt bzw. den Flecken Ohmenhausen gefertigt worden zu sein scheint.¹⁵ Wäre es bereits unmittelbar 1594 zu einem Weiterverkauf von Schloss, Schlossgütern und niederer Gerichtsbarkeit in Kirchentellinsfurt durch Württemberg an Forstmeister Peter Imhof von Urach oder einen anderen ritterschaftlichen evangelischen Adligen gekommen und nicht erst acht Jahre später im Jahr 1602, wären möglicherweise der oder die Altäre unter die Obhut des neuen Ortsadeligen Imhof gelangt und in Kirchentellinsfurt verblieben. Im Chor der dortigen Kirche ließen sich Peter Imhof und seine Nachfahren dann auch begraben.¹⁶ Die ab 1524 evangelisch gewordene Reichsstadt Nürnberg, aus der der Patrizier Peter Imhof stammte, hatte keinen mit Württemberg vergleichbaren „Bildersturm“ erlebt und in der

¹³ Hermann Ehmer: Das Uracher Bildergespräch, in: BWKG 90 (1990), S. 65–91. Dazu ergänzend: Rainer Henrich, Das württembergische Bilderdekret vom 7. Oktober 1537 – ein unbekanntes Werk Ambrosius Blarers, in: BWKG 97 (1997), S. 9–21.

¹⁴ Meisterwerke massenhaft (wie Anm. 1), S. 466–467.

¹⁵ Figuren des Heils (wie Anm. 1), S. 68. Darauf hat bereits H. Ehmer, (wie Anm. 13), S. 91 (Anm. 70) hingewiesen und erwähnt dort die Altäre in Mühlhausen/Neckar, Oppenweiler und Kleinbottwar.



Die Tätigkeit des Malers Hans Syrer in der Reutlinger Marienkirche 1513 ist lediglich durch spätere Chroniken bekannt, hier der Eintrag in der sog. Camerer-Laubenberger Chronik von 1590 in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts. Inschriftlich belegt ist dessen Arbeit hingegen noch heute an den Altarretabeln von Rübgarten und Ohmenhausen.

Bilderfrage sich nicht Zwingli und den oberdeutschen Reformatoren (Bucer, Blarer) angeschlossen, sondern der Haltung Luthers, der nur „ärgerliche“ Bilder beseitigt sehen wollte und die übrigen als „Adiaphora“ (belanglose Dinge) einschätzte.¹⁷ So fand Peter Imhof 1602 von der alten gottesdienstlichen Ausstattung in der Kirche nur noch das Kruzifix (mit beweglichen Armen) aus dem 15. Jahrhundert, den Taufstein von 1524 und einen Dreisitz („Schloßstühle“) vor.¹⁸

Eine zweite Möglichkeit wäre die Herkunft des Flügelaltars aus einer Kirche der schon früh reformierten Reichsstadt Reutlingen oder einem der zugehörigen Dörfer. In der Reutlinger Marienkirche etwa befand sich ein Jakobus und den zehntausend Märtyrern geweihter Altar.¹⁹ Eine Episode dieser Legende zeigt (nach einer Vorlage Dürers) eben die Werktagsseite des Hohenmühringer Flügelaltars. Ein zu dem Figurenprogramm der Innenseite des Mühringer Altars ohne Weiteres passendes Altarpatrozinium indes ist weder aus Reutlingen noch aus den reichsstädtischen Dörfern bekannt.²⁰

¹⁶ Zwei Imhof-Epitaphien befinden sich rechts (steinern) und links im Chor der Kirche, vgl. Wilhelm Eberle; Klaus Hoffmann; Peter Maier: Das Schloß zu Kirchentellinsfurt bei Tübingen, Kirchentellinsfurt 1988, S. 38–44.

¹⁷ Zur Haltung der Reichsstadt Nürnberg vgl. Gudrun Litz: Nürnberg und das Ausbleiben des „Bildersturms“, in Cécile Dupeux; Peter Jezler; Jean Wirth (Hrsg.): Bildersturm, Wahnsinn oder Gottes Wille?, Zürich 2001, S. 90–96.

¹⁸ Eberle/Maier (wie Anm. 9), S. 18, 62, 164.

¹⁹ Wolfgang Wille: Die Jakobus-Altarpfründen an der Reutlinger Marienkirche, in: RGB NF 33 (1994), S. 15; Figuren des Heils (wie Anm. 1), S. 19.

²⁰ Vgl. die Ortsartikel der Amtlichen Kreisbeschreibung Reutlingen (1997) oder auch Franz Hundsnurscher (Bearb.): Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert, 3 Bde., Stuttgart 2008–2010, bes. Bd. 3, S. 1255–1269. Am Bildprogramm der Innenseite fallen die besonders bei bestimmten Krankheiten angerufenen Heiligen Anto-

Der sogenannte Bildersturm wird sich in Reutlingen nicht anders abgespielt haben als etwa in Ulm oder Esslingen: Keine wilden Aktionen der Bevölkerung, sondern ein geordnetes „Hinwegtun“ der Bilder usw. aufgrund eines Beschlusses des Rates der Reichsstadt.²¹ Somit ist ein wie auch immer gearteter „Erwerb“ des oder der Altäre (etwa aus der Marienkirche) durch die Widmann für ihren katholischen Ort Kirchentellinsfurt im Laufe des Jahres 1531 durchaus vorstellbar. Dr. Beatus Widmann selber oder stellvertretend sein Bruder Ambrosius, der während der amtsbedingten Abwesenheit seines Bruders als Tirolischer Kanzler immer ein wachsames Auge auf den Flecken Kirchentellinsfurt hatte, könnte im Frühjahr 1531 im Gefolge des Reutlinger „Bildersturms“ den Altar (oder beide) erworben haben.²² Zu der Zeit (1520–1534) wurde das die Reichsstadt umgebende Herzogtum Württemberg nach der Flucht Herzog Ulrichs vom habsburgisch-katholischen Erzherzog bzw. König Ferdinand, Bruder Kaiser Karls V., regiert, in dessen Dienst Beatus Widmann als Tiroler Kanzler zeitweilig stand.

Es gibt also Anhaltspunkte dafür, dass der oder die Altäre auf Hohenmühlingen nicht nur einst in der Reutlinger Werkstatt Syrsers, sondern auch für Reutlinger Kirchen – etwa die Marienkirche – gefertigt wurden und dort bis zum „Bildersturm“ 1531 standen. Von den Widmann erworben, könnten sie nach Kirchentellinsfurt und nach dem Verkauf und dem Konfessionswechsel des Orts in die Schlosskapelle Hohenmühlingen gelangt sein. Die spätere „Aneignung“ des Flügelaltars durch die Wappenschilder Hans Christoph Widmanns und seiner Frau Barbara fügt sich so zwanglos in die Zeit nach dem Verkauf von Kirchentellinsfurt ein. Am 27. November 1596 weihte der Konstanzer Weihbischof Balthasar Wurer die Schlosskapelle (*sacellum*) auf Hohenmühlingen und ihren Altar.²³ Dort, auf Hohenmühlingen, wurden die

nus und Valentin auf. Somit ist neben dem erwähnten Jakobusaltar in der Marienkirche auch an die Antoniuskapelle vor dem Metmannstor (heute Tübinger Tor) zu denken, über deren Altarpatroninnen wenig bekannt ist. Im damals noch reichsstädtischen Dorf Gomarigen ist immerhin ein Marienaltar aktenkundig, vgl. F. Hundsnurscher, Bd. 1, S. 350.

²¹ Gudrun Litz: Die reformatorische Bilderfrage in den schwäbischen Reichsstädten (Spätmittelalter und Reformation, Bd. 35), Tübingen 2007, S. 76 ff., bes. S. 83 u. 89 sowie zuletzt Melanie Prange: Zwischen frommer Stiftung und Bildersturm – Kirchliche Kunst am Ende des Mittelalters und in der frühen Reformation, in: RGB NF 56 (2017), hier v. a. S. 97–107.

²² Die kirchliche Aufsichtsfunktion Ambrosius Widmanns über Kirchentellinsfurt kam etwa im Fall des dortigen, der Reformation zugeneigten Priesters Hans Schradin aus Reutlingen 1532 zum Tragen, dazu Theodor Schön: Zur Geschichte der Pfarreien Württembergs. 1. Kirchentellinsfurt (OA Tübingen), in: BWKG NF 1 (1897), S. 84–88 sowie Heusel/Maier (wie Anm. 8), S. 103 f.

²³ Diözesanarchiv Rottenburg, M 30 (Mühlingen), 9. Vgl. 1200 Jahre Mühlingen (wie Anm. 8), S. 26 f. (mit Abbildung der Weihe-Urkunde von 1596) sowie Peter Maier: Zwei gotische Flügelaltäre im Schloß Hohenmühlingen aus Kirchentellinsfurt? In: Eberle/Maier (wie Anm. 9), S. 153–156 (mit Abbildungen der Altäre, Nr. 18–20).

Wappen Widmanns und seiner Ehefrau angebracht und an dieser Stelle befinden sich dieser Flügelaltar und ein kleinerer Altarschrein noch heute.

Wilhelm Laage als Porträtist in Reutlingen

Daria Stelzer

Wilhelm Laage gehört zweifellos zu den bedeutendsten Künstlern Reutlingens. Ein Beleg dafür ist etwa die 2018 im Kunstmuseum Spendhaus gezeigte Retrospektive anlässlich seines 150. Geburtstags.¹ Darin wurde Laage auch als Porträtkünstler gewürdigt. Dieser Beitrag möchte speziell diesen Aspekt sowie seine Verbindungen zur Stadt Reutlingen genauer in den Blick nehmen.² Laages Werk entstand vor dem Hintergrund der beiden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Kunstrichtungen Impressionismus und Expressionismus, bei denen es nicht zuletzt um eine Ablösung von realitätsnaher Darstellung ging. Die Kunstwerke sollten in einer jeweils typischen Art emotionale Botschaften vermitteln. Die Porträts von Laage sind durchweg dadurch charakterisiert, dass sie die realistische Darstellung mit der emotionalisierenden Abstraktion verbinden.

Die Wurzeln Wilhelm Laages liegen im Norden Deutschlands. 1868 wurde er in Stellingen bei Hamburg geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend dort. Im Zuge seines Studiums in Karlsruhe (1893–1899) und anschließend an der Kunstakademie in Stuttgart (1899–1904) lernte er auch den Süden Deutschlands kennen:

„Meine erste Reise von Hamburg nach Süddeutschland war ein großes Ereignis. Als ich von der Heimat im Frühjahr abfuhr, rührten sich höchstens ein paar Knospen an Busch und Baum. Schon bei Frankfurt a. M.

¹ Einen entscheidenden Beitrag zur Erschließung von Laages Werk stellt das 1912 von dem Kunstsammler und Freund Gustav Schiefler erstellte, wenn auch noch nicht vollständig ausgeführte Werkverzeichnis der Druckgraphik Laages dar (Gustav Schiefler: Das graphische Werk Wilhelm Laages bis 1912, Hamburg 1912). Als Maler erfuhr Laage erstmalig eine Würdigung bei: Ludwig Zoepf: Wilhelm Laage. Holzschnittmeister und Maler, Tübingen 1934. 1969 erstellte Alfred Hagenlocher ein weitgehend vollständiges Werkverzeichnis der Druckgraphiken, vgl. Alfred Hagenlocher: Wilhelm Laage. Das graphische Werk. Mit dem vollständigen Werkverzeichnis 64 Tafeln und 436 Abbildungen, München 1969. Darin enthalten sind die Lebenserinnerungen Laages und seine Niederschrift über seine Holzschnitte von 1917. Schließlich erschien 2018 der Reutlinger Ausstellungskatalog Wilhelm Laage „[...] seine Zeit wird kommen“, hrsg. vom Kunstmuseum Reutlingen, Reutlingen 2018. An Archivquellen wurde überdies genutzt: StadtA Rt., Personen- und Adressbogen.

² Vgl. Daria Stelzer: Laage als Porträtist, in: Wilhelm Laage „[...] seine Zeit wird kommen“ (wie Anm. 1), S. 112–135. Dort liegt der Fokus auf den Selbstporträts des Künstlers sowie den Porträts der Familienmitglieder, seiner Frau Hedwig und seines Sohnes Friedrich. Ansonsten spielten in der Forschung die Porträts Laages bislang noch keine nennenswerte Rolle.

überraschten mich blühende Syringen. Und als ich nach endloser, ermüdender Fahrt im Bummelzug IV. Kl. in Karlsruhe eintraf, standen die Bäume dort vollbelaubt, im frischen Grün. Die Städte, die Dörfer, die Berge, die Weingärten und das heitere südliche Klima, alles wirkte stark und neu auf mich. Anfangs konnte ich mich an die stille fremde Stadt nicht leicht gewöhnen. Ihr Tun und Treiben war mir ungewohnt; mager, anspruchslos und dürftig erschien mir ihre Seele. Vielleicht auch gesehen und empfunden durch meinen gleichgestimmten Geldbeutel, den ich mitgebracht.“³

„Jetzt war ich im Schwabenlande mit der charaktervollen ‚Schwäbischen Alb‘. Diese habe ich allerdings erst nach einigen Jahren recht kennen gelernt und sie dann im Bilde, in der Zeichnung, im Holzschnitt wiederzugeben versucht.“⁴

Die Verbindung zu Reutlingen entstand über seine Frau Hedwig Kurtz (*Abb. 1*), eine gebürtige Reutlingerin, die er im Februar 1903 in Stuttgart kennenlernte.⁵ Nach der Heirat im Mai 1904 zog das junge Ehepaar dann jedoch zunächst nach Cuxhaven, wo im Sommer 1905 der gemeinsame Sohn Friedrich zur Welt kam.

Es war das raue und bedrückende Klima des Nordens, welches die Familie kurz entschlossen dazu bewegte, im September 1907 in den deutschen Süden nach Betzingen, in die Villa Markgraf zu ziehen.⁶ In seinen Lebenserinnerungen notierte Laage dazu: „O, plötzlich in einer ganz andern Welt!“⁷ Im Oktober 1914 erfolgte dann die Übersiedlung nach Reutlingen in die geräumige Dachwohnung der Lederstraße 100.⁸ Laage freundete sich erst nach und nach mit Reutlingen und seiner Umgebung an. Seine Korrespondenz aus dieser Zeit zeugt von einer Sehnsucht und dem Wunsch des Künstlers nach einem Leben in einer der großen Kunstmetropolen wie München, Berlin, Paris oder Florenz. Vereinzelt kam es zu konkreten, hoffnungsvollen Versuchen einer Umsetzung und entsprechend längeren Aufenthalten, doch die Pläne scheiterten jedes Mal.⁹ So blieb Laage in Reutlingen wohnhaft, lernte die Stadt und

³ Wilhelm Laage: Lebenserinnerungen I, 1917, S. 16–17. Typoskript in Privatbesitz. Die Seitenangaben beziehen sich auf die Transkription des handgeschriebenen Originals, heute im Kunstmuseum Reutlingen. Das Werkverzeichnis von Hagenlocher enthält einen Abdruck, der jedoch an manchen Stellen vom Original abweicht, vgl. A. Hagenlocher (wie Anm. 1), S. 23–32.

⁴ Ebd., S. 20.

⁵ Wilhelm Laage: Lebenserinnerungen II, o. J., S. 7. Eine Kopie des Originaldokuments findet sich im Städtischen Kunstmuseum Reutlingen.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

⁸ Aufzeichnungen Heidi Stelzer, unveröffentlichtes Typoskript 1982, S. 11.

⁹ Ebd., S. 16.

ihre Bewohner sowie die landschaftliche Umgebung mit der Schwäbischen Alb kennen und auch in seiner Kunst zu schätzen. Seine Sehnsucht nach der alten Heimat im Norden wird nach Möglichkeit durch Sommeraufenthalte in Altenwalde oder Cuxhaven gestillt.

Laages künstlerisches Schaffen im Holzschnitt, der einen hohen Grad an Abstraktion erfordert, wie auch in der Malerei konzentriert sich neben Landschaften und Stillleben auf die Gattung des Porträts. Dabei stellte das Abbilden des menschlichen Antlitzes im Holzschnitt für Laage eine besondere Herausforderung dar.

In seiner „Niederschrift“ schreibt er über den Holzschnitt: „Im Jahre 1913 versuchte ich meinen ersten Bildnisholzschnitt ‚Junges Mädchen‘. Die ganze Schönheit des Schnittes sollte darin zur Geltung kommen und mitwirken zur Belebung der Gestalt und ihrer Seele.“¹⁰ Diese Aussage mag zunächst verwundern, da in seinem druckgraphischen Werk bereits zuvor unter seinen frühen Holzschnitten aus dem Jahre 1898 Bildnisse zu finden sind, wie zum Beispiel das „Altenwalder Bauernmädchen“¹¹ oder auch zwei „Selbstporträts“¹² (Abb. 2). Dies zeigt die kritische Selbstreflexion des Künstlers Laage über die technisch-künstlerische Entwicklung seines Werkes sowie seine hohen Ansprüche an sein Schaffen. Er fährt fort: „Ich wählte dazu zum erstenmal die schwarze Platte, d. h., ich schwärzte sie ein, bevor ich mit der Arbeit begann. Aus diesem Chaos, aus dem Dunkel heraus entwickelte ich nun meine Arbeit, um die ganze Schönheit des Schnittes gleich klar vor Augen zu haben und durch den Schnitt auch die Seele meiner Mädchengestalt zu bilden; denn es galt für mich hier nicht, eine vorher auf den Stock übertragene saubere Zeichnung auszuschneiden. Das weiche Ineinanderfließen von



Abb. 1: Familie Laage: Wilhelm Laage mit seiner Frau Hedwig, geb. Kurtz, und ihrem Sohn Friedrich (Bubilo) sowie seiner Schwiegermutter Fanny 1909 in Reutlingen.

¹⁰ Wilhelm Laage: Niederschrift zum Holzschnitt, 1917, in: A. Hagenlocher (wie Anm. 1), S. 34.

¹¹ Abbildung in: A. Hagenlocher (wie Anm. 1), Kat.-Nr. 28.

¹² Ebd., Kat.-Nr. 32.



Abb. 2: Das frühe, 1898 entstandene Selbstporträt in Holzschnitttechnik zeigt Laage in eindringlicher, frontaler Ansicht.

Brust und Schultern, die ganze Haltung der Gestalt schien mir gelungen.“¹³ Obgleich Laage bereits zuvor Porträts schuf, hob er diese Neuerungen hervor, da er rückblickend nun seinen eigenen unverkennbaren Ausdruck im Holzschnitt gefunden hatte. Angespornt durch positive Rückmeldungen, unter anderem seines geschätzten Freundes und Unterstützers Gustav Schiefler, welchem er daraufhin den bereits genannten „ersten“ Bildnisholzschnitt nachträglich zu dessen silberner Hochzeit schenkte, entstanden in den folgenden Jahren viele weitere Porträts.¹⁴

Das in seiner „Niederschrift“ angesprochene Bestreben, die Seele durch ein Kunstwerk zu zeigen, ist schon ein antikes Thema, z. B. in Ovids Erzählung über den Bildhauer Pygmalion. Laage rang darum, die abzubildende Person nicht allein

ihrer äußeren Gestalt nach wiederzugeben, sein Ziel war, das innere Wesen oder in Laages Worten „die Seele“ zu erfassen und im Kunstwerk erneut zum Leben zu erwecken. Vor diesem Hintergrund versteht sich Laages Ringen um die dafür geeignetste Technik im Holzschnitt. Sich der künstlerischen Herausforderung bewusst, stellte sich Laage dieser Aufgabe in einer Mischung aus ehrfurchtsvollem Respekt und kreativer Entschlossenheit: „Das Schwerste wollte ich im Bildnis wagen: von innen heraus wollte ich den Menschen gestalten, alle Flächen und Formen sollten nur dazu dienen, dies Schwerste darin auszudrücken. Daß ich nun, um dieses Ziel zu erreichen, mit der üblichen Form brechen mußte, weil sie mir bei der Belebung des Holzschnittes behindernd im Wege stand, weil sie ihre Sprache redete statt meiner, ist wohl verständlich.“¹⁵

¹³ W. Laage, Niederschrift (wie Anm. 10), S. 34.

¹⁴ Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 2. 12. 1913: „[W]enn Ihnen der Holzschnitt, ‚Junges Mädchen‘ so gut gefällt, bitte so nehmen Sie diesen als nachträgliches Geschenk von mir zu Ihrer Silbernen Hochzeit an [...]“ Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 26, 1913, 1 110, S. 2.

¹⁵ W. Laage, Niederschrift (wie Anm. 10), S. 34.

Vergleicht man die Holzschnitt-Bildnisse aus den frühen Jahren seines Schaffens mit denen nach 1913, wird die in seiner Niederschrift angesprochene Neufindung in der Formensprache deutlich (vgl. die *Abb. 2* und *12*). Neben der Verwendung der schwarzen Platte, löste sich Laage von der in der Art des Jugendstils typischen, klar vorgegebenen Linien- und Strichführung. Stattdessen ging er dazu über, sein Motiv bei der Bearbeitung des Holzes, einem Bildhauer gleich, direkt zu bearbeiten. Mit dem ihm eigenen Humor schrieb er: „Je bewegter ein nachzubildender Gegenstand ist – ob Mensch, Tier oder Landschaft –, je mehr sich sein Innenleben in der ganzen Gestalt widerspiegelt und sie lebhaft modelt, je abwechslungsreicher die Flächen aneinander- und ineinandergreifen, je mehr in einem Gesicht ‚sichtbar‘ wird – ich meine bei Gott nicht die Runzeln und Falten –, desto besser und interessanter ist der Holzschnitt danach zu gestalten.“¹⁶ Umgangssprachliche Vergleiche wie „dasitzen wie ein Stück Holz“, um einen wenig unterhaltsam bis hin zu steif, gefühllos, gar leblos erscheinenden Menschen zu beschreiben, oder das Adjektiv „hölzern“ als Bezeichnung für einen ungelenkten und ungeschickten Zeitgenossen, verweisen bereits auf die eigentlich dem Holz als Werkstoff immanente starre Festigkeit. Laage ging es darum, diese zu überwinden, ja seinen Holzschnitten und insbesondere seinen Porträts Leben einzuhauchen. Dabei ist bemerkenswert, dass er dazu nicht auf die belebende Wirkung bunter Farbe zurückgreift, welche, wenn überhaupt, vom Künstler nur sehr dezent und unaufdringlich eingesetzt wurde. Die meisten seiner Porträt-Holzschnitte überzeugen in klassischem Schwarz-Weiß und entfalten in ebendieser Schlichtheit ihre eindruckliche Wirkkraft. Mag Holz auf den ersten Blick tot und starr erscheinen, handelt es sich bei näherer Betrachtung doch um ein Material, welches anders als beispielsweise Stein oder Linoleum, selbst zuvor Leben in sich trug und dieses sich in Beschaffenheit und Maserung individuell dokumentiert. Laage gehörte in Deutschland zu den ersten Künstlern, die Längsholz anstelle von Hirnholz als Druckstock verwendeten, mit der dezidierten Absicht, mittels der Maserung des Holzes das Bildmotiv mit zu gestalten.¹⁷ Laage schrieb hierzu: „Besonderen Wert lege ich darauf, für jeden geplanten Holzschnitt das rechte Holz zu wählen. Für die Farb- und Tonplatten benutze ich gern ein Stück Holz, dessen Struktur im Charakter zu den darzustellenden Farbflächen paßt. Ich habe wohl fast alle Holzarten probiert, von den härtesten bis zu den weichsten. Je reizvoller die Struktur des Holzes beim Drucken

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Eberhard Roters: Beiträge zur Geschichte der Künstlergruppe ‚Brücke‘ in den Jahren 1905–1907 (Jahrbuch der Berliner Museen, Bd. 2), Berlin 1960, S. 194 f. Bei der Herstellung der Druckstöcke kann das Holz entweder quer (Hirnholz oder Stirnholz) zur Holzfaser oder parallel (Längsholz) dazu geschnitten werden.

zum Vorschein kommt, je luftiger der Druck, desto lieber ist er mir; deshalb ist mir auch die tote Fläche des Linoleums unsympathisch.“¹⁸

Die Selbstporträts

Betrachtet man Laages Werk, sei es in der Druckgraphik, der Malerei oder in der Zeichnung, sind immer wieder Selbstporträts darunter. Im Holzschnitt sind es sieben, die vom Künstler als solche bezeichnet sind. Hinzu kommt eine kleine Zahl an Ölgemälden und überschaubar wenige Zeichnungen oder Aquarelle. Laage kam es mit diesen Selbstporträts nicht darauf an, sich selbst zu vermarkten.¹⁹ Laage suchte zeitlebens kein großes Aufsehen um seine Person, auch wenn er in Gesellschaften oft humorvoll und gesellig sein konnte.²⁰ Laage genoss regelmäßig die Einsamkeit im Einklang mit der Natur. In einem Brief an Gustav Schiefler schrieb er 1920: „[I]ch bin der reine Einsiedler geworden u. durch den Krieg noch mehr.“²¹ Für Laage war die Einsamkeit kein Übel, sondern er nutzte sie für sein Schaffen. Bereits als Kind genoss er die stille Abgeschiedenheit in der Natur und gründet in diesem intensiven Naturerleben auch im Wesentlichen sein Selbstverständnis als Künstler. Laage zeigte sich in seinen Selbstporträts dem Betrachter in bescheidener Zurückhaltung, gleichwohl in einprägsam stiller Präsenz. Der ernste und nachdenkliche Gesichtsausdruck wird zum verbindenden Element der meisten seiner Selbstporträts, sei es in Öl oder in Holz. Das erste Selbstporträt (*Abb. 2*) im Holzschnitt, welches zugleich auch mit zu den ersten Porträts in seinem druckgraphischen Werk zählt, zeigt Laage als Büstenporträt en face. Iris und Pupille sind wie kleine, konzentrische Sonnen gestaltet und erzeugen einen eindringlich-hypnotischen Effekt.

Der Betrachter wird augenblicklich gefesselt und kann sich dem Blick des Künstlers kaum entziehen. Der bereits in seiner Wirkung sehr klar und scharf umrissene Schwarzlinienschnitt unterstützt synergetisch die insgesamt dem Porträt anhaftende Strenge in Blick, akkurat frisiertem Haar und nach vorne spitz zulaufendem Vollbart. Die frontale Ansicht in Kombination mit der einen, halb im Schatten liegenden Gesichtshälfte des Künstlers und dem direkten Blick aus leichter Obersicht hat etwas Bedrohliches und zeugt von höchster Konzentration und fester Entschlossenheit. Laage war bei Anfertigung

¹⁸ W. Laage, Niederschrift (wie Anm. 10), S. 34.

¹⁹ Brief Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 28. 12. 1910, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 20, 1910,1 27, S. 1 f. Laage zeigte sich sichtlich überrascht, als eine Kunstgalerie auch sein Selbstporträt kaufte und schrieb an Schiefler: „[A]n diese Möglichkeit habe ich doch gewiß nie gedacht.“

²⁰ H. Stelzer (wie Anm. 8), S. 5.

²¹ Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 10. 4. 1920, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 40, 1920,1 65–67, S. 3.

dieses Holzschnittes 30 Jahre alt und in den ersten Jahren seines Schaffens als Holzschneider. Diese beschrieb er wie folgt: „Die ganze Technik des Holzschnitts überhaupt, Schnitt und Druck, mußte ich selber für mich erfinden, denn ich hatte niemand zur Seite, der mir auch nur einen Wink auf meinen Weg gab. Kein Wunder, daß ich anfangs böses Lehrgeld zu zahlen hatte; besonders das Drucken machte große Schwierigkeiten: Wenn ich es fleißig betrieb, vom Morgen bis zum Abend, waren zum Schluß doch meistens nur wenige gute Drucke entstanden, und ein ganzer Berg von mißratenen Blättern umgab mich und füllte das Zimmer.“²² Mit diesem Selbstporträt setzte Laage ein offensives künstlerisches Statement. Er nahm die Herausforderung, die sich ihm im Holzschnitt bot, entschlossen an.



Abb. 3: Ernst und reserviert zeigt sich der Künstler 1918 in einem weiteren Selbstporträt.

Genau zwanzig Jahre später, in einer Zeit, in welcher auch viele seiner Porträts entstanden, setzte Laage sich erneut ins Bild (Abb. 3).

Diesmal im markant ausgeführten Halbprofil zur linken Bildseite gewandt, fällt die Blickachse dem entgegen auf die rechte Bildseite. Die senkrechten Stirnfalten kritisch zusammengezogen, den Mund fest verschlossen und ohne den Anflug eines Lächelns ist der Blick diesmal reserviert prüfend. Darin lässt sich auch eine gewisse Melancholie erkennen. In diesen Jahren war die Sorge um den erkrankten Sohn Friedrich steter Begleiter der Familie Laage, was die Traurigkeit im Bilde vielleicht erklärt.²³ Im Gegensatz zu seinem Selbstporträt von 1898 war Laage mittlerweile als Porträtist im Holzschnitt sichtlich geübt. Gekonnt bediente er sich nun der Technik der schwarzen

²² W. Laage, Niederschrift (wie Anm. 10), S. 33.

²³ Wilhelm Laage an Gustav Schiefeler, 14. 2. 1918, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefeler, Korrespondenz, NGS B 36, 1918,1 155–156, S. 4; StadtA Rt., S 2 Nr. 104: Persönliche Unterlagen von Friedrich Laage. Die Krankengeschichte des Sohnes Friedrich begann 1912 mit einer Meningitis, welche den Jungen beinahe das Leben kostete. In Folge nahmen die gesundheitlichen Probleme weiter zu bis dahin, dass er zwecks professioneller Betreuung in die Heilanstalt Stetten kam. 1940 im Alter von 35 Jahren zählte er zu den Opfern, die im Zuge des nationalsozialistischen Euthanasie-Programms in der Tötungsanstalt Grafeneck ermordet wurden. Seine Eltern waren zu dieser Zeit bereits verstorben.



Abb. 4: Mit geschlossenen Augen zeigt sich Laage 1922 gegen Ende seines druckgraphischen Schaffens in einer Monotypie. Die Werke im Hintergrund wirken wie sein Vermächtnis.

Platte. Auffällig ist die unterschiedliche Ausarbeitung des Oberkörpers zum Kopf. Während die Schulterpartie noch in der Fläche verhaftet wirkt, tritt das Gesicht geradezu wie plastisch modelliert hervor. Laage veranschaulichte damit in seinem Selbstporträt auf subtile und wirkungsvolle Art und Weise die Entwicklung bei der Ausarbeitung seiner Porträts aus der schwarzen Platte und thematisiert damit selbstreferenziell, feinsinnig die Technik und Kunst des Holzschnitts. Während die Schulterpartien mit Anzug noch wie im Holz verharrend kantig gearbeitet sind und auch der Bart, das Kinn und die Partie des Hinterkopfes statisch von einer weißen Linie gefasst sind, treten Stirn und Gesicht

aus dieser Flächigkeit optisch hervor und verleihen dem Porträt seine Lebendigkeit. Von seinem ersten, forsch den Betrachter fixierenden Selbstporträt über den deutlich zurückhaltenderen, leicht kritisch-reservierten Blick eines mitten in den Widrigkeiten des Lebens stehenden Mannes schließt sich der Bogen mit einer Monotypie von 1922 (Abb. 4).

Wie in seinem ersten Selbstporträt ist der Künstler erneut en face als Schulterstück dem Betrachter zugewandt, doch sind nun seine Augen geschlossen.

Laage legte stets Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild. Von dem Reutlinger Chronisten Karl Keim wurde er wie folgt beschrieben: „[Er trug] immer gute Anzüge [. . .], nicht modisch, aber aus gediegenen Stoffen.“²⁴ Dieser Eindruck bestätigt sich sowohl in Fotografien als auch in seinen Selbstporträts. Anders als in den meisten seiner Porträts trägt Laage auf Fotografien (Abb. 1) für gewöhnlich einen für die Mode der Zeit üblichen Hut, der ihm zusätzlich half, seine kleine Statur zu kompensieren. Ganzkörperdarstellungen von sich selbst mied Laage wohl aus demselben Grund. In seiner Monotypie von 1922 platzierte er seinen inzwischen kahl gewordenen Kopf in der oberen Bildmitte. Hinter ihm eine mit gerahmten Bildern behängte Wand. Die nach Art der Salonhängerung typisch recht eng beieinander und übereinander gehängten Bilder sind entweder vom Rand der Monotypie oder von der

²⁴ H. Stelzer (wie Anm. 8), S. 25, Aussage von Karl Keim.

Person des Künstlers selbst optisch angeschnitten. Die gezeigten Motive sind auf den ersten Anblick nicht eindeutig zuzuordnen, doch legen die erkennbaren Sujets nahe, dass es sich um Werke aus Laages Œuvre handelt, da ebendiese kennzeichnend für sein Schaffen waren: Einmal ist eine Landschaft mit Sonne zu erkennen, das andere Mal ein Blumenstillleben. Laage vereinte hier alle für sein Schaffen wesentlichen Bildgattungen: die Landschaft, das Stillleben und mit seinem Bildnis das Porträt selbst. Die gesenkten Lider lassen den Künstler traurig und müde erscheinen, obgleich seine aufrechte Haltung eine gewisse Form wahrt und ihn nicht eingesunken und kraftlos erscheinen lässt. Der Künstler harrt in sich gekehrt vor seinen fertiggestellten Werken im Hintergrund. Die für ein Selbstporträt ungewöhnliche, an sich dem Anliegen der Bildgattung widersprechende Zurücknahme des Künstlers wirkt wie eine Art Vermächtnis. Laage tritt als Person hinter sein Werk zurück, was sinnbildlich in den geschlossenen Augen veranschaulicht ist. Es ist sein künstlerisches Werk, worauf er die Aufmerksamkeit des Betrachters lenkt und welches nun für ihn sprechen soll. Jedes einzelne davon vermag Einblick in das innere Wesen des Künstlers zu geben. Wenngleich es nicht das letzte Selbstporträt des Künstlers in seinem gesamten Œuvre ist, so ist es doch das letzte in seinem graphischen Schaffen. Zwei Jahre später musste Laage die Holzschneiderei altersbedingt aufgeben und konzentrierte sich in den letzten sechs Jahren seines Schaffens auf die Malerei.

Porträts von Freunden und Reutlinger Persönlichkeiten

Im Reutlinger Adress- und Geschäftshandbuch von 1920 ist Laage im Gewerbeverzeichnis als einziger Kunstmaler der Stadt aufgeführt, was zum einen für sein Selbstverständnis als Künstler spricht und zum anderen seine Situation in Reutlingen als Kunstschaffender verdeutlicht.²⁵

Er war für die kunstaffine Reutlinger Bürgerschicht die erste Ansprechperson, wenn es um ein künstlerisches Porträt ging. Die neue Heimat war seiner Kunst mehr zugetan, als dies im Norden der Fall war. Laage wusste dies durchaus zu schätzen und schreibt dazu an Schiefler 1914: „Der Süden hats mir sicherlich angetan. Dazu kommt dann noch der völlige Mißerfolg den ich mit meinen Arbeiten im Norden habe, u. dem Süden, dem ich meine Weiter-

²⁵ Adress- und Geschäftshandbuch der Kreishauptstadt Reutlingen 1920, Gewerbe-Verzeichnis, S. 19; Adolf Rieth: *Wie Reutlingen Kunststadt wurde*, in: RGB NF 8 (1970), S. 155. Die Jahre zuvor fand sich mit ihm noch der Reutlinger Maler Fritz Hummel in dieser Rubrik, der jedoch 1920 verstarb.

entwicklung verdanke, muß ich auch wohl weiter meine Sympathie zuwenden.“²⁶

In seiner Frau Hedwig, einer in München ausgebildeten Künstlerin, fand er eine Vertraute mit Verständnis und Wertschätzung für sein künstlerisches Schaffen. Ihre in Reutlingen ansässige Familie und Verwandtschaft wusste Laages künstlerisches Talent ebenfalls zu schätzen, was sich in zahlreichen Porträts in Öl wie in Holz niederschlug. Nun war Laage mit seiner Vorliebe für den aus der dunklen Platte herausgearbeiteten Holzschnitt für gängige Sehgewohnheiten kein klassisch gefälliger Porträtist, was er selbst 1911 an seinen Schweizer Mäzen Georg Reinhart allgemein für diese Art des Holzschnittes konstatiert: „Die schönen Kitsch-Holzschnitte sind ja auch in Deutschland begehrt u. werden gekauft, doch den herben, reinen Holzschnitt will fast niemand; die Leute haben Angst vor der Schwärze u. vor dem herben Ausdruck.“²⁷ In Bezug auf Porträts gewinnt dies zusätzlich an Brisanz. Im Falle der Auftragsarbeit von Landrichter „Dr. Gehring“ (*Abb. 5*) ist solch eine verstörende Wirkung aus persönlicher Sicht überliefert. Der als Richter am Landgericht Tübingen tätige Eugen Gehring kam über seine Frau mit Laage in Kontakt, da diese mit Hedwig aus Schulzeiten befreundet war. Als Kunstliebhaber fand er an Laages Werken Gefallen und ließ sich von ihm 1916 porträtieren. Auch seine Tochter Annegret (Margarete) hatte wohl ihrem Vater zuliebe dem Künstler Porträt zu sitzen, was ihr als damals vierjähriges Mädchen als ausgesprochen mühsam in Erinnerung blieb. Ihre Mutter las ihr dabei ermutigend vor. Das Holzschnittporträt ihres Vaters hing lange Zeit über dem Bett ihrer Mutter.²⁸ Die Angehörigen fanden „das schwarzgrundige Bild mit schwarzem Rahmen“ schließlich aber „bedrückend“.²⁹

Ob bedrückend oder zeitlos klassisch empfunden, Laages Porträts prägen sich ein und haben eine unmittelbar eindringliche Wirkung auf ihren Betrachter. Laage bemerkte: „Das Interesse für meine Holzschnitte wurde mit der Zeit lebhafter, obgleich sich das Publikum lange abweisend gegen meine ‚Schwarzkunst‘ verhielt. Ich lasse nicht ab, mein Werk auszubauen, an dem ich seit zwanzig Jahren arbeite.“³⁰ Eine besonders bedeutsame Rolle auch in Bezug auf seine künstlerische Porträtarbeit spielte für Laage der Künstler-

²⁶ Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 19. 2. 1914, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 28, 1914, 1 161–162, S. 3.

²⁷ Wilhelm Laage an Georg Reinhart, 31. 3. 1911, Studienbibliothek Winterthur, Nachlass Georg Reinhart, Korrespondenz, MS GR 18–20, S. 2 f.

²⁸ Laut Tochter Annegret ist entgegen den Angaben in: Wilhelm Laage. Holzschnitte. Bestands- und Ausstellungskatalog des Städtischen Kunstmuseums Spendhaus Reutlingen, Bd. 2, hrsg. vom Kunstmuseum Spendhaus, Reutlingen 1993, S. 98 ihr Vater Eugen Gehring nicht im Ersten Weltkrieg gefallen, sondern erlag einem Herzleiden. Vgl. H. Stelzer (wie Anm. 8), eingelegtes Blatt ohne Seitenzahl.

²⁹ H. Stelzer (wie Anm. 8), eingelegtes Blatt ohne Seitenzahl.

³⁰ W. Laage, Niederschrift (wie Anm. 10), S. 35.

kreis, welcher sich um den Pfullinger Gönner Louis Laiblin und den Reutlinger Bankdirektor Alfred Mörike mit seiner Frau Carolina versammelte. Gerade im Holzschnitt lässt sich eine große Anzahl der außerhalb der verwandtschaftlichen Bande entstandenen Porträts auf Verbindungen und Kontakte zu diesem Künstlernetzwerk zurückführen. Künstler, Kunstkenner und Mäzene fanden sich hier zusammen entweder bei Mörikes in der Württembergischen Vereinsbank in Reutlingen oder bei Louis Laiblin in seiner Pfullinger Stadtvilla und auf dem „Erlenhof“. Zu dieser kleinen Gesellschaft gehörten neben Alfred Ney, dem Sekretär Laiblins, und Max Heinzelmann, einem Freund Laiblins und Leiter der Textilfabrik Heinzelmann, unter anderem auch Heinrich Rebensburg,



Abb. 5: Holzschnitt von 1916: Landrichter Eugen Gehring aus Tübingen ließ auch seine beiden Töchter von Laage porträtieren.

auch er ein treuer Unterstützer von Laages Kunst.³¹ Weiter sind die Schwestern Maria Rupp und Elisabeth Gerdts-Rupp zu nennen. Die Mäzene vergaben Aufträge und stellten Kontakte her. Auf diese Weise bekam Laage von Louis Laiblin zum Beispiel den Auftrag, einen Gedichtband für den Reutlinger Dichter Ludwig Finckh zu illustrieren, obwohl ihm dieser, wie er an Schiefler schrieb, weniger lag.³² Laiblin schätzte Laage als Mensch sehr; in einem Brief an Ludwig Finckh im Zusammenhang mit dem in Entstehung befindlichen Gedichtband verleiht er dem Ausdruck: „Laage ist ein ganz feiner, sehr gescheiter Mensch, ich freue mich auf das Buch.“³³

Die Gruppe fand auch von außerhalb, etwa durch Konsul Sutter vom Schweizer Konsulat in Stuttgart oder aus dem Elsass durch die Brüder Aimé und Albert Brun, Mitbesitzer der Spinnerei und Weberei Wannweil, kunstaffinen Zulauf.³⁴ Dementsprechend war der intellektuelle, künstlerische Austausch in diesem Kreis außerordentlich fruchtbar, was sich bei Laage in

³¹ Georg Artur Richter; Hans Metzler: Das Heinzelmann-Lesebuch, Reutlingen 1978, S. 65.

³² Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 14. 2. 1918, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 36, 1918, 1 155–156, S. 3: „Für Ludwig Finckh u. Elisabeth Rupp mußte ich zwei Gedichtbände illustrieren (durch einen Gönner); ersterer liegt mir wenig, die zweite schon mehr.“

³³ Louis Laiblin an Ludwig Finckh, Juni 1917, StadtA Rt., N 14e prov. Nr. 57.

³⁴ Heidi Stelzer: Die Gartenstraße im Wandel der Zeiten, in: RGB NF 36 (1997), S. 91.

einer intensiven Schaffensperiode in Porträts niederschlug. Es entstanden von etwa 1917 bis hinein in die frühen 1920er-Jahre zahlreiche Porträts vor allem im Holzschnitt, welche die einzelnen Mitglieder des Kreises darstellen. Im Folgenden sollen drei Persönlichkeiten dieses Kreises mit ihrem Porträt näher vorgestellt werden.

Elisabeth Gerdts-Rupp, geb. Rupp (1888–1972)³⁵

Unter den weiblichen Mitgliedern des Kreises ist Elisabeth Gerdts-Rupp zu nennen. Sie verbrachte ihre Kindheit in der Nähe von Ravensburg. Später zog ihre Familie nach Stuttgart. Als ausgesprochener Freigeist nahm sie 1910 ein Studium der Rechtswissenschaften in Straßburg, später in Leipzig und dann in Berlin auf; dies war ein für diese Zeit als Frau ungewöhnlicher und eigenwilliger Weg. Reutlingen blieb ihr durch Kindheitserfahrungen im großelterlichen Grundstück in der Gartenstraße 15 in Erinnerung, wohl zeitlebens ihre eigentliche Heimat. Den Garten liebte sie und nannte ihn „den schönsten, den es gab“.³⁶ Nach erfolgreich abgeschlossener Promotion und ersten Berufserfahrungen als Sozialarbeiterin in Berlin zog sie 1916 nach dem Tod ihres Vaters in jene Stadt, welche sie in ihrem 1921 erstmalig veröffentlichten, autobiographischen Entwicklungsroman „Im Zweige – Roman meiner Jugend“ als „gartenschöne [...], alte [...] Reichsstadt, die des Vaters und Großvaters Wiege war“ beschreibt: Reutlingen.³⁷

Als vielseitig an Kunst, Literatur und Musik Interessierte verwundert es nicht, dass Elisabeth Rupp zusammen mit ihrer jüngeren Schwester, der Bildhauerin Maria Rupp, alsbald in dem kunstinteressierten Reutlinger Kreis verkehrte, welchem auch Laage angehörte. Der 1917 entstandene PorträtHolzschnitt (*Abb. 6*) zeigt die junge Frau in selbstbewusst aufrechter, frontaler Ansicht. Die am Kopf anliegende recht strenge Frisur und der hohe Halsansatz verstärken die charakteristisch schmale, ovale Gesichtsform der Porträtierten. Ihr geradeaus gerichteter Blick scheint beinahe leer wie durch den Betrachter hindurch zu gleiten. Ihr Mund umspielt ein kaum wahrnehmbares Lächeln, während die hohen Augenbrauen und die zur Nase hin dunkler schattierten Augenhöhlen einen ernsten, kühlen Ausdruck forcieren. Es han-

³⁵ Zur Person vgl. Elisabeth Rupp: *Im Zweige. Erlebnis einer Jugend*, hrsg. von Hermann Bausinger (Reihe Forum Allmende, Bd. 2), Eggingen 2005, hier: Nachwort S. 205 ff.; Manfred Bosch: Rupp-Gerdts, Elisabeth, in: *Baden-Württembergische Biographien*, Bd. 4, S. 306–309 sowie StadtA Rt., *Personen- und Adressbogen Elisabeth Rupp*.

³⁶ E. Rupp (wie Anm. 35), S. 11.

³⁷ Ebd.

delt sich hier um einen Farbholzschnitt, welcher in drei Druckvorgängen entstand. Das helle Inkarnat von Gesicht und schmalen Dekolleté wird von einem dunklen, die Gesichtskonturen bildenden Blau durchzogen und umgeben. Dies nimmt dem Gesicht die mit dem Holzschnitt oft einhergehende Härte. Das Schwarz von Haaren, Pupillen und Kleidung sorgt für den nötigen Kontrast. Schultern und Kopf umgebende blaue konzentrische Kreisgruppierungen bilden den Hintergrund. Die dadurch im Porträt erzeugte Spannung zwischen dem einerseits vordergründig angepassten äußeren Erscheinungsbild und dem andererseits lebhaft, phantasievoll gestalteten Hintergrund charakterisiert Elisabeth Rupp in ihrem Sein treffend. So zeugt der 1919 von Rupp geschriebene autobiographische Roman von ihrer ungemein phantasievollen Gedankenwelt, einem scharfen Intellekt und ruhelosem Fernweh. „Eine Frau, die immer am Entdecken war“, heißt es über die gleichermaßen Juristin, Lyrikerin und Ethnologin in der Überschrift eines zum Gedächtnis ihres 100. Geburtstages gewidmeten Zeitungsartikels.³⁸ Freiheitsliebend stieß sich Rupp so geradezu zwangsläufig an den Konformitäten ihrer Zeit. Diese Spannung findet sich in ihrem Porträt wieder und entspricht dem ihrem Roman vorangestellten Leitspruch von Laotse: „Vom Sinn sich durchsonnen lassen, und doch nicht sinnen, ist höchste Lust.“³⁹

Dekoratив und sinnbildlich zugleich verweisen die vier Rosen im unteren Bildvordergrund auf ihre elementare Verwurzelung in der Natur, was eine Anspielung auf den großelterlichen Reutlinger Garten ihrer Kindheit ist.



Abb. 6: Bei dem 1917 entstandenen Holzschnitt von Elisabeth Rupp handelt es sich um einen der wenigen farbigen PorträtHolzschnitte.

³⁸ Vgl. „Eine Frau, die immer am Entdecken war“, in: Reutlinger General-Anzeiger vom 4. 12. 1988.

³⁹ E. Rupp (wie Anm. 35), Vorblatt.



Abb. 7: 1919 – Musizieren im Reutlinger Künstlerkreis mit Elisabeth Rupp (Klavier) und Li Mörike (Gesang). Der Titel des Holzschnitts „Phantasien“ verweist auf eine musikalische Improvisation.

Carolina („Li“) Mörike (1892–1954)⁴⁰

In den Jahren 1918 und 1919 taucht in Laages Porträtwerken eine Person auffällig häufig auf. In dem Holzschnitt „Phantasien“ (Abb. 7) ist sie in einem Doppelporträt Seite an Seite mit Elisabeth Rupp zu sehen. Es handelt sich um Katharina Johanna Carolina Mörike, geb. Maus, kurz „Li“ genannt. Beiden Frauen gemeinsam waren deren Leidenschaft für die Kunst. Der Holzschnitt „Phantasien“ zeigt Rupp und Mörike gemeinsam beim Musizieren. Hinter der am Flügel spielenden Rupp und der danebenstehenden singenden Li Mörike tanzen wie verbildlichte Synästhesien, von der Musik getragen, schöpferisch-kreative Formgestalten. Li Mörike war gebürtige Frankfurterin und

⁴⁰ Vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 170, Limburg an der Lahn 1975, S. 124. Die Heirat mit Alfred Mörike fand 1912 statt, die Ehe wurde später geschieden. Li Mörike verstarb 1954 in Lübeck.



Abb. 8: Carolina, kurz „Li“ Mörike, ein beliebtes Porträtmodell von Wilhelm Laage. Der Holzschnitt von 1919 zeigt sie stilvoll in der Mode der Zeit.



Abb. 9: Li Mörike mit Tochter Anneliese in einer Fotografie von 1916.

kam 1912 durch ihre Hochzeit mit dem in Reutlingen geborenen Bankier Alfred Mörike nach Reutlingen. Als am Konservatorium in Frankfurt am Main ausgebildete Opernsängerin erhielt sie Engagements unter anderem in München, Saarbrücken und Trier.

Die vielen Porträts von Li Mörike (Abb. 7, 8, 10) künden von einer besonderen, künstlerisch-ästhetisch motivierten Faszination Laages für diese Person. Li Mörike eignete sich mit ihrem hellen Teint, dem tiefschwarzen Haar und ihren markanten Gesichtszügen ideal für Laages Art des Holzschnitts. Eine Fotografie von 1916 (Abb. 9), welche Li Mörike mit ihrer Tochter Anneliese zeigt, gibt einen guten Eindruck ihrer unverwechselbaren Erscheinung: Nach der Mode der Zeit stilvoll und elegant gekleidet, setzte sie Laage wirkungsvoll in Szene und sparte auch Details wie die für diese Zeit typische Frisur der Wasserwelle nicht aus.

Nicht explizit als Li Mörike gekennzeichnet, findet sich mit dem Holzschnitt „Salome“ (Abb. 10) ein für Laage recht ungewöhnliches Porträtmotiv. Es scheint, als habe der mit dem Reutlinger Kreis einhergehende intensive künstlerische Austausch Laage angeregt, auch im Porträt Holzschnitt Neues auszuprobieren. Die zwischen den beiden Säulen als Salome visualisierte Tänzerin weist in ihrem Aussehen eindeutige Übereinstimmungen mit Li Mörike auf und lässt sie als diese erkennen; ein klassisches Rollenporträt. Die Figur



Abb. 10: Holzschnitt von 1919: Die gelernte Opernsängerin Li Mörike 1919 in einem Rollenporträt als „Salome“.

der Salome ist ein in der Kunstgeschichte wohlbekanntes Bildmotiv. Laages Umsetzung wirkt wie ein Bühnenbild mit Salome von der Hüfte ab den Bildraum mittig einnehmend, der Kopf des Johannes auf einer Schüssel im unteren Bildvordergrund und im Hintergrund die angedeutete Kulisse. Und tatsächlich findet sich in Laages Korrespondenz mit Schiefler eine mit zwei Ausrufezeichen hervorgehobene Bemerkung über seinen Brüssel-Aufenthalt von 1907: „Im Theater hörte ich die Salome von Strauß!!“⁴¹ Laage war sichtlich beeindruckt. Zwei Jahre zuvor hatte die 1905 in Dresden uraufgeführte Literaturoper Salome bereits für Furore gesorgt.⁴² Doch lag zur Zeit der Entstehung dieses Holzschnittes Laages belegter Besuch der Oper bereits zwölf Jahre zurück.

Über den konkreten Anlass, weshalb Laage das Thema der Salome erst 1919 aufgreift, lässt sich bislang nur vermuten. Eine Möglichkeit wäre ein erneuter Besuch der Oper, welche 1918 auch in Wien die Erstaufführung erlebte. Fest steht, dass Laage in der Opernsängerin Li Mörike das ideale Modell für diese Rolle gefunden hatte.

Lis erster Mann Alfred war von 1915 bis 1929 bei der Filiale der Württembergischen Vereinsbank (später Deutsche Bank) in Reutlingen als Direktor tätig.⁴³ 1929 wurde er Direktor des Süddeutschen Spinnweberverbandes zu Stuttgart. Von ihm existiert ein Porträtholzschnitt (Abb. 11), der in Alfred Hagenlochers Werkverzeichnis der Druckgraphiken von Laage fehlt. Zweifellos handelte es sich bei Mörike um eine wichtige Persönlichkeit der Stadt. Alfred Mörike gehörte zu den wenigen, die dem Maler und Grafiker Reinhold

⁴¹ Wilhelm Laage an Gustav Schiefler, 2. 4. 1907, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 12, 1907,1 207, Postkarte.

⁴² Laurenz Lüttken: Richard Strauss. Die Opern. Ein musikalischer Werkführer, München 2013, S. 32 f.

⁴³ StadtA Rt., Personen- und Adressbogen Alfred Mörike. Die Ehe von Alfred und Li wurde 1927 geschieden. Alfred Mörike heiratete 1928 die gebürtige Reutlingerin Elfriede Charlotte Alice Reihlen. Li Mörike ehelichte 1936 den Komponisten Paul Strüver, hieß von da an Strüver-Mörike und zog nach Lübeck, vgl. Deutsches Geschlechterbuch (wie Anm. 40), S. 124.

Nägele mit seiner jüdischen Frau Alice, geb. Nördlinger, und mit seinen drei Kindern nach der Machtergreifung Hitlers und nachfolgendem Berufsverbot mit Aufträgen und Zuwendungen finanziell das Überleben sicherte.⁴⁴

Heinrich Rebensburg (1878–1923)⁴⁵

Im Gewerbeverzeichnis des Reutlinger Adressbuchs von 1920 findet sich unweit von Laages Eintrag als Kunstmaler unter der Rubrik Kunsthandlungen ein neuer Namenseintrag: Heinrich Rebensburg.⁴⁶ Nach Personen- und Adressbogen zog der am 2. März 1878 in Barmen geborene Rebensburg mit seiner Familie im Mai 1916 von Berlin nach Reutlingen. Als studierter Kunsthistoriker war er in Reutlingen Verlagsredakteur beim Ensslin & Laiblin-Verlag. Am 1. Dezember 1918, ungefähr einen Monat nach Ende des Ersten Weltkriegs, gründete er das Achalm-Kunsthhaus, eine Kunsthandlung mit Kunstausstellungen, Kunstbuchhandel und Kunstverlag. Mit der Eröffnung des Kunsthauses gab Rebensburg seine Beschäftigung bei Ensslin & Laiblin auf. Zeitgleich publizierte er eine eigene monatliche Zeitschrift für Kunst und Kultur namens „Achalm“. Hier war er „Herausgeber, Schriftleiter, Kolumnist, Lyriker und Verleger in einer Person“. Schon bald konnte er mit dem Künstlernetzwerk um Laiblin und Mörike zusammenarbeiten. Unterstützer waren unter anderem Ludwig Finckh, der die Gründung des Achalm-Hauses begrüßte, jedoch als „tollkühnes Wag-



Abb. 11: Holzschnitt von 1919: Alfred Mörike, Bankdirektor bei der Württembergischen Vereinsbank (1915–1929) und wichtiger Mäzen im Reutlinger Künstlerkreis.

⁴⁴ Kristina Hoge: Selbstbildnisse im Angesicht der Bedrohung durch den Nationalsozialismus. Reaktionen diffamierter Künstler auf die nationalsozialistische Kulturpolitik, Diss. Heidelberg 2004, S. 131.

⁴⁵ StadtA Rt., Personen- und Adressbogen Heinrich Rebensburg.

⁴⁶ Der Eintrag irritiert, da er das Wohnhaus der Familie Rebensburg in der Krämerstraße 23 angibt. Erst bei gezielter Suche im Straßenregister finden sich der entscheidende Eintrag zum Kunsthaus und dessen korrekte Lokalisierung in der Gartenstraße 32, vgl. Adress- und Geschäftshandbuch 1920, (wie Anm. 25), Straßen-Verzeichnis, S. 29.



Abb. 12: Heinrich Rebensburg, der Begründer des Achalm-Kunsthouses, in einem Holzschnitt von 1918.

nis“⁴⁷ bezeichnete, die schon genannte Elisabeth Rupp, der Dichter Eduard Reinacher sowie der Schriftsteller Tim Klein, der ebenfalls mit zwei Holzschnitten in Laages druckgraphischem Werk vertreten war.⁴⁸ Der Denkmalpfleger Adolf Rieth kannte Rebensburg noch aus persönlicher Erinnerung. Er sprach sogar von einem eigenen „Rebensburgkreis“.⁴⁹ Mit zahlreichen Kontakten, einem feinen Sinn für Kunst und stets auf der Suche nach neuen künstlerischen Talenten, gehörte Rebensburg zu einem der entscheidenden Katalysatoren des sich in Reutlingen formierenden Künstlerkreises. In den regelmäßigen Ausstellungen beschränkte er sich nicht auf die lokalen Künstler, sondern stellte zudem zeitgenössisch bedeutende

Künstler aus Stuttgart und München aus.⁵⁰ Rebensburg eröffnete Laage erstmals die Möglichkeit, in seinen Ausstellungsräumen einen großen Überblick über sein Werk der kunstliebenden Öffentlichkeit in Reutlingen vorzustellen. Der Reutlinger General-Anzeiger berichtete im November 1919 anerkennend darüber und hob am Ende bezeichnenderweise Verdienste und Einmaligkeit der Porträtkunst hervor: „Als Holzschneider wird er mehr und mehr Impressionist und es erscheint ihm als wertvollste künstlerische Aufgabe, ohne vorbereitende Zeichnung ein menschliches Antlitz, lebensgroß, in seiner ganzen

⁴⁷ Das Achalm-Kunsthau in Reutlingen. Rückblick auf das erste Jahr seines Bestehens, Schwarzwälder Kreiszeitung vom 24. 11. 1919.

⁴⁸ Abbildungen in: A. Hagenlocher (wie Anm. 1), Kat.-Nr. 352 und 428.

⁴⁹ A. Rieth (wie Anm. 25), S. 160.

⁵⁰ In der am 24. 11. 1919 in der Schwarzwälder Kreiszeitung erschienenen Rezension über das erste Geschäftsjahr des Kunsthouses (wie Anm. 47) findet sich eine Auflistung der 30 Künstler, welche in diesem Jahr ausgestellt worden waren. Es handelt sich um die Stuttgarter Karl Schickhardt, Albert Kappis, Fritz Lang, Heinrich Eberhard, Ernst Gräser, Arthur Seufert, Martin Nicolaus, Amandus Faure, Hilde Böklen, Mark Jöll, Bernhard Pankok, die Münchner M. A. Stremel, Carla Pohle, Karl Caspar, Maria Caspar-Filser. Weiter ist bekannt, dass das Kunsthaus im November 1920 eine umfassende Ausstellung von Aquarellen von Hermann Hesse zeigte, vgl. Heidi Stelzer: Reutlingen in den Zwanziger Jahren. Die Zeit von Kriegsende 1918 bis zu Hitlers Machtübernahme im Januar 1933, Reutlingen 2001, S. 29 f.

seelischen Ladung, mit dem Hohlmesser aus der blanken Holzplatte herauszuholen – hier erreicht ihn kein künstlerischer Konkurrent der Gegenwart.“⁵¹

Der 1918 entstandene Schwarz-Weiß-Holzchnitt von Heinrich Rebensburg (Abb. 12) zählt zu den beeindruckendsten Werken von Laages Porträtkunst. Laage verbindet hier die natürliche Holzmaserung als Gestaltungsmittel mit dem Bildmotiv. Die Schulterpartien Rebensburgs verschwinden bereits in der weiß-schwarzen Maserung des Hintergrundes. Es ist ein Ineinander von Technik, Inhalt und Form und es ist die Frage nach der Dominanz, ein Ringen und Ergänzen von Vordergrund zum Hintergrund, von Verschwinden und Erscheinen. Auf diese Weise wird das Bild eines tiefgründigen, intellektuellen Charakters gezeichnet.

Das Verhältnis von Laage zu Rebensburg war von gegenseitiger Wertschätzung geprägt. So war es auch Laage, den Rebensburg mit einem Titelholzchnitt für seine neue Kunstzeitschrift „Achalm“ betraute (Abb. 13). Laage kam dieser Aufgabe nach und vereinte Marienkirche und Achalm, zwei der zentralen Wahrzeichen der Stadt Reutlingen, zu einer Stadtansicht. Der vereinfachte und in seiner Perspektive idealisierte, als Gebrauchsgrafik gestaltete Holzschnitt zierte fortan, im Sinne heutiger Corporate Identity, auch den Briefkopf des Kunsthouses Achalm.

Reutlingen – Porträt einer Stadt

Neben der intensiven Auseinandersetzung mit Menschen aus seinem sozialen Umfeld beschäftigte sich Laage mit Vorliebe mit seiner örtlichen Um-



Abb. 13: Holzchnitt von Wilhelm Laage als Titelblatt der von Rebensburg 1918 herausgegebenen Kunstzeitschrift „Achalm“.

⁵¹ H. Stelzer (wie Anm. 50), S. 20, Reutlinger General-Anzeiger vom 29. 11. 1919.



Abb. 14: „Die Eisenbahn nach Reutlingen“ – eine Stadtansicht, die Laage 1908 kurz nach seinem Umzug nach Reutlingen malte.

gebung.⁵² Vor allem Landschaftsporträts nehmen in seinem Œuvre einen wichtigen Platz ein, es gibt aber auch eine ganze Anzahl interessanter Stadtporträts von Reutlingen.

In Laages Werk war zu Beginn seine Leidenschaft für die norddeutsche Küstenlandschaft unverkennbar, nach seinem Umzug 1907 nach Süddeutschland war sein neuer Wohnort Reutlingen mit Umland Thema seiner Kunst. Eines der ersten Gemälde aus dieser Zeit ist mit „Die Eisenbahn nach Reutlingen“ (Abb. 14) betitelt.

Mit dem gewählten Motiv scheint Laage seinen ersten Eindruck von der neuen Stadt festgehalten zu haben. Von Reutlingen ist lediglich der Stadtrand, die Tübinger Vorstadt mit den ersten Häusern im Mittelgrund und am linken Rand des Gemäldes zu sehen. Im Hintergrund erhebt sich der Achalberg als eine Art geographischer Umrahmung über der Stadt, aus welcher Fabrik-schlote und der Turm der Marienkirche schemenhaft klein auf der rechten Bildhälfte hervorragen. Bildbestimmend verlaufen von der rechten unteren

⁵² Laage setzte sich in vielen seiner Werke intensiv mit Landschaft auseinander und legte besonderen Wert auf deren Ausdruck. Dazu Daria Stelzer: Wilhelm Laage. Landschaft und Ausdruck, unveröff. Bachelorarbeit, München 2017.

Abb. 15: Das Ölgemälde „In der Sonne“ von 1916 zeigt den Blick aus Laages Wohnung in der Lederstraße 100: Vom Oberen Bollwerk (rechts) über die rückwärtigen Häuser der Spiegelstraße zu den Häusern der Marchtalerhofstraße (vorne links). Im Hintergrund das Grün des Spiegelgartens und die Marienkirche.



Bildecke drei Gleise der Bahnstrecke Tübingen–Reutlingen in einem leichten Bogen hinein in die Stadt. Zwei der Gleise sind befahren: Auf dem mittleren Gleis befindet sich eine Dampflokomotive auf stadtauswärtigem Wege und gleich daneben auf dem rechten Gleis stadteinwärts die kleinere Nahverkehrsbahn.⁵³ Auf der unteren linken Bildhälfte erstrecken sich parallel zum unteren Bildrand grüne Wiesen, Gärten und braune Äcker mit kleinen Menschenfiguren im Gespräch vertieft oder bei der Arbeit, welche dem Ort eine belebte Atmosphäre verleihen. Auf der Wiese im linken Bildvordergrund ist eine kleine Staffagegruppe von zwei Personen zu erkennen, die eine wie sich ausruhend auf der Wiese sitzend, die andere zum Betrachter hin aufgerichtet, als würde sie dem Neuankömmling interessiert entgegenschauen. Dem Betrachter bietet sich die ganze Szenerie von einem erhöhten Standpunkt, was den noch distanzierenden Blick eines eben Ankommenden widerspiegelt. Der in diesem Gemälde von Laage festgehaltene erste Eindruck von seiner neuen Heimat Reutlingen, charakterisiert die Stadt als eine für diese Zeit typische aufstrebende Industriestadt mit ihren Fabrikschlotten, von Rußpartikeln durchzogener Luft und der modernen Verkehrsanbindung mittels Dampflokomotive und Schienennetz. Mit der Achalm und der Marienkirche bringt Laage hier bereits zwei wesentliche Wahrzeichen Reutlingens in seine Stadtansicht.

⁵³ Stadt, Bild, Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus 5 Jahrhunderten. Katalog und Ausstellung zum Stadtjubiläum „900 Jahre Reutlingen“, bearb. von Heinz Alfred Gemeinhardt; Werner Ströbele, Reutlingen 1990, S. 256.

Auch in den folgenden Jahren wurde die Stadt immer wieder zum Gegenstand künstlerischen Ausdrucks in Laages Schaffen. Damit verband Laage keinen dokumentarischen Anspruch, sondern verfolgte einen für das angebrochene Zeitalter der Moderne entsprechend eigenwilligen, individuell-subjektiven Ansatz. Die in den folgenden Jahren entstehenden Reutlinger Stadtansichten, Gemälde und Holzschnitte zeigen eine Perspektive seiner jeweiligen persönlichen Wohnsituation. Sie geben aus Sicht des Künstlers einen privaten Blick auf die Stadt, ihre Atmosphäre und das Lebensumfeld ihrer Bewohner wieder. Das Ölgemälde „In der Sonne“ von 1916 (*Abb. 15*) vermittelt hiervon einen guten Eindruck. Laage war im Oktober 1914 in die Lederstraße 100 gezogen.

Dieses Gemälde zeigt nun einen Blick aus dem neuen Domizil der Familie. Von diesem heißt es in den Erinnerungen: „Sie [Familie Laage] hatten dort die geräumige Dachwohnung mit großer Dachterrasse [...]. Im Sommer lebten sie auf dieser Terrasse, sie hatten dort viele Kübelpflanzen stehen.“⁵⁴ Die roten Blumen am vorderen Bildrand lassen ein klassisches Fenstermotiv lediglich erahnen und tragen zu der intimen Wirkung des Bildes bei. Laage liebte Blumen und speziell Rosen.⁵⁵ Erneut ist vom Künstler für den Betrachter ein erhöhter Standpunkt gewählt worden, der diesmal jedoch im Vergleich zum Gemälde von 1908 eine konträre Wirkung für den Bildeindruck bewirkt. Er bringt nun nicht die distanzierte Haltung eines Neulings zum Ausdruck, sondern die behagliche Vertrautheit in den eigenen vier Wänden. Laage hält vom heimischen Balkon oder Fenster aus den Blick auf die Stadt fest: Von der Leder- und Marchtalerhofstraße über einen sonnenbeschienenen Platz mit einzelnen Menschen wie flanierenden Staffagen im Bildvordergrund, dem Spiegelgarten und den sich daran anschließenden Häusern der ehemaligen Spiegelstraße im Bildmittelgrund und zu guter Letzt im Bildhintergrund, hinter Bäumen hervorragend, die südliche Marienkirche mit Westturm, beiden Osttürmen und Teilen vom Dach des Langhauses die Stadtsilhouette gen Himmel abschließend.

Der besondere Reiz des Bildes besteht in der Spannung zwischen dem unspektakulär gewählten Bildmotiv und der selbstbewussten Umsetzung mit einem kräftigen Pinselduktus und einer klaren, intensiven Farbgebung. Die warmen Farben der Häuser und Straßen leuchten von der Mittagssonne angestrahlt und verleihen mit dem blau-bewegten Himmel der Stadtansicht ein südländisch anmutendes Flair. Über der friedlich ruhenden Stadt zieht der Wind eilig dahin, eine Andeutung der Schrecken des damaligen Weltkrieges? Laage, der nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurde, hatte lediglich ein oder zwei Wochen unter der Unterführung der Eisenbahnbrücke in Betzingen Pos-

⁵⁴ H. Stelzer (wie Anm. 8), S. 11.

⁵⁵ Zahlreiche Rosen-Stilleben in Laages Werk veranlassten Ludwig Zoepf, ihn als den „Maler der Rosen“ zu bezeichnen, vgl. L. Zoepf (wie Anm. 1), S. 84.

ten zu stehen.⁵⁶ Die Stadtansicht, die er hier von Reutlingen in Öl auf Leinwand malt, ist eine für Laages Kunst charakteristische, von Wetter und Jahreszeit getragene, ausdrucksvolle Stimmungsansicht.

Von der gleichen Perspektive aus der Wohnung in der Lederstraße, jedoch diesmal im Hochformat auf die Marienkirche hin zugeschnitten, zeigt sich der für den Gedichtband „Wolke, Wiese, Welt“ entstandene, kleine Holzschnitt „Schwäbische Stadt“ von 1917 (Abb. 16).⁵⁷

In expressiv-bewegtem Schnitt gelingt es Laage auf künstlerisch beeindruckende Weise, den Klang der Kirchenglocken durch den Kirchturm umgebende, konzentrisch nach außen gerichtete Kreissegmente am Himmel zu visualisieren. Der mit Fahnen geschmückte Kirchturm stellt eine ungewöhnliche und seltene Abbildung des Wahrzeichens von Reutlingen dar. Ausgehend von dem Entstehungsjahr des Holzschnittes, vermutlich gegen Ende 1917, gibt die Chronik der Stadt Reutlingen von Rudolf Finckh mögliche Hinweise.⁵⁸ Dort wird eine Vierhundertjahrfeier der Reformation vom 31. Oktober bis zum 5. November als ein besonders festliches Ereignis geschildert.⁵⁹ Gut möglich, dass Laage diese von seiner Wohnung in der Lederstraße aus miterlebte und als Inspiration für seinen Holzschnitt nahm. Das vom Titel her zugeordnete Gedicht Elisabeth Rupp's „Schwäbische Stadt“ bietet indessen interessanter-



Abb. 16: Laage wählte 1917 als Motiv für seine Illustration für den Gedichtband von Elisabeth Rupp eine Stadtansicht Reutlingens. Die Marienkirche ist mit Fahnen festlich geschmückt.

⁵⁶ H. Stelzer (wie Anm. 8), S. 11.

⁵⁷ Elisabeth Rupp: *Wolke, Wiese, Welt*. Neue Gedichte von Elisabeth Rupp. Mit 6 farbigen Holzschnitten von Wilhelm Laage, Stuttgart–Berlin 1918, S. 23.

⁵⁸ In der Briefkorrespondenz mit Gustav Schiefeler berichtet Laage in einem Brief vom 14. 2. 1918 von den Holzschnitten für den nun im Druck befindlichen Gedichtband von Elisabeth Rupp. Da Laage generell sehr gerne im Winter seine Holzschnitte anfertigte, bestärkt zusätzlich die Vermutung einer Datierung auf Ende 1917, vgl. dessen Brief an Gustav Schiefeler vom 14. 2. 1918, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefeler, Korrespondenz, NGS B 36, 1918, 1 155–156, S. 3.

⁵⁹ StadtA Rt., DB 3468a Rudolf Finckh: *Chronik der Stadt Reutlingen 1901–1918* Transkription und Register, bearb. von Heidi Stelzer, Reutlingen 1997, S. 500–502; Wilhelm Borth: *Reutlinger Reformationsgedenken im 19. Jahrhundert und die Säkularfeiern von 1917 und 1924 in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang*, in: RGB NF 57 (2018), S. 421–431.



Abb. 17: Der Holzschnitt von 1913 gibt spiegelverkehrt den Blick vom Wohnhaus (Karlstraße 22) der Schwiegereltern Laages in den anliegenden Garten mit Pavillon wieder. 1923 zieht Laage hier ein.

weise keine vergleichbaren Anknüpfungspunkte für eine solche Interpretation.⁶⁰

Eine solche Beobachtung verweist auf einen spannenden Aspekt in Laages Stadtansichten. Auch wenn Laage mit ihnen kein dokumentarisches Anliegen verfolgte, besitzen seine Stadtansichten durchaus einen stadt- und baugeschichtlichen Wert.⁶¹ Das Gemälde „In der Sonne“ (*Abb. 15*) zeigt, wie auch der genannte Holzschnitt (*Abb. 16*), beispielsweise einen Teil Reutlingens rund um die Marchtalerhofstraße mit Spiegelstraße und Spiegelgarten, den es inzwischen so nicht mehr gibt und dessen Bezeichnung aus der Stadtkarte verschwunden ist.⁶² Statt des prächtigen Gartens befindet sich dort heute die an das Friedrich-List-Gymnasium anschließende Oskar-Kalbfell-Sporthalle.

Ein ähnliches Schicksal ereilte auch den von Laage sowohl in Ölfarbe als auch im Holzschnitt (*Abb. 17*) festgehaltenen Kurtz'schen Garten mit seinem dekorativen Pavillon in der Karlstraße 22.

⁶⁰ E. Rupp, Wolke, Wiese, Welt (wie Anm. 57), S. 21.

⁶¹ Auftragswerke wie die Holzschnitt-Serie für das 100. Jubiläum der Textilfirma Ulrich Gminder (vgl. die Abbildungen in: A. Hagenlocher (wie Anm. 1), Kat.-Nr. 242–255) dokumentieren ebenfalls ein Stück Stadtgeschichte, wenngleich der Künstler hier „in der Auffassung u. Wahl der Motive“ nicht frei, sondern sich nach den Vorstellungen der Auftragsgeber richten musste, so Wilhelm Laage an Schiefler in einem Brief vom 12. 4. 1917, Staats- und UB Hamburg, Nachlass Gustav Schiefler, Korrespondenz, NGS B 34, 1917, 1 150, S. 1 f.

⁶² Hierzu auch Karl Keim: Reutlingen. Bilder, Berichte, Erinnerungen, Reutlingen 1957, S. 30–34.

Das zum angelegten Garten zugehörige Wohnhaus und die Metalltuchfabrik Hermann Wangner waren 1863 von Laages Schwiegervater Adolph Kurtz gekauft worden. Im Frühjahr 1923 zog Laage infolge der Inflation mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter Fanny Kurtz hier ein. Bereits 1914 hatte ihm sein Schwager Karl Kurtz zu einem eigenen geräumigen Atelier im benachbarten Shedbau der Firma Wangner verholfen. Nach den Ansprüchen des Künstlers umgebaut und eingerichtet, mit genügend Platz für alle Künstlerutensilien, großen Fenstern und hellem Oberlicht in Richtung Kaiserstraße, trug dieses Atelier wesentlich zu Laages Wohlbefinden in Reutlingen bei. Laage wusste auch den Pavillon im angrenzenden Garten nicht nur als Motiv für seine künstlerische Tätigkeit zu nutzen, er arbeitete darin, je nach Jahreszeit und Wetter, häufig.⁶³ Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg von Bomben zerstört. Heute befindet sich dort ein Einkaufszentrum.

Dass es Laage im Grunde nicht um eine minutiös-dokumentarische Visualisierung der örtlichen Gegebenheiten ging, beziehungsweise eine solche gerade im Holzschnitt der Technik untergeordnet wurde, sieht man auch daran, dass manche dieser Holzschnitte spiegelverkehrt wiedergegeben sind. Dazu kommt, dass die Titel wie „Aus Reutlingen“ oder „In der Sonne“ häufig nicht hilfreich sind. Ohne die Kenntnis von Laages konkreter Wohnadresse können seine Ansichten der Stadt für den Betrachter unserer Tage mitunter eine Herausforderung darstellen, weil seine gewählten Bildausschnitte, obgleich weitestgehend wirklichkeitsgetreuer Visualisierung verpflichtet, nicht den üblichen „touristischen“ Ansichten entsprechen und sich das Erscheinungsbild der Stadt in den vergangenen 100 Jahren, wie an den Beispielen aufgezeigt, in dieser Hinsicht oft beträchtlich wandelte. Die ungewohnten Ansichten Reutlingens als aufstrebende Industriestadt unter dem Dunst rußender Fabriksschlote oder der unvertraute Blick auf die heute dicht von Autos befahrene Lederstraße (*Abb. 18*) als ein noch großzügiger, von jungen Bäumen flankierter Boulevard gefallen nicht nur künstlerisch, sondern zeichnen und bewahren auch ein Stück der Stadtgeschichte bis heute.

Laage hielt selten das Stadtleben an sich fest. Eine Ausnahme könnte der Holzschnitt „Seiltänzer bei Nacht“⁶⁴ von 1906 sein, welcher ein artistisches Schauspiel zwischen einem Schuppen und Häusern unter freiem Nachthimmel festhält. In seinen Erinnerungen berichtet Karl Keim von solchen regelmäßig stattfindenden Vorstellungen auf dem Ledergraben und führt namentlich den Zirkus Knie als Urheber dieser Spektakel an.⁶⁵ Nachdem Laage erst 1907 nach Betzingen zog, ist dieser Holzschnitt von 1906 wahrscheinlich bei einem Besuch seiner Schwiegereltern in Reutlingen entstanden.⁶⁶

⁶³ H. Stelzer (wie Anm. 8), S. 11.

⁶⁴ A. Hagenlocher (wie Anm. 1), Nr. 62.

⁶⁵ K. Keim (wie Anm. 62), S. 81–83.



Abb. 18: Die Lederstraße 1916. In dem Ölgemälde „Tauwetter“ hielt Laage die Perspektive von seiner Wohnung aus fest. Die heutige Autoschneise vermittelte damals den Eindruck eines großzügigen, mit Bäumen besetzten Boulevards.

In all den für Laage typischen Stadtansichten bleiben die Menschen lediglich Staffagen. Das Hauptaugenmerk gilt der Stadt selbst, welche damit zum Modell des Porträtmalers wird. Während es beim klassischen Personenporträt Mimik, Haltung und Mode der Gezeigten sind, die dem Betrachter einen Eindruck von ihrem Gegenüber auf Papier oder Leinwand vermitteln, ist es die Summe mehrerer Ansichten, welche es ermöglichen, die Stadt in ihrem Wesen besser zu erfassen, ja durch die Augen des Künstlers zu erfahren.

Dass dieser auch einen ausgesprochen humorvollen Bezug zu Reutlingen zu pflegen wusste, beweist abschließend eine Reutlinger Ansichtskarte (*Abb. 19*), welche der Künstler mit Familienangehörigen 1911 an den Schwager Eugen Bantlin in Antwerpen als Bedankung für einen Schaumwein der Firma G. H. Mumm u. Co. sandte. Laage zeichnete hier mit schwarzer Tinte verschiedene menschliche Figuren in die fotografische Abbildung mit dem Reutlinger Postamt auf der linken Seite des Bildhintergrundes, der von links nach rechts durch die Bildmitte verlaufenden Bahnlinie, der Brücke „Unter den Linden“ und dem Karlsplatz im rechten Bildhintergrund. Die steril-nüchterne Fotografienansicht erfährt so eine sichtliche Belebung und lässt amüsiert schmunzeln. Wie Statisten eines Theaterstückes zeichnet Laage seine Miniaturkarikaturen den Örtlichkeiten situativ angepasst in die gegebene Stadtlandschaft: Unter anderem zu sehen sind eine mit Reisegepäck an den Gleisen auf

⁶⁶ Ein solcher Besuch ist von Anfang April bis nach Pfingsten in diesem Jahr in dem Briefwechsel Laages mit Karl Hofer, einem Studienfreund, erwähnt, vgl. Laage an Hofer, 26. 5. 1906, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, K 2962g, S. 4 f.



Abb. 19: Ansichtskarte von Wilhelm Laage an seinen Schwager Eugen Bantlin 1911 nach Antwerpen.

den Zug nach Antwerpen Wartende, ein alter Mann mit Stock, ein im Schatten der Brückenunterführung Schutz suchendes Liebespaar, daneben ein Mann mit Leiterwagen. Auf dem rechten Brückenpfeiler steht eine entblößte Frau, wohl als eine die Brücke zierende Figur gedacht, während am unteren Ende des Brückenpfeilers ein Herr in Seelenruhe seine Notdurft verrichtet. An der seitlichen Balustrade zur Brücke finden sich zwei weitere Figuren, die eine, sich auf die Balustrade stützend, die Szenerie betrachtend, die andere bereits darüber geklettert und nun wankend, im Begriff den Weg hinab zu nehmen.

Gerade diese zuletzt noch vorgestellte Postkarte demonstriert treffend, wie Laage seine Lebensumwelt und seine Mitmenschen auffassen konnte und er fähig war, seine Eindrücke mittels seines künstlerischen Ausdrucks festzuhalten und weiterzugeben.

Die Reutlinger Christuskirche von 1935/36 und ihr Architekt Hannes Mayer*

Bärbel Schwager

Die Christuskirche ist eine Dominante in der Tübinger Vorstadt und veranschaulicht ein bemerkenswertes Kapitel Reutlinger Kirchengeschichte. Die folgenden Seiten beleuchten die Baugeschichte und versuchen eine Einordnung in das Werk des Architekten Hannes Mayer (1896–1992). Die Kirche dokumentiert in charakteristischer Weise den traditionalistischen Sakralbau der 1930er Jahre in Württemberg. Im Gegensatz zu vielen anderen Bauwerken dieser Zeit ist sie relativ unbeschadet durch den Zweiten Weltkrieg gekommen und bis heute überliefert (*Abb. 1*). Der Reutlinger Gesamtkirchengemeinderat¹ brachte mit diesem Bauprojekt, trotz der „zeitgemäßen“ Gestaltung, seine Distanz sowohl zum Nationalsozialismus als auch zu den „Deutschen Christen“ zum Ausdruck. Überdies entfaltet die Christuskirche eine markante städtebauliche Wirkung innerhalb der Tübinger Vorstadt, deren Erweiterung sie maßgeblich beeinflusste. Schließlich verbesserte die Christuskirche die Bedingungen für Kirchenmusik in Reutlingen sehr und war einer der Wirkungsorte des renommierten Dirigenten Hans Grischkat.

Während neuerdings der Kirchenbau der 1950er bis 1980er Jahre verstärkt in den Fokus tritt, ist zu betonen, dass bereits mit Beginn des 20. Jahrhunderts bis weit in die 1930er Jahre hinein im Sakralbau ein starkes Suchen nach neuen Gestaltungsformen zu einer Vielzahl neuartiger Bauwerke führte. Wie ordnet

* Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den die Verfasserin am 9.4.2019 beim Reutlinger Geschichtsverein gehalten hat.

¹ Im Folgenden GKGR. Weitere Abkürzungen: DA = Dekanatsarchiv / Ev. GKGR Stgt. = Gesamtkirchengemeinderat Stuttgart / KGR = Kirchengemeinderat / OKR = Oberkirchenrat / TKGR = Teilkirchengemeinderat / TH = Technische Hochschule. Abgekürzte Literatur: Kirchweihheft = Evangelisches Gemeindeblatt für Reutlingen 48 vom 28. 11. 1936 (Festnummer zur Einweihung der Christuskirche) / TK, FS 1988 = Ev. Thomasgemeinde Kaltental und Dachswald, Gemeindebrief Nr. 81, September 1988 (Jubiläums-Ausgabe) / CK, FS 1961 = Christuskirchengemeinde Reutlingen (Hrsg.), 25 Jahre Christuskirche Reutlingen, Reutlingen 1961 / Rektoratsübergabe = N. N.: Professor Hannes Mayer, in: Rektoratsübergabe 1977 (Schriften der Fachhochschule für Technik Stuttgart, Heft 34), Stuttgart 1977. Zur Zitierweise der Überlieferung im LKA Stuttgart: Die Bauakten zur Christuskirche sind unpaginiert. Teilweise finden sich eingelegte Zettel des Dekans Friz mit ordnenden Stichworten, die bei den häufiger zitierten Akten in Anführungszeichen der Signatur angefügt werden.



Abb. 1: Die Christuskirche um 1936 von Südwesten. Der Neubau steht noch allein und maßstabslos auf dem Gelände des einstigen Auffüllplatzes.

sich die Christuskirche als aussagekräftiges Kulturdenkmal in dieses Umfeld ein?²

Für den Architekten Hannes Mayer stellt das 1936 eingeweihte Bauwerk seinen ersten abgeschlossenen Kirchenbau dar. Diese Gattung entwickelte sich zu seinem primären Tätigkeitsfeld. Seine Hauptschaffenszeit fällt in die 1950er Jahre, begünstigt durch den großen Bedarf an Wiederaufbauten bzw. Neubauten nach den Kriegszerstörungen auch im kirchlichen Bereich.

Zur Vorgeschichte des Kirchenbauprojekts

Bei der Christuskirche verhielt es sich wie bei vielen kirchlichen Bauvorhaben in den 1930er Jahren: Die Vorgeschichte reicht oft sehr weit zurück und stellt eine Reaktion dar auf das allgemeine Bevölkerungswachstum durch die Industrialisierung vor und nach der Jahrhundertwende. Unterbrochen wurden

² Dieser Aufsatz konzentriert sich vorrangig auf die Architektur der Kirche; eine kunsthistorische Auseinandersetzung auch mit ihrer Ausstattung würde hier zu weit führen. Vgl. dazu: Ernst-Ulrich Schmidt: Die Christuskirche in Reutlingen. Ein Gesamtkunstwerk von zeitgeschichtlicher Bedeutung – 1936 bis 2006, Reutlingen 2006 (im Folgenden: Festschrift 2006).



Abb. 2: Ausschnitt aus dem amtlichen Stadtplan von 1925. Die Katharinenkirche befindet sich oben rechts im Friedhof Unter den Linden. Ihre Filiale, die Christuskirche, wurde an der Ecke nördliche Lohmühlestraße/Benzstraße errichtet. Anfangs bestand eine direkte Sichtbeziehung zwischen beiden Sakralbauten.

die Bemühungen durch den Ersten Weltkrieg und die wirtschaftlichen Nöte der zwanziger Jahre. In Reutlingen wurden die Katharinenkirche und die Leonhardskirche 1908 zu Zentren selbstständiger Kirchengemeinden³ und ergänzten die Hauptgemeinde der Marienkirche. Nordwestlich der Altstadt und jenseits der Bahnlinie erstreckte sich die Katharinenkirchengemeinde, die mit ihrer ursprünglichen, 1890 erbauten Friedhofskirche mit einer Anzahl von 400 Sitzplätzen und ohne weitere Räumlichkeiten nur unzureichend ausgestattet war, um mit gezielter Gemeindearbeit auf die mehrheitlich kirchenferne Arbeiterschaft zugehen zu können.⁴ Daher forderte ihr Kirchengemein-

³ Ellen Pietrus: Die Kirchenneubauten von Heinrich Dolmetsch. Ein Architekt im Königreich Württemberg, in: RGB NF 40 (2001), S. 125–228, hier S. 143 für die Leonhardskirche und S. 134 für die Katharinenkirche.

⁴ Roland Deigendesch: Die Ursprünge liegen im Dunkeln, in: Katharinen Magazin, Reutlingen 2016, S. 1–4, hier S. 3. Zum Einzugsbereich der Katharinengemeinde zählte auch das Gmin-

derat 1925, man solle sich einen Bauplatz sichern für eine zweite Kirche in dem Stadtteil „unterhalb der Hermann-Kurz-Schule“⁵, für den gerade der Bebauungsplan abgeändert wurde, zumal man schon vor Jahren über einen Kirchneubau in den Unteren Bösmannsäckern nachgedacht habe.

Ein Stadtplan aus demselben Jahr (*Abb. 2*) zeigt, wo sich in der Tübinger Vorstadt ab dem Ende des 19. Jahrhunderts bereits eine dichte Wohnbebauung entwickelt hatte, an die sich 1913 die besagte Volksschule anschloss. Das Gebiet war stark geprägt von zahlreichen Fabriken, die sich entlang der Echaz hinzogen, und zeigte darüber hinaus verstreute kleingewerbliche Gebäude. Westlich der Schule fällt eine große Freifläche auf, die von einer ehemaligen Kiesgrube herrührte. Deren Verfüllung mit Bodenaushub von diversen Bauprojekten unter städtischer Regie ist schon ab 1900 belegt, ebenso wie Versuche, ihren Missbrauch als wilde Deponie für Hausmüll und übel riechende Abfälle zu unterbinden.⁶ Für das Areal direkt neben der Schule beantragte der GKGR 1930 bei der Stadt eine Bauplatzreservierung.⁷ Bedingt durch die schlechte wirtschaftliche Situation, aber auch wegen wechselnder Erwägungen des städtischen Bauamts, zog sich der Grundstückskauf noch bis April 1934 hin.⁸ Den schlechten Untergrund, der besondere Fundamentierungen

dersdorf, die im Wesentlichen zwischen 1903 und 1908 entstandene Arbeitersiedlung der Textilfirma Ulrich Gminder, die mit ihren fast 900 Bewohnern eine besondere Aufgabenstellung für die kirchliche Betreuung bedeutete. S. dazu Gabriele Howaldt: Die Arbeiterwohnkolonie Gmindersdorf in Reutlingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2 (1973), S. 26–33, hier S. 27.

⁵ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, TKGR-Protokoll vom 16. 03. 1925, S. 101.

⁶ StadtA Rt., Tiefbauamt, Nr. 298. 1928 machte Walter Kleinfeldt ein Foto aus der Vogelperspektive von dem bereits aufgeschütteten Gelände, das als Gartenland verpachtet war, und der noch vorhandenen Grube nahe der Schule. Es ist abgebildet in: Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Heimat zwischen Demokratie und Diktatur. Fotografien von Walter Kleinfeldt 1920–1945, Reutlingen 2018, S. 28.

⁷ StadtA Rt., Tiefbauamt, Nr. 213, Gemeinderatsprotokoll vom 8. 5. 1930, § 469. Drei Jahre zuvor waren im TKGR an dem Bauplatz Zweifel aufgetreten. Man erwog als Alternative ein Grundstück am Fuß des „Lerchenbuckels“, das ursprünglich zur Gemeinde gehörte. Konkret ging es um die östliche Ecke Lerchenstraße/Tübinger Straße (heute Konrad-Adenauer-Straße). Die Parzelle war im Besitz von Emil Gminder, dessen Frau Mitglied im TKGR war. S. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, diverse TKGR-Protokolle, S. 116 ff. Erst Anfang 1930 entschied man sich auf Basis einer Voruntersuchung des kirchlichen Bauberaters Paul Ehmann für den Standort direkt neben der Hermann-Kurz-Schule. Als die Stadt 1933 diese Fläche für einen Sportplatz freizuhalten gedachte, kam kurz auch die Grünanlage gegenüber, also südlich der Schule, als Kirchenstandort in Frage, was aber schnell wieder verworfen wurde, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 13. 7. 1933, S. 107.

⁸ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, Rechnungsbuch, S. 4, bzw. ebd., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 23. 4. 1934, S. 142. In der Zwischenzeit behalf sich die Katharinengemeinde seit 1932 wenigstens mit einer Holzbaracke an der Freiligrathstraße als Versammlungsraum („Sickenhäuser Dom“), s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 11. 11. 1932, S. 63, sowie Kirchweihheft, S. 4. In Stuttgart gab es übrigens für solche Überbrückungssituationen eine sog. Wanderkirche. Das war ein Fachwerkbau, der gleich mehreren Gemeinden als Behelf diente, s. Hermann Ehmer: Werdende Großstadt – wachsende Kirche. Die kirchliche Ent-

erforderte, nahm die Kirchengemeinde angesichts ihres kleinen Budgets in Kauf. Der Preis, den die Stadt verlangte, war mit 22.155 RM nicht extrem hoch und wurde sogar als Darlehen gestundet,⁹ allerdings wurde der Verkauf mit der Forderung eines städtebaulichen Gutachtens verbunden.¹⁰

Hauptakteur kirchlicherseits war Dekan Immanuel Friz (1872–1941), der 1927 von Ulm nach Reutlingen gekommen war und hier bis 1940, kurz vor seinem Tod, wirkte.¹¹ Friz hatte in Ulm bereits ein Kirchenbauprojekt betreut: Die Einweihung der Martin-Luther-Kirche von Theodor Veil erlebte er 1928 zwar nur als Gast, aber ihre Entstehung hatte er seit seinem dortigen Amtsantritt 1907 ausdauernd verfolgt.¹² So konnte er seine Erfahrungen in Reutlingen gut einbringen.

Einen wichtigen Impuls für konkretere Planungen gab die Verabschiedung des Gesetzes zur Verminderung der Arbeitslosigkeit vom 1. 6. 1933, von dem man sich ein Darlehen erhoffte.¹³ Dieser Ansatz zerschlug sich jedoch. Nach zähen anderweitigen Bemühungen war es schließlich möglich, die Christuskirche ganz ohne staatliche Gelder zu finanzieren.¹⁴

wicklung Stuttgarts zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg, in: BWKG 113 (2013), S. 227–274, hier S. 234 und Abb. S. 242. Möglicherweise hatte sich Dolmetsch bei der Reutlinger Leonhardskirche davon anregen lassen. Die Baracke im Reutlinger Baugebiet östlich der Sickenhäuser Straße dürfte weitaus schlichter gewesen sein.

⁹ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 4 f.

¹⁰ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 15. 12. 1933, S. 127.

¹¹ Frank Raberg: Biographisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm, Ulm 2010, S. 110 f. Ab 1928 versah Ernst Knapp die Stelle des 1. Pfarrers an der Katharinengemeinde, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, TKGR-Protokoll vom 30. 7. 1928, S. 125. Die Christuskirche bildete dann deren 1. Seelsorgebezirk, den Knapp bis zu seiner Versetzung nach Stuttgart am 1. 6. 1937 betreute, s. ebd., S. 194. Am 12. 1. 1938 trat Albert Plag seinen Dienst bei der Christuskirche an, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 14. 1. 1938, S. 270. Gleichzeitig wurde der Seelsorgebezirk der Christuskirche kirchlicherseits zur selbstständigen Teilkirchengemeinde aufgewertet, s. ebd., S. 274 ff. Die staatliche Anerkennung wie auch die offizielle Bestätigung durch den OKR erfolgten im März 1939; der neue TKGR wurde am 18. 6. 1939 gewählt, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll, S. 1 f.

¹² Ernst Hirzel: Goldenes Buch der Martin-Luther-Kirche, Pfullingen 1963, Nachdruck der Martin-Luther-Gemeinde Ulm, S. 26. Dort findet sich auch eine ausführliche Schilderung der Persönlichkeit von Friz, der im erst neu entstehenden Weststadtviertel mit der dortigen Arbeiterschaft offenbar gut umgehen konnte. S. zu dieser Kirche aus jüngster Zeit Volker Bleil: Die Martin-Luther-Kirche in Ulm, Ulm 2018.

¹³ Bereits im Jahr 1928 war ein Kirchbaufonds aufgelegt worden, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 2 f. Bis 1933 wies er aber nur 65.000 RM auf und die Oberamtssparkasse Reutlingen vergab keine Kredite mehr, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 29. 9. 1933, S. 117 f. Daher versuchte man zunächst, sich dieses arbeitsmarktpolitischen Instruments zu bedienen.

¹⁴ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 114. Am Tag der Einweihung zeigte sich Landesbischof Wurm in seiner Tischrede erleichtert, dass die Christuskirche „ganz aus eigener Kraft“ errichtet werden konnte, s. Reutlinger General-Anzeiger vom 30. 11. 1936. Eine sehr große Hilfe war dabei ein Darlehen über 50.000 RM, das Luise Wagner, die Witwe des Fabrikanten Gustav Wagner, der Kirchenpflege gewährte, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 3. S. zur

Planungsgeschichte

Nachdem am 23. Juli 1933 der Reutlinger GKGR neu gewählt worden war,¹⁵ trieb Dekan Friz das Bauprojekt mit Nachdruck voran. Ende September unternahm er zusammen mit dem KGR der Katharinengemeinde zwei nachmittägliche Orientierungsreisen zu neuen Kirchenbauten in der Region.¹⁶ Besucht wurden insgesamt sechs Stationen, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf der Ebinger Friedenskirche lag. Tags darauf ging es in den Großraum Stuttgart, u. a. zur Kreuzkirche nach Hedelfingen, zum gleichnamigen Bauwerk in Heschach sowie zur Brenzkirche. Das waren hochmoderne Sakralbauten, aber als einzige schriftliche und auch nur indirekte Reaktion auf das Gesehene hält das Protokoll der unmittelbar folgenden GKGR-Sitzung die Bevorzugung eines zweigeschossigen Bauwerks für Kirche und Saal fest.¹⁷ Und dies ist tatsächlich eine formale Gemeinsamkeit fast aller besichtigten Kirchen. Der GKGR formulierte als Bedarf einen 900 bis 1000 Sitzplätze umfassenden Kirchenraum sowie einen Saal „zu aussergottesdienstlichen Veranstaltungen“,¹⁸ was bereits andeutete, dass das Projekt auch Aspekte eines Gemeindezentrums aufweisen sollte.¹⁹ Im Oktober stellte Friz Landesbischof

Finanzierung auch LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1029. Ab dem Frühjahr 1935 wurde durch Zeitungsartikel um Stiftungen für die Innenausstattung geworben. Zur Einweihung stellte die Kirchenpflege eine Liste der Personen zusammen, die deswegen als Ehrengäste einzuladen waren, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1030. Schlussendlich hat die Christuskirche rund 319.000 RM gekostet, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 114. Dazu kamen noch die Kosten für den Bauplatz (rund 22.150 RM) und den Architekten-Wettbewerb (4500 RM).

¹⁵ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, erste Sitzung des neuen GKGR am 1. 9. 1933, S. 109 ff.

¹⁶ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024, Rohbau, Einladung von Friz und Knapp vom 22. 9. 1933 zu den Besichtigungen am 27. und 28. 9. 1933.

¹⁷ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll am 29. 9. 1933, S. 121. Der KGR der Katharinengemeinde hatte sich allerdings bereits in seiner Sitzung am 12. 7. 1933 erste Gedanken zum Bauumfang gemacht und schon vor der Reise die Ebinger Friedenskirche als „Ideal-lösung“ bezeichnet, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, S. 166 f. Sie war 1931/32 von der dortigen Firma F. & W. Baur nach Entwurf des Ebingers Hermann Baur gebaut worden. Übrigens war in unmittelbarer Reutlinger Nachbarschaft in Eningen unter Achalm erst 1929/30 die Andreaskirche auf zwei Geschossebenen ausgeführt worden, und zwar vom selben Architekturbüro wie bei der Heschacher Kreuzkirche, von Rudolf Behr und Karl Oelkrug, s. Evangelisches Gemeindeblatt für Eningen, Nr. 41 vom 12. 10. 1929, S. 4. Sowohl in Eningen als auch in Heschach war dies von einer Hanglage begünstigt. Dagegen ist die Friedenskirche auf ebenem Grund quasi aufgesockelt.

¹⁸ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 29. 9. 1933, S. 120.

¹⁹ Schon 1891 hatte der sächsische Pfarrer Emil Sulze die Abkehr von lediglich prächtigen Sakralbauten hin zu flexibel einsetzbaren Gemeindehäusern postuliert, um so besser sozialgemeinschaftliche Aufgaben erfüllen zu können, s. Reinhard Lambert Auer: Theodor Fischers Kirchenbauten in Württemberg, in: Rose Hajdu; Dietrich Heißenbüttel: Theodor Fischer – Architektur der Stuttgarter Jahre, Tübingen–Berlin 2018, S. 25–29, hier S. 29. Ähnlich argumentierte 1911 der frühere „Käppeles“-Pfarrer und spätere Reutlinger Prälat Jakob Schoell mit einer pragmatischen Schrift zu einem evangelischen Gemeindepflege-Konzept, s. Rudolf Roosen: Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel (Arbeiten zur Prakti-

Theophil Wurm, seinem direkten Amtsvorgänger im Reutlinger Dekanat, das Kirchenbauprojekt vor und bat um Unterstützung.²⁰ Das geforderte städtebauliche Gutachten würde Paul Schmitthenner (1884–1972), Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart sowie renommierter Architekt, beisteuern, und für bauliche Entwürfe müsse ein Wettbewerb unter den Architekten vor Ort sorgen. Als das Dossier des Baumeisters auf sich warten ließ, lockte Friz Schmitthenner im November 1933 mit dem Angebot, auch den Vorsitz des Preisgerichts zu übernehmen.²¹ Mit seiner Zusage verband Schmitthenner die Forderung, im Rahmen des Wettbewerbs auch einen Plan zum räumlichen Umfeld der Kirche vorzulegen²² und ihn auch für Architekten außerhalb Reutlingens zu öffnen. Auf diese Weise brachte er drei seiner früheren Assistenten bzw. Mitarbeiter ins Spiel²³ – u. a. Hannes Mayer – und beeinflusste damit das spätere Erscheinungsbild der Christuskirche maßgeblich.

Schmitthenner²⁴ hatte gleich nach der November-Revolution 1918 und noch vor der Bauhaus-Gründung 1919 zusammen mit Paul Bonatz begonnen, das Architekturstudium an der TH Stuttgart zu erneuern.²⁵ Eine fundierte

schen Theologie, Bd. 9), Berlin–New York 1997, S. 84 ff. In dem Sinn sind dann auch die Überlegungen des Katharinen-KGR vom 12. 7. 1933 für einen bei Bedarf unterteilbaren Gemeindesaal in der zukünftigen Kirche zu verstehen, die offenbar nach Beratung mit Prälat Schoell entwickelt wurden, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, S. 167. Rudolf Lempp hatte 1929/30 in Esslingen das bemerkenswerte Gemeindehaus am Blarerplatz realisiert.

²⁰ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„OKR“, Notizen von Friz zur Vorbereitung der Besprechung bei Wurm am 9. 10. 1933.

²¹ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Schmitthenner“, Friz an Schmitthenner, 28. 11. 1933.

²² Ebd., Schmitthenner an Friz, 29. 11. 1933. Sein städtebauliches Gutachten vom 9. 12. 1933 liegt nur in einer am 7. 4. 1934 angefertigten Abschrift von Friz vor, in: LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Schmitthenner“. Darin bemängelte Schmitthenner die „Planlosigkeit“ der schon vorhandenen Bebauung, um dann aber die sich bietende Chance zu nutzen, indem er forderte: „Als wesentlicher Teil des Wettbewerbs ist der Bebauungsplan für die anschließenden Gelände anzusehen.“ Zusätzlich riet er dringend von einer vermeintlich wirtschaftlichen Zusammendrängung des Raumprogramms auf zwei Geschosse ab. Die Würde der Bauaufgabe erfordere – trotz nötiger Sparsamkeit – eine bauliche Entfaltung.

²³ Schmitthenner schlug im November zunächst Hans Seytter und Hannes Mayer vor. Erst am 25. 4. 1934 konkretisierte er seine diesbezüglichen Vorstellungen, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„H. Mayer“. Er empfahl neben Mayer nun Wilhelm Tiedje, beides frühere Assistenten, sowie Ernst Schwaderer, mit welchem er 1929/30 die Siedlung Stuttgart-Hallschlag III errichtet hatte, s. <https://deu.archinform.net/arch/66663.htm> (14. 12. 2019). Schmitthenner setzte Seytter, der zu der Zeit u. a. Kunstberater beim Verein für Christliche Kunst war, nun als Jury-Mitglied ein. Als weiteren Fachpreisrichter neben sich sah er von Anfang an Heinz Wetzell, den damaligen Rektor der TH Stuttgart und Spezialisten für Städtebau und Siedlungswesen.

²⁴ In Reutlingen war er 1932 mit dem Entwurf für das Wohnhaus des Kaufmanns Heinrich Döttinger in der Schillerstraße 2 in Erscheinung getreten, s. Manuel Cuadra: Architektur um 1900 in Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 66.

²⁵ Wolfgang Voigt: Der „Siedlungsarchitekt“. Paul Schmitthenners Städtebau und sozialer Wohnungsbau 1914–1933, in: Der Städtebau der Stuttgarter Schule, hrsg. von Johann Jessen; Klaus Jan Philipp (Kultur und Technik, Bd. 29), Berlin 2015, S. 85–109, hier S. 93.

Praxis in umfassenden handwerklichen Bereichen sollte im Vordergrund stehen. Diesen Ansatz verfolgte zwar auch das frühe Bauhaus, aber eine Architektenklasse gab es dort bis 1927 nicht. Umso mehr zog die sogenannte Stuttgarter Schule, welche den Fokus auf regionale Bautraditionen und den landschaftlichen Kontext von zu planenden Gebäuden legte, Architekturstudenten von weit her an.

Als in Stuttgart die Werkbundsiedlung auf dem Weißenhof ohne Vertreter der Stuttgarter Schule²⁶ errichtet wurde, verhärtete sich deren anfangs noch vorhandene Offenheit in der Entwurfslehre und auch der „Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern“ sah sich besonders herausgefordert.²⁷ Der Architekturstreit schlug ins Politische um. Nach der Machtübernahme der NSDAP traten Schmitthenner und andere Lehrende an der TH in die Partei ein, so auch Hannes Mayer.²⁸ Schmitthenners Karriere erfuhr 1933/34 einen Kulminationspunkt. Ihm wurde in Berlin u. a. eine einflussreiche Stelle beim Preußischen Kultusministerium angeboten. Er lehnte jedoch ab, offiziell wegen nachträglicher Kompetenzeinschränkungen, aber wohl auch wegen der von ihm erwarteten Säuberungen unter der Kollegenschaft.²⁹ Er zog sich auf die Lehre an der TH zurück, kritisierte dort aber zunehmend unverhohlen die Maßlosigkeit der Speer'schen Monumentalarchitektur.³⁰ Vor diesem bewegten Hintergrund spielte sich die Planung der Christuskirche ab.

²⁶ Interessanterweise wurde ihr Name erst 1928 von dem Architekturkritiker Werner Hegemann in Wasmuths Monatsheften geprägt, s. Dietrich W. Schmidt: Die Architektur-Schule Stuttgart 1919–1945. Reform, Tradition und Hitlergruß, in: NS-Architektur: Macht und Symbolpolitik, hrsg. von Tilman Harlander; Wolfram Pyta (Kultur und Technik, Bd. 19), Berlin²2012, S. 169–191, hier S. 172.

²⁷ Anke Blümm: Der Heimatschutz in Württemberg und seine Auseinandersetzung mit dem Neuen Bauen 1927–1941, in: „Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart zu schützen –“. Die Geschichte des Schwäbischen Heimatbundes von seiner Gründung 1909 bis heute, hrsg. von Martin Blümcke; Wilfried Setzler (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 24), Ostfildern 2014, S. 77–92.

²⁸ Spruchkammerakte von Hannes Mayer, in: StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 25.

²⁹ Wolfgang Voigt: Zwischen Weißenhof-Streit und Pour le mérite: Paul Schmitthenner im Architekturstreit der zwanziger bis fünfziger Jahre, in: Ders.; Hartmut Frank (Hrsg.): Paul Schmitthenner 1884–1972, Tübingen 2003, S. 67–99, hier: S. 75 ff. Stattdessen erhielt er die neue Position des „Reichsfachleiters für bildende Kunst“. Doch dann wurde im Juli 1934 sein Entwurf für einen Weltausstellungspavillon in Brüssel von Hitler abgelehnt, der ihm außerdem die Kritik an der Planung für den Münchner Königplatz von P. L. Troost übelnahm. Daraufhin distanzierte sich auch die württembergische Parteileitung von Schmitthenner, indem sie dessen Wiederaufbaupläne für das 1931 in Teilen abgebrannte Alte Schloss in Stuttgart von Albert Speer begutachten ließ, dem neuen bevorzugten Architekten Hitlers. Speers Reaktion bestand aber nur in einzelnen Änderungswünschen, s. ebd., S. 80 ff.

³⁰ Ebd., S. 85 ff. Nach Kriegsende verlor er seinen Lehrstuhl. In Kilchberg bei Tübingen lebend entstanden noch einige Spätwerke, s. Biografische Chronik, in: Voigt/Frank (wie Anm. 29), S. 199 f.

Es gab zahlreiche Abstimmungsdetails, welche die öffentliche Ausschreibung des Wettbewerbs bis zum 6. August 1934 verzögerten.³¹ Gefordert waren ein Kirchenraum für 800 bis 900 Personen, der sich mit einem 200 Plätze umfassenden Gemeindesaal verbinden ließe und auch für Kirchenmusik zweckmäßig einzurichten sei, ferner ein kleiner Sonderraum für 50 Personen, die Sakristei, weitere Nebenräume, ein Turm sowie eine frei gestaltbare Unterkunft des Pfarrers, deren Ausführung aber nicht sofort erwartet wurde.

Friz hatte schon zuvor eine private Einladung an Hannes Mayer gesandt, weil dieser früher in Ulm einer seiner Konfirmanden gewesen war und sich im Vorfeld der Planungen für die dortige Martin-Luther-Kirche auch beteiligt hatte.³² Bei der Übersendung der Wettbewerbsbedingungen äußerte er: „Es würde mich sehr freuen, wenn [...] ich mit Ihnen zusammen noch eine Kirche bauen dürfte!“³³

Die Reutlinger Planungen gingen mit kirchenpolitisch brisanten Ereignissen einher: Reichsbischof Ludwig Müller zielte auf eine Gleichschaltung aller Evangelischen Landeskirchen, wogegen nur die in Bayern und Württemberg nennenswerten Widerstand leisteten. Am 15.4.1934 versuchte er, Landesbischof Wurm per Notverordnung zu entmachten, was nicht gelang.³⁴ Als er Wurm dann unter Hausarrest setzen ließ,³⁵ solidarisierten sich solche Massen mit dem Landesbischof, dass schließlich Hitler persönlich Ende Oktober eingriff und die Beschlüsse des Reichsbischofs entkräftete.³⁶

³¹ Am 30.5.1934 hatte Friz vom Leiter des Vereins für Christliche Kunst, Georg Kopp, der Beisitzer der Jury in Reutlingen war, den Hinweis auf bald beginnende Wettbewerbe für die Stuttgarter Martinskirche und die Ludwigsburger Kirche beim Osterholz erhalten, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Preisgericht“. Kopp riet Friz, den Reutlinger Abgabetermin deswegen nicht zu forcieren. Die öffentliche Bekanntmachung des Verfahrens zur Christuskirche erfolgte im Reutlinger Amtsblatt sowie im Stuttgarter Neuen Tagblatt vom 6.8.1934, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Ausschreiben“. Ein auszugsweiser Abdruck der Wettbewerbsbedingungen findet sich im Reutlinger Tagblatt vom 7.12.1934.

³² LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Wettbew.-Teilnehmer“, Friz an Mayer, 23.5.1934. Vermutlich trug Mayer 1924 einen Vorschlag für die neue Weststadtkirche bei, s. E. Hirzel (wie Anm. 12), S. 40.

³³ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Ausschreiben“, Friz an Mayer, 6.8.1934.

³⁴ S. dazu Norbert Haag unter der URL: <https://www.wkgo.de/epochen/nationalsozialismus#article-98-1024> (27.10.2019). Auch die Reutlinger hielten zum Landesbischof. Das Dekanat sandte am 19.4.1934 im Auftrag aller evangelischen Geistlichen in der Stadt ein Protesttelegramm an den Reichsbischof, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 23.4.1934, S. 141.

³⁵ Gerhard Schäfer: Die Evangelische Landeskirche in Württemberg im Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf, Bd. 3, Stuttgart 1974, S. 542. Ausgerechnet der Pfarrer der Ebinger Friedenskirche, Eberhard Krauß, hatte sich zum Geistlichen Kommissar, also zum Stellvertreter Wurms, bestellen lassen, s. ebd., S. 543 ff. Wieder stellte sich die Mehrzahl der Dekane, auch Immanuel Friz, mit einer Erklärung hinter den rechtmäßigen Landesbischof, s. ebd., S. 562 f.

³⁶ Ebd., S. 632 f.

Somit hatte sich die Lage bis zur Tagung des Preisgerichts am 6. Dezember wieder etwas entschärft. Den ersten Preis gewann Hannes Mayer und der zweite ging an Ernst Schwaderer; daneben wurden noch drei Ankäufe vorgenommen.³⁷ Leider ist die Überlieferungslage sehr schlecht: Es gibt keine bildliche Dokumentation der anderen ausgezeichneten Beiträge.³⁸ So lassen sich nur aus dem Bericht der Jury gewisse Rückschlüsse darüber ziehen, was die anderen Teilnehmer ablieferten.³⁹ Details zum Prozedere hielt Friz im Protokoll der folgenden GKGR-Sitzung fest.⁴⁰ Dort charakterisierte er auch den Gewinner; klarer als in dem amtlichen Dokument drückte er es in seinen vorbereitenden Stichworten aus: „Inneres Verhältnis zur Kirche [...] steht auf der Seite der Bekenntnisgemeinschaft“.⁴¹

Bei der weiteren Ausarbeitung des prämierten Entwurfes erwies sich der Dekan als kundiger und kritischer Partner.⁴² Zu den Besprechungen mit Schmitthenner äußerte sich Mayer inhaltlich nicht näher. Im Baugesuch, das an den Oberkirchenrat zur Genehmigung ging,⁴³ finden sich hingegen aufschlussreiche Bleistift-Skizzen, die offenbar auf deren Begutachtung durch

³⁷ Das Reutlinger Tagblatt vom 7.12. 1934 veröffentlichte das Ergebnis der Jury, der auch Oberbürgermeister Dr. Richard Dederer angehörte und die im Rathaussaal getagt hatte. Angekauft wurde einer der zwei Beiträge von Gottlob Schaupp, dem Architekten des Reutlinger Hallenbades von 1928/29, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Entscheidung Preisgericht“, Liste A, Eingangs-Nr. 1. Weiterhin wurde der Entwurf von Wilhelm Tiedje, dem späteren Rathaus-Architekten, mit einem Ankauf bedacht. Der dritte Ankauf ging an den Studenten Karl Deusch, einen gebürtigen Reutlinger und fortgeschrittenen Studenten bei Schmitthenner, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Wettbew./Rissfragen“, Schmitthenner an Friz, 15.8. 1934.

³⁸ Auch Mayers Pläne haben sich nicht erhalten; lediglich ein Foto seines städtebaulichen Modells wurde im Reutlinger Tagblatt vom 7.12. 1934 nur unscharf abgebildet.

³⁹ Es waren insgesamt 18 Arbeiten zu prüfen. Die Preisrichter gingen bei jedem Beitrag zunächst auf die städtebauliche Eignung ein. Dann hoben sie darauf ab, ob der Charakter einer Vorstadtkirche getroffen sei, der im Fall von Schwaderer als „durch allzu grosse Nüchternheit übersteigert“ bezeichnet wurde. An Schaupps Plänen kritisierten sie hingegen den Eindruck einer zu ländlichen Pfarrkirche, was verwundert, denn fünf Jahre zuvor hatte er in Frankfurt-Niederrad das Paul-Gerhardt-Gemeindehaus in sehr moderner Formensprache und mit einem ganz ungewöhnlichen Konzept entworfen, s. Philipp Sturm, in: <https://www.moderne-regional.de/tag/gottlob-schaupp/> (30.10.2019). Weiterhin bewerteten die Preisrichter die baulichen Gestaltungsmittel, ohne diese jeweils näher auszuführen.

⁴⁰ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 21. 12. 1934, S. 161–169.

⁴¹ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Entscheidung Preisgericht“, „Gesamt-Kirchengemeinderats-Sitzung 21. 12. 1934. Bericht über den Kirchbauwettbewerb [sic!]“.

⁴² Darüber geben die detaillierten Notizen von Friz zu entsprechenden Treffen Auskunft, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„Ausschüsse-Sitzungen“.

⁴³ Dazu gehört das Begleitschreiben von Friz an den OKR vom 6.5. 1935, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„Eingabe OKR“.

den Sachverständigen des Vereins für Christliche Kunst, Hans Seytter, zurückgehen.⁴⁴

Bis zur Baugenehmigung galt es noch diverse Aspekte abzuklären.⁴⁵ Die Benennung der neuen Kirche war im KGR der Katharinenkirche schon im März diskutiert worden;⁴⁶ der GKGR legte sich im Juni auf den Namen fest, der „die Stellung der Kirche in dem jetzt entbrannten Kampf um den Glauben am besten ausdrückt“.⁴⁷

Nach den Fundamentierungsarbeiten⁴⁸ fand die Grundsteinlegung am 8. 9. 1935 statt.⁴⁹ Nun ging es zügig weiter: Am 28. 11. 1935 feierte man das Richt-

⁴⁴ Seytter war einer der Fachpreisrichter, vgl. Anm. 23. Sein Bericht an den Vorsitzenden des Vereins, Georg Kopp, datiert vom 21. 5. 1935, die Genehmigung des OKR an das Dekanat Reutlingen vom 24. 5. 1935, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/ „Eingabe OKR“. Die mit etlichen Notizen versehenen Bauantragspläne von April 1935 befinden sich in ebd., Nr. 1023. Von den zwei größeren Änderungsvorschlägen überzeugte Mayer nur einer. Die Pläne des städtischen Baurechtsamts zeigen andere, meist technische Eintragungen, s. Stadt Rt., Bürgerbüro Bauen, Bauakte Lohmühlestraße, Parzellen 3775, 3776, Baudiarium 1935/289. Das Wandkreuz im Gemeindesaal der Christuskirche wurde 1944 von Seytter entworfen und ist die Stiftung einer jungen Witwe, die ihren Mann im Krieg verloren hatte, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 18. 4. 1944, S. 46.

⁴⁵ Als örtlicher Bauleiter wurde Paul Ehmann bestimmt, vgl. Anm. 7, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 28. 2. 1935, S. 167–170. Mayer musste sich u. a. um später wieder zurückgezogene Einwände des beteiligten Landesamtes für Denkmalpflege kümmern. Die Württembergische Bauordnung vom 15. 12. 1933 forderte auch ästhetische Prüfungen von Neubau-Anträgen, s. A. Blümm (wie Anm. 27), S. 86. Mayer konnte anhand seines Modells die Vorbehalte entkräften, s. die Bauakte Lohmühlestraße (wie Anm. 44). Das Baugesuch für die Christuskirche wurde am 27. 5. eingereicht, die Baugenehmigung datiert vom 9. 7. 1935.

⁴⁶ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1420, TKGR-Protokoll vom 11. 3. 1935, S. 180. Es wurden sechs eingereichte Vorschläge aufgelistet, von denen der KGR die Bezeichnungen „Matthäus-Alber-Kirche“ und „Christuskirche“ (mit vier zu drei Stimmen) als Votum an den GKGR weitergab. Schmitthenner hatte sich für die Benennung als „Kreuzkirche“ ausgesprochen, weil ihm ein raumprägendes Kreuzifix für den Innenraum vorschwebte und weil „der gekreuzigte Christus in heutiger Zeit im Brennpunkt steht“. Der im April 1935 angefertigte Querschnitt der Christuskirche deutete dessen Proportionen dann schon an.

⁴⁷ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 27. 6. 1935, S. 207.

⁴⁸ Wegen des instabilen Untergrundes wurde die Kirche auf einem rasterförmigen Netz von Punktfundamenten errichtet. Wenige Tage vor dem ersten Spatenstich ereignete sich am 19. 7. 1935 ein tödlicher Unfall auf der Baustelle. Der 45-jährige Maurerpolier Wilhelm Steiner wollte in einem der schon 1934 angelegten Sondagelöcher die Bodenbeschaffenheit prüfen. Beim Sturz von der Leiter brach er sich das Genick. Inwiefern eventuell aufsteigende giftige Dämpfe ihn bewusstlos machten, konnte die Polizei nicht klären, s. Reutlinger Tagblatt vom 20. 5. 1935.

⁴⁹ Reutlinger General-Anzeiger vom 9. 9. 1935, dort auch vollständiger Text der in den Grundstein eingelegten Urkunde; deren Anfang ist auch zitiert in der Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 2. Details zur Abstimmung des Urkundentextes, den auch Oberbürgermeister Dederer und Landrat Robert Barth unterschrieben haben, finden sich in LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/ „Grundsteinlegung“.

fest,⁵⁰ am 30.3.1936 die Glockenweihe⁵¹ und am 29.11.1936 die Einweihung.⁵² Aus der örtlichen Berichterstattung zu diesen Ereignissen geht immer wieder die Einbindung der Stadt in das Projekt hervor; es wurde vielfach auf seinen Arbeitsbeschaffungseffekt hingewiesen. Abfällige Bemerkungen sind hier nicht zu lesen. Da ist es umso bemerkenswerter, dass das Evangelische Gemeindeblatt für Reutlingen einen anonymen Kommentar aus der Hetzschrift „Flammenzeichen“ zitierte, in dem in sarkastisch-scharfer Weise mit der Baumaßnahme, aber vor allem mit der Festpredigt von Wurm abgerechnet wurde.⁵³ Die Einweihung eines HJ-Heimes in Pfullingen⁵⁴ am selben ersten Advent hatte wohl manchem als Grund für die Verhinderung an der Festteilnahme in der Tübinger Vorstadt gedient.

Baubeschreibung

Die steinsichtige Christuskirche (*Abb. 3*) weist einen lang gestreckten Baukörper mit eingestelltem Turm im Südwesten und einem Seitenflügel im Nordosten auf. Diese Gruppierung der drei Teile wird im Zentrum dominiert von einem tief heruntergezogenen Satteldach mit bis zum Chor durchlaufender Firstlinie, das der Anlage große Geschlossenheit und Prägnanz verleiht. Dabei

⁵⁰ Reutlinger General-Anzeiger vom 29. 11. 1935. Bei diesem Fest hielt auch Mayer eine Rede, welche mit einem ziemlich frommen Gedicht endete, das in die Kapsel des Turmhahns eingelassen wurde, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/ „Richtfeier“. Sein überreichtes Gedenkbuch befindet sich im Pfarrbüro der Christuskirche. Manche der eingeladenen Honoratioren, darunter auch Parteimitglieder, erklärten sich als terminlich verhindert.

⁵¹ Reutlinger General-Anzeiger vom 12. 12. 1935, 31.3. und 2.4. 1936. Zu den Glocken im Einzelnen s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1028 sowie Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 27 f.

⁵² S. Reutlinger General-Anzeiger vom 28. und 30.11.1936. Zur dortigen Aufführung der h-Moll-Messe von J. S. Bach unter Hans Grischkat am Einweihungsabend s. ebd., 1. 12. 1936. Die Feier wurde sowohl in die Lohmühlestraße als auch in die Marienkirche übertragen, und es gab nachmittags einen zweiten feierlichen Gottesdienst, s. ebd., S. 7.

⁵³ Evangelisches Gemeindeblatt für Reutlingen, Nr. 51 vom 19.12.1936, S. 3; Der Achalmwächter: Wenn man neue Kirchen weiht, in: „Flammenzeichen“, Nr. 50, Dez. 1936, S. 4. Das völkisch-nationale Organ erschien in Metzingen, vgl. Gabriele Bluhm: „Aus der Achalmstadt“. Die denunziatorische Berichterstattung der nationalsozialistischen Hetzschrift „Flammenzeichen“, in: RGB NF 34 (1995), S. 9–27, hier S. 21. Es dürfte als indirekter Kommentar zu werten sein, wenn in der angrenzenden Spalte des Gemeindeblatts eine Empfehlung des Landesbischofs zum Bibelleseplan des Jungmännerwerks für 1937 unter dem Titel „Und deine Bibel?“ platziert wurde. Die Akte enthält auch die beim Quell-Verlag gedruckte Festpredigt, in der Wurm deutliche Worte zum aktuellen Konflikt mit den regimetreuen Deutschen Christen fand. U. a. fragte er: „Kann uns irgendein Held oder Heiliger Christus ersetzen, oder dürfen wir irgendeinen von ihnen gleichberechtigt neben ihn setzen?“ Es gelte vielmehr, für den freien Glauben einzustehen.

⁵⁴ S. Reutlinger General-Anzeiger vom 30. 11. 1936: „Die HJ hat jetzt ein Heim. Feierliche Einweihung am Sonntag“. Der Schriftverkehr zur Einladung in die Christuskirche in: LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1030.



Abb. 3: Die Christuskirche um 1943 von Nordwesten. Wenige Jahre später hat die Christuskirche mit den Siedlungshäusern ihre Platzkanten bekommen, aber sie „lebt“ auch von ihren Freiräumen.



Abb. 4: Die Christuskirche um 1936 von Südosten. Der Fotograf Julius Akermann lichtete hier auch die Ostseite des Neubaus gut ab.

belebt der ungleichschenkelig zum Turm hin ansteigende Westgiebel das Bild. Diesen Akzent gleicht der niedrige, nur mit einem Portal versehene Seitenflügel aus.

An der Ostseite (s. *Abb. 4*) präsentiert sich diese Dreiteiligkeit im Prinzip ähnlich: Der Chor – der unten gerade geschlossen, oben aber abgeschrägt ist und eine unkonventionelle polygonale Brechung dieses wichtigen Kirchenbauteils aufweist – wird von dem großen Walm, welcher das Kirchenschiff abschließt, umfangen. Dadurch erhält der Chor eine turmartige Wirkung. Diese Vertikale trifft auf den Seitenflügel, dessen Traufhöhe sich auch südlich des Chores als horizontales Band fortsetzt. Der Gesamtstrecke der Ostfassade antwortet wiederum der hoch aufragende Kirchturm im Hintergrund.

Insgesamt lassen sich ausgewogene Proportionen in den Höhenverhältnissen beobachten sowie viele Neigungswinkel, die untereinander korrespondieren oder auf besondere Fassadenpositionen hinzielen, und vor allem an der West- und Ostfassade ein spannungsreiches Platzieren der verschiedenen Fenster auf den Flächen.⁵⁵ Vortretende Fenstergewände und -bänke fehlen, und die Laibungen sind meist nur schlicht gekehlt.

Es gibt für die Öffentlichkeit vier Zugänge in die Kirche, von denen die beiden mit Tympanon (s. *Abb. 1* und *3*) hervorgehoben sind. Das Portal am Turm ist mit seiner Darstellung von Christus in der Mandorla und mit der vorplatzartigen Treppenanlage als Haupteingang definiert. Ein separater Einlass in der Nähe des von Anfang an im Südosten vorgesehenen Pfarrhauses kommt noch hinzu.

Das Bauwerk besteht im Kern aus einer Eisenbetonkonstruktion, wobei die Umfassungswände Vormauerungen aus Gönninger Kalktuff zeigen, welcher mit Kunstbausteinen, ebenfalls von dort, hinterfangen ist.⁵⁶

Die Westseite des Gebäudes wird vom Gemeindesaal eingenommen (*Abb. 5*), welcher von zwei Treppenhäusern flankiert wird. Von den jeweiligen Vorräumen führen Türen zu den Seitenschiffen des Kirchenraumes, dessen

⁵⁵ So ist z. B. der Turm etwa ein Drittel höher als der First des Kirchenschiffs (17,5 Meter). Die Oberkanten der ganz schwach segmentbogigen Gaubenfenster haben dieselbe Höhe wie der First des Seitenflügels, aber auch wie die Traufe, die an der Südseite des Westgiebels ansetzt. Auf der gezeichneten Nordansicht ließe sich eine direkte Linie von der Turmspitze exakt entlang der Zeltdachschrägen zur Nordostecke des Seitenflügels ziehen. Entsprechendes funktioniert auf der übrigen Ansicht auch. Die allgemeinen Maße der Christuskirche betragen von West nach Ost gut 41 Meter und von Nord nach Süd knapp 38 Meter bei einer Turmhöhe von gut 29 Metern.

⁵⁶ Im Kirchenraum zeichnet sich die Eisenbeton-Rahmenkonstruktion aus Stützen und Riegeln an den Hauptschiffwänden bei Streiflicht unter dem Anstrich ab. Hinsichtlich der Fassadenoberfläche konnte Mayer überzeugend darlegen, dass der Kalktuff als Vorsetzsteine in Kombination mit „Tuffbeton“ als Hintermauerung finanziell leistbar war, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Protokoll vom 3.5. 1935, S. 184. „Schwabensteine“ der Firma Wilhelm Schwarz in Gönningen bestanden aus Verschnittresten, minderwertigem Kalktuff und Zement, s. Reutlinger Tagblatt vom 22.2. 1936.

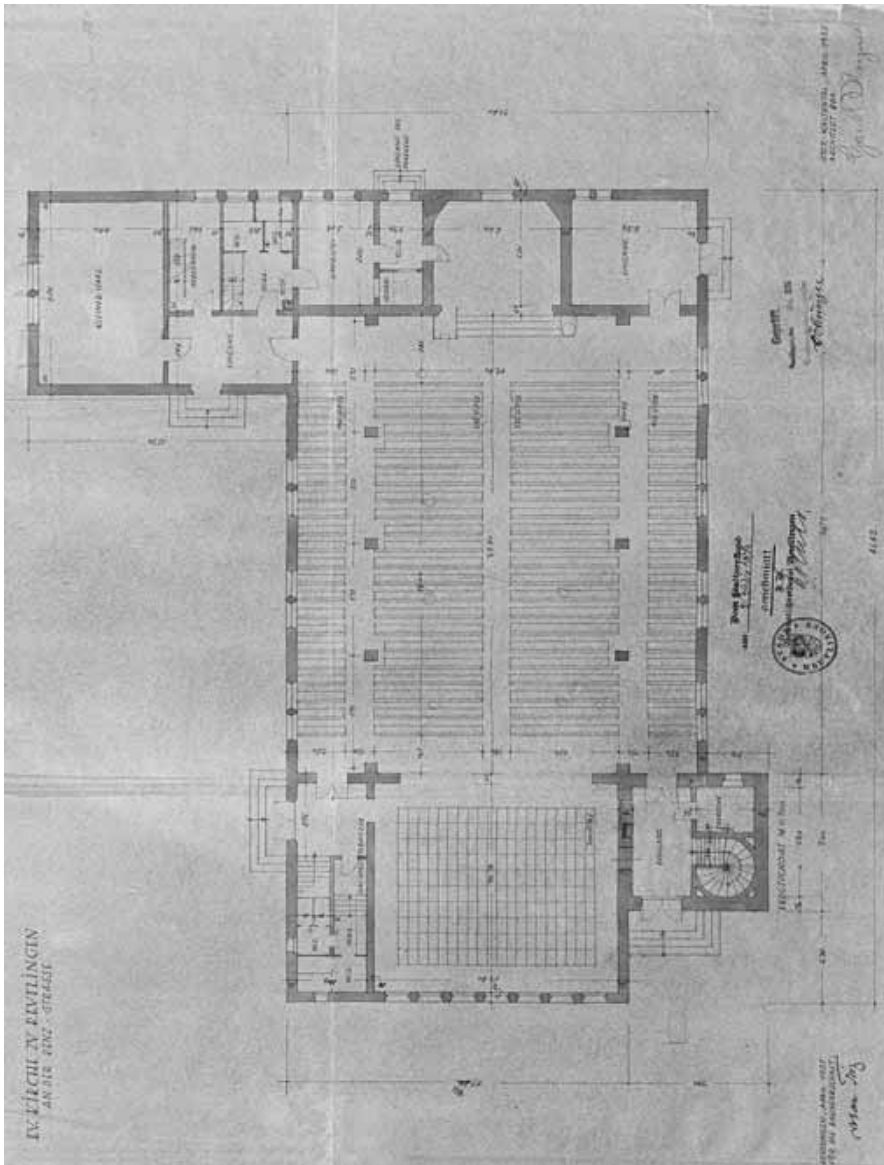


Abb. 5: Erdgeschoss-Grundriss aus dem Bauantrag, gefertigt im April 1935. Es gab bis zur Ausführung noch einige Planänderungen. So erhielten z. B. die Seitenschiffe je zwei Bankreihen parallel zur Außenwand.

Mittelteil, typisch für eine Basilika, höher ist als die beiden Seitenschiffe.⁵⁷ Die Arkadenpfeiler, die den Raum in vier Joche gliedern, stehen mit ca. 5,7 Metern relativ weit auseinander. Im Osten schließt sich ein um drei Stufen erhöhter, eingezogener Chor an. Er weist direkt vom Boden an flache, kurze Abschrägungen auf. Südlich schließt sich ein großer Vorraum an,⁵⁸ der später zur Kapelle umgestaltet wurde, und nördlich liegt die durch einen Flur erreichbare Sakristei. Sie hat eine Verbindung zum Seitenflügel, an dessen Stirnseite sich der kleine Saal befindet, in dem vor allem der Konfirmandenunterricht abgehalten wurde. Der benachbarte Nebenraum – treppenlos ausgeführt – diente lange als Bibliothek.⁵⁹

Der Kirchraum lässt sich nach Westen mithilfe einer hölzernen Faltschranke in den Gemeindesaal hinein verlängern. Oberhalb desselben erstreckt sich die sehr geräumige Empore mit zweigeteiltem Orgelprospekt und ansteigenden Sitzreihen. Der Turm⁶⁰ erhielt auf mittlerer Höhe einen Gruppenraum. Ein Pfarrhaus mit zwei Räumen für die GemeindehelferIn gehörte an sich zum Bauprogramm dazu; die Ausführung auf dem südöstlich der Kirche freigehaltenen Grundstück geschah aber erst ab 1972.

⁵⁷ Zehn Metern im Mittelschiff stehen sechs Meter in den Seitenschiffen gegenüber.

⁵⁸ Er wurde ursprünglich als „Brauhaus“ bezeichnet, so z. B. im Zusammenhang mit der Rechnung für acht behauene Tuffsteinblöcke als Bankfüße, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 91. Die eine Bank ist noch an der Ostwand vorhanden. 1953 wurde er zur „Gedächtniskapelle“ umgestaltet. Ulrich Henn schuf das Kruzifix, das von Angehörigen von Gefallenen und Vermissten gestiftet wurde, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 13. 2. 1953, S. 187.

⁵⁹ Größere Umbauten gab es nach 1945 nur wenige: 1986 stattete man den Gemeindesaal mit einer größeren Küche aus, die in der Nordwestecke des Gebäudes anstelle der WCs unter dem Treppenaufgang eingerichtet wurde. Dafür wurde ein Wanddurchbruch erstellt, dessen Tür zum Saal handwerklich dem Duktus der 1930er Jahre sehr gut angepasst ist. Am Ort der ehemaligen Teeküche neben dem Wendelstein befinden sich heute die WCs. Der Seitenflügel erfuhr 1999 einen Dachgeschossausbau, für den ein großes Treppenhaus anstelle des Nebenraums beim Kleinen Saal geschaffen wurde. Der Nebenraum war zuvor treppenlos. Zu den Luftschutzmaßnahmen ab 1942 s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1262. Sie waren hauptsächlich organisatorischer Art. Bei der Anlage des Kellergeschosses traf Mayer nur einfache Schutzvorkehrungen. Am 15. 1. 1945 wurde die Christuskirche von sechs Splitterbomben getroffen, von denen eine bis in die Nähe des Taufsteins durchdrang. Deutliche Spuren des anderen schweren Treffers sind im Dachstuhlbereich über dem nördlichen Seitenschiff nahe dem Seitenflügel noch ablesbar. Reste einer Brandbombe fanden sich am Tag danach an der Südostseite des Turmes. S. den Bericht in: Pfarrbüro der Christuskirche, Protokollbuch des KGR, S. 51 f., sowie in: CK, FS 1961, S. 16. Details der Reparaturmaßnahmen sind nicht dokumentiert. Über den Text der Deckeninschrift im südöstlichen Mittelschiff verständigte man sich am 10. 4. 1946, s. Pfarrbüro Christuskirche, KGR-Protokoll, S. 74.

⁶⁰ Das klangschöne Geläut der Christuskirche stammt von der Glockengießerei Heinrich Kurtz aus Stuttgart. Es besteht aus zwei Glocken von 1950 und einer von 1956 sowie einer aus dem ursprünglichen Satz von 1936, den bereits dieselbe Werkstatt gefertigt hatte und welcher 1942 zu Kriegszwecken eingezogen worden war. S. dazu LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1028, Nr. 1265 und Nr. 1552. Die seit 1690 tätige Gießerei Kurtz war für ihre qualitätsvolle Arbeit überregional bekannt und stammte ursprünglich aus Reutlingen.

Das Bauprogramm enthielt keine näheren Ausführungen zur Kirchenmusik.⁶¹ Zwar wird die Christuskirche in diesem Punkt fest in Verbindung mit dem Kirchenmusiker und Chorleiter Hans Grischkat gebracht, aber in den Akten zur eigentlichen Bauplanung ist seine Einbeziehung nicht belegt.⁶²

Zur Erstaussstattung und den späteren Ergänzungen

Die Anzahl der Bildwerke in der Christuskirche war zum Zeitpunkt ihrer Einweihung deutlich geringer als heute, sodass ein weitaus schlichterer, aber deswegen gerade zeitgemäßer Raumeindruck resultierte. Ein Presseartikel beschrieb ihn so: „Das Innere der Kirche zeigt sachliche Zweckmäßigkeit, ohne poesielos zu sein. Vorherrschend ist eine wohlthuende Lichtdurchflutung an allen Orten [...]“.⁶³ Abgesehen von Altar und Taufstein⁶⁴ sowie der Kan-

⁶¹ Im Vorfeld des Wettbewerbs hatte sich Dekan Friz über das entsprechende Verfahren für die Stuttgarter Martinskirche informiert (vgl. Anm. 31) und sich über Details gewundert: „Auch ist natürlich genügender Raum für Kirchenchor u. Kirchenmusik heute eigentlich selbstverständlich.“, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Bauprogramm“. Friz war von seiner Gemeinde in Ulm ein reges Musikleben gewohnt, das auch von der Singbewegung geprägt war, s. E. Hürzel (wie Anm. 12), S. 43. So hieß es für die Christuskirche dann auch nur allgemein, dass bei der Grundrissgestaltung genug Raum dafür zu beachten sei; außerdem wurde Platz für Turmbläser erwünscht, s. ebd., Ausschreibungstext zu Beginn lose in dreifacher Vervielfältigung liegend.

⁶² Am 3. 9. 1934 machte Friz u. a. folgende Mitteilung an Schmitthenner: „Von sachverständiger Seite wird mir angegeben, daß für Kirchenmusik ein Raum von 65–70 qm erwünscht sei. Feste Bestuhlung kommt für diesen Raum nicht in Frage.“, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Wettbew./Rißfragen“. Diese Passage zielt wohl auf Grischkat ab. Allerdings hat die Empore tatsächlich eine Grundfläche von 160 m² bekommen, welche für die Aufführung oratorischer Werke geeignet ist. Insofern sind die Anregungen, auf die sich Grischkat 1961 bezog, wohl mündlicher Art gewesen, s. CK, FS 1961, S. 36. Konkret fassbar ist seine Beteiligung aber nicht. Die kirchliche Akte zur Orgel, welche die Jahre 1935 bis 1937 umfasst, dokumentiert die intensive Einarbeitung Mayers in die Aufgabenstellung, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1026. Der Nachlass Hans Grischkat enthält zur Orgel zwei schmale Akten vom Dezember 1942 und Juni 1943, die aber nur von ihrer geplanten Erweiterung handeln, s. StadtA Rt., N 18, Nr. 70–71. Das Instrument wurde von der Firma Gebr. Link in Giengen a. d. Br. gefertigt. Die Firma hob den zweigeteilten Prospekt und die seitliche Anordnung des Spieltisches in Rücksicht auf Konzertsituationen hervor, s. Kirchweihheft, S. 6. Zu Grischkat vgl. Klaus Peter Leitner: Hans Grischkat (1903–1977) – Ein Bachinterpret der Jugendmusikbewegung in Württemberg (Schriften zur Kulturwissenschaft, Bd. 32), Hamburg 2000.

⁶³ Reutlinger Tagblatt vom 28. 11. 1936.

⁶⁴ Altar und Taufstein stammen vom Bildhauer Helmuth Uhrig, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 80f. Außerdem schuf er die beiden Tympanon-Reliefs aus Kalktuff über den Haupteingangstüren sowie am Turm drei ikonographische Tierfiguren an den Pfeilern des Glockengeschosses (ebd., S. 93 f.) und steuerte neben einem silbernen Taufgerät auch ein eichenes Altarkreuz mit zwei Leuchtern bei, s. ebd., S. 87. Das einfach gehaltene Kreuz wirkte recht unscheinbar in dem großen Kirchenraum. Anlässlich des 40-jährigen Bestehens der



Abb. 6: Die Christuskirche, Blick in den Innenraum, 2018. Das Mittelschiff bildet zusammen mit dem Altarraum eine Einheit.

zel⁶⁵ (Abb. 6) gab es am ersten Advent 1936 nur die zwei Engelskulpturen⁶⁶ am Übergang zum Chor, das Wandbild⁶⁷ beim Taufstein sowie vom großen Wandfresko im Chor lediglich die drei großen Hauptbilder.⁶⁸ Die Pfeiler und

Kirche fertigte der Kunstschlosser Ernst Gestrich das schlanke Messingkreuz mit schwarzer Kreuzkerbe sowie vier Kerzenhalter, s. Pfarrbüro Christuskirche, Aktenordner KGR, Protokolle 1972–1980 sowie ebd., Ordner KGR, Sitzungsunterlagen 1972–1976. Die Verfasserin dankt den Hinweisen von Ruth Stotz, Immanuel Nau und Arnold Gestrich. Die Messingleuchten in der nordwestlichen Vorhalle und im Vorraum zur Empore sind bauzeitlich und stammen auch von Ernst Gestrich, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1550.

⁶⁵ Der Bildhauer Jakob Wilhelm Fehrle schnitzte die fünf Kanzelreliefs, welche vom Fabrikanten Alfred Silber-Bonz gestiftet wurden, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 79.

⁶⁶ Auch sie gingen aus einer Stiftung hervor, hier vom Metalltuchfabrikanten Karl Finckh und seiner Mutter, s. ebd., S. 95. Es sind Werke von Hermann Wilhelm Brellochs.

⁶⁷ Das Wandbild von Rudolf Müller (mehr dazu weiter unten) war von 1953 bis 1986 von dem Wandteppich abgedeckt, den Rudolf Yelin d.J. im Rahmen der großen Stiftung von 1953 entworfen hat. Der von der Reutlinger Handweberei Fritz Starke gefertigte Teppich hängt seitdem an der Stirnwand des nördlichen Seitenschiffs, s. Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 10f.

⁶⁸ Die Beauftragung von Walter Kohler beschloss der Verwaltungsausschuss erst Ende Juni 1936 und mit der Genehmigung zur Ausführung in zwei Schritten, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1025. Der Maler konnte nicht vor Oktober beginnen, s. LKA Stuttgart, K1, Nr. 221, Martinskirche. Bei der Einweihung der Kirche waren fertig: Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt. Die Weiterarbeit begann im Juli 1937 und die Endabnahme erfolgte am 24. 11.



Abb. 7: Die Christuskirche, Innenraum nach Südwesten, nach 1945 und vor 1952. Dies ist eine der ganz wenigen Aufnahmen aus der Zeit vor den Ergänzungen der Kirchengausstattung.

Unterzüge nach Art einer flach segmentbogigen Arkade waren hell geschlämmt wie die Hochschiffwände und noch ohne Bauplastik (Abb. 7).⁶⁹

1937, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1025. Die Finanzierung erwies sich als sehr mühsam, woraufhin der Künstler auf einen größeren Betrag seines Honorares verzichtete, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1263. Tragischerweise starb er am 28. 1. 1945 durch einen Luftangriff auf Stuttgart, s. Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 9.

⁶⁹ Mayer sah zunächst an den statischen Knotenpunkten der Arkaden, quasi den Kapitellzonen, plastischen Schmuck in Form von wappenartigen Schilden ebenfalls von H. W. Brelochs vor, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1673, S. 95. Die Pfeiler waren entsprechend von Anfang an zur Raummitte hin um ca. 10 cm verstärkt. Die Betonteile wollte er zu dem Zeitpunkt noch farblich absetzen, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1025, Mayer an Friz, 22. 2. 1936, Anlage. Offenbar war er sich aber über diesen Gestaltungspunkt nicht wirklich schlüssig, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1025, Friz an Kopp, 18. 1. 1936. Schließlich blieb es nur bei der unbefriedigenden Rosettenmalerei. Eine Innenaufnahme von Carl Näher (StadtA Rt., S 105/4 II Nr. 1001/35) zeigt – abgesehen vom Tauffresko mit Bombensplitterschäden – den angrenzenden Arkadenbogen aus der Nähe: Der Beton ist hell überschlämmt wie die Wand und zeigt noch seine Schalungsspuren. Entsprechend verhält es sich heute noch bei den Unterzügen im Gemeindesaal. Bei der Umgestaltung der Kirche ab 1952 wurde das „Stocken sämtlicher Pfeiler und Unterzüge im Mittelschiff“ aufgelistet, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 7. 4. 1952, S. 175. Später wurden Putzarbeiten an diesen Bauteilen als abgeschlossen erwähnt, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 22. 9. 1952,

Lediglich das Mittelschiff wies die stark profilierte Deckenkassettierung auf.⁷⁰ Die Innenaufnahme von Carl Näher demonstriert quasi das Zusammenwirken von kühlen Vertikalen und warmen Horizontalen, nämlich der hölzernen Möblierung.

Offenbar ist schon früh der „gottesdienstliche Raum [...] vielen zu schlicht, zu kalt, zu hell“ erschienen.⁷¹ Am Anfang der 1950er Jahre gab Pfarrer Albert Plag⁷² bekannt, dass ein „Glied unserer Gemeinde, das nicht genannt sein will“, sich zur Stiftung diverser weiterer Ausstattungsstücke bereit erklärt habe.⁷³ In die diesbezüglichen Planungen wurde Mayer zusammen mit OKR Georg Kopp einbezogen. Zu den augenfälligsten künstlerischen Ergänzungen dieser Zeit zählen die Pfeilerfiguren und die Supraporten an den vier Eingängen in den Kirchenraum.⁷⁴ Von 1989 bis 1997 kamen als weitere Kunstwerke

S. 183. Im Bericht vom Festgottesdienst ist die Rede von mühevoller „Vergipsung der Pfeiler“, s. Reutlinger General-Anzeiger vom 1. 6. 1953.

⁷⁰ Die Betondecken der Seitenschiffe erhielten 1952 eine Kassettierung ähnlich derjenigen im Mittelschiff, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 7. 4. 1952, S. 174. Außerdem wurden die Unterseite des Emporenvorsprungs, die Wandfelder um die Falttür herum sowie die Laibungen der in den Kirchenraum führenden Türen mit Holz verkleidet, s. ebd., KGR-Protokoll vom 22. 9. 1952, S. 183.

⁷¹ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1263, masch. Text: „Die Christuskirche in Reutlingen und ihre Kunstwerke“, von Pfarrer Albert Plag, datiert März 1954, aber vermutlich später.

⁷² Albert Plag (geb. 1891) war vom 12. 1. 1938 – quasi mit der Selbstständigwerdung der Gemeinde – bis 18. 12. 1956 im Dienst. Diese Jahre schilderte er in: CK, FS 1961, S. 13–24.

⁷³ Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 7. 4. 1952, S. 174. Der Dankgottesdienst für die weitere Ausgestaltung der Kirche wurde auf Trinitatis am 31. 5. 1953 angesetzt, s. ebd., KGR-Protokoll vom 8. 5. 1953, S. 188. Da fehlten aber noch die Pfeilerfiguren. Zur ungewöhnlichen Stiftertradition der Familie Danzer von 1953 bis 1997 s. Festschrift 2006 (vgl. Anm. 2), S. 24.

⁷⁴ Die Supraporten zählen zum Spätwerk von Martin Scheible; er starb am 9. 6. 1954. 1943 hatte er das Gönninger Samenhändlerdenkmal (aus dortigem Kalktuff) fertiggestellt. Mayer waren Scheibles Beiträge zur Ulmer Martin-Luther-Kirche von 1928 vertraut. Dort zählt zu mehreren Holzskulpturen u. a. ein Kanzelrelief zum Thema des Verlorenen Sohnes, s. V. Bleil (wie Anm. 12), S. 19 und 26. Dies wiederholte er in Reutlingen bei der nördlichen Supraporte zum Seitenflügel hin ganz ähnlich. Außerdem hatte er für die Ulmer Kirchenwestfassade eine monumentale Figur des Reformators aus Beton geschaffen, s. ebd., S. 15 f. Diese könnte den jungen Bildschnitzer Ulrich Henn angeregt haben, die Pfeilerfiguren der Christuskirche aus Beton bzw. vermutlich aus leichterem Zement zu gießen. Dies würde auch die Aufstellung erst am 27. 2. 1954 erklären, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 8. 3. 1954, S. 210. Farblich wurden die halbrund geformten Statuen und die konstruktiven Betonbauteile einheitlich in einem Grauton gefasst. In der gelängten Ausbildung der Figuren wirken sie vermittelnd zu den dunkler durchscheinenden Stützen der Hochschiffkonstruktion, vgl. Anm. 56. Henn hatte bereits das eichene Kreuzifix zur Gedächtniskapelle beigetragen, vgl. Anm. 58. Die Glockenzier auf der Bronzeglocke von 1956, ebenfalls gestiftet von Familie Danzer, stammt auch von Ulrich Henn, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1552, sowie CK, FS 1961, S. 37.

das farbige Chorfenster und der Ambo nebst Paramenten hinzu,⁷⁵ schließlich eine Serie von Holzschnitten⁷⁶ unter den Fenstern der Seitenschiffe.

Zur biographischen und künstlerischen Prägung des Architekten

Hannes Mayer wurde 1896 in Ulm in eine Kaufmannsfamilie hineingeboren.⁷⁷ Er wuchs nahe der neu entstehenden Weststadt auf und dürfte die Errichtung der Garnisonskirche (1906–1910) von Theodor Fischer mit Interesse verfolgt haben. Gleich nach der Schulzeit zog er als Freiwilliger in den Ersten Weltkrieg.⁷⁸ Von 1919 bis 1924 studierte er Architektur an der TH Stuttgart,⁷⁹ wo er intensiver mit dem Gedankengut Fischers, aber vor allem mit der Stuttgarter Schule in Berührung kam. Fischer hatte im Stuttgarter Norden 1906–1908 die Erlöserkirche errichtet, nicht weit entfernt von der Martinskirche, welche zeitlich parallel zur Christuskirche entstand.

Nachdem nicht zuletzt sein Lehrer Schmitthenner mit seinen intensiven Gartenstadt-Erfahrungen⁸⁰ auf ihn gewirkt hatte, befasste sich Mayer während seines Referendariats in Münster bei Gustav Wolf, dem Baudirektor der „Westfälischen Heimstätte“ und Leiter der „Westfälischen Bauberatungsstelle“,⁸¹

⁷⁵ Das Chorfenster von Gudrun Müsse Florin (Glaswerkstatt Derix, Rottweil; Bleiverglasung) wurde am 15. 10. 1989 eingeweiht. Zu seiner Finanzierung wurden seit dem 50. Jubiläum der Kirche Spenden gesammelt, s. Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 20 ff. Die Windeisen hatten ursprünglich nur einen senkrechten Steg in der Mitte. Dieselbe Künstlerin wurde 1992 mit dem Entwurf eines Ambos beauftragt, für den sie auch eigenhändig gewebte Paramente schuf, s. ebd., S. 23 f.

⁷⁶ Eine nochmalige Stiftung der Familie Danzer ermöglichte 1997 die Ausstattung der Christuskirche mit einer Serie des Kreuzweges der Versöhnung von HAP Grieshaber (1969), s. Festschrift 2006 (wie Anm. 2), S. 24, sowie Ev. Christus-Kirchengemeinde Reutlingen (Hrsg.): Kreuzweg der Versöhnung, Reutlingen 2000, Einführung von Sigrid Gänzle.

⁷⁷ Der offizielle Vorname des Architekten lautet Hans Ernst. Geboren wurde er am 13. 6. 1896 in der Keltergasse 11 als erstes Kind von Johannes Mayer (gebürtig aus Heubach) und der Ulmerin Wilhelmine Pauline Mayer; seine Schwester kam 1902 zur Welt (Auskunft StadtA Ulm). Die Familie gehörte zur neuen Ev. Weststadtgemeinde, für deren Kirchenneubau sich Mayer früh engagierte, vgl. Anm. 32. 1914 machte er sein Abitur am Realgymnasium, s. StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 5.

⁷⁸ Rektoratsübergabe, S. 58–70, hier S. 59. Mayer wurde am Ohr verwundet, s. StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 5. Er war Vizewachtmeister bei der Feldartillerie, s. ebd., Bl. 25.

⁷⁹ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 5.

⁸⁰ W. Voigt (wie Anm. 25), S. 87–92.

⁸¹ Olaf Peterschröder: Strategie der Verhinderung? Zur Partizipation des Neuen Bauens in der Provinz Westfalen (1918–1933), Diss. Karlsruhe 2010, Karlsruhe 2012, S. 227. Die Typenentwürfe der Bauberatungsstelle fanden bei verschiedenen Siedlungen Anwendung. Wolf war Mitarbeiter von Schmitthenner u. a. in Carlowitz und Staaken gewesen, s. W. Voigt (wie Anm. 25), S. 88.

näher mit dem Siedlungsbau. Seit 1927 wohnte er zusammen mit seiner Frau⁸² in Stuttgart-Kaltental⁸³ in der ebenfalls nach dem Heimstätten-Konzept erstellten Schlossberg-Siedlung,⁸⁴

Seine kirchliche Verbundenheit manifestierte sich in seinem Amt als Kaltentaler Kirchengemeinderat seit 1932;⁸⁵ Mathilde Mayer wirkte ebenfalls intensiv am Gemeindeleben mit. Die Kaltentaler begnügten sich noch mit einem einfachen Betsaal⁸⁶ auf der westlichen Anhöhe; ihre Kirchenbauabsichten waren immer wieder vereitelt worden.⁸⁷ Um 1930 brachte sich Hannes Mayer mit einem ersten Vorschlag für die spätere Thomaskirche ein.⁸⁸ Parallel dazu plante die katholische Gemeinde auf der östlichen Geländehöhe auf dem ehemaligen Burggelände eine Kirche, die schon 1932 geweiht wurde (*Abb. 8*).

Er hatte seit 1927 als Schmitthenners Assistent an der TH beim Lehrstuhl für Baukonstruktion und Entwerfen gearbeitet, 1928 sein Examen als Regierungsbaumeister abgelegt und eröffnete 1932 sein eigenes Architekturbüro in Kaltental,⁸⁹ wo er ab 1934 im Hummelwiesenweg lebte.⁹⁰ Auf Mayers Kollegenkreis kam 1933 mit der Kochenhofsiedlung ein besonderes Projekt zu: Unter Schmitthenners Ägide entstanden, als direkte Konkurrenz zur Weißenhofsiedlung, 25 Wohnhäuser in Holzbauweise.⁹¹ Eines davon entwarf Hannes

⁸² Mathilde Mayer war eine geborene Strathmann, s. StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 15. Dem Namen nach könnten sich die beiden in Westfalen kennengelernt haben. Sie hatten einen 1929 geborenen Sohn namens Hans Michael, s. ebd., Bl. 25, und LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Wettbew.-Teilnehmer“, Mayer an Friz, 25. 5. 1934.

⁸³ Der Ort Kaltental wurde erst 1922 nach Stuttgart eingemeindet, s. TK, FS 1988, S. 6. Das Dorf war 1832 als Zusammenschluss von Oberweiler, Unterweiler und Schlossberg gebildet worden (ebd., S. 3) und hat aufgrund des tief eingeschnittenen Nesenbachtals eine zweiteilige geographische Struktur.

⁸⁴ Diese Siedlung war erst ein Jahr zuvor als Reformprojekt in Fertigbauweise vom Siedlungsverein Groß-Stuttgart errichtet worden, s. Stuttgarter Zeitung vom 26. 7. 2019. Wegen ihres Baumaterials wurde sie vor Ort als „Holzhausen“ bezeichnet, s. TK, FS 1988, S. 7. Die Mayers wohnten im Meisenweg 11, dem heutigen Hohlochweg, s. Amtliche Stuttgarter Adressbücher 1928–1933.

⁸⁵ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 25.

⁸⁶ TK, FS 1988, S. 10. Das Dorf hatte bis 1888 kirchlich zu Vaihingen gezählt, 1899 wurde der vorherige Pfarrverweser zum Pfarrer ernannt, s. H. Ehmer (wie Anm. 8), S. 268 und 270.

⁸⁷ Vor dem Ersten Weltkrieg hatte das Architektenbüro Behr und Oelkrug einen Entwurf ausgearbeitet; danach vernichtete die Inflation die finanziellen Reserven der Gemeinde, s. TK, FS 1988, S. 10.

⁸⁸ Ebd., S. 6 f.

⁸⁹ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 5.

⁹⁰ Das offenbar von ihm entworfene Wohnhaus im Hummelwiesenweg 18 taucht im Amtlichen Stuttgarter Adressbuch 1933 auf S. 162 auf, war da aber noch nicht bewohnt.

⁹¹ Zum Kochenhof und seinen beiden Vorläufern s. W. Voigt (wie Anm. 25), S. 100–104. Unter den Mitwirkenden, u. a. Wilhelm Tiedje und Ernst Schwaderer, entwickelte sich neben Hannes Mayer nur Paul Heim zum Kirchenarchitekten, s. Jörg Widmaier: Nordisch kühl oder heimelig konservativ. Zwei evangelische Kirchen der frühen Nachkriegszeit im Vergleich, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 48 (2019), S. 181–186, hier S. 184 ff.



Abb. 8: Die Antoniuskirche (1931/32) von Hans Herkommer in Stuttgart-Kaltental von Südwesten, 1932 und 1938. Der Schriftleiter des Schwäbischen Heimatbuchs, Felix Schuster, veröffentlichte 1940 diese Gegenüberstellung zusammen mit entsprechenden Fotos von der Brenzkirche in Stuttgart mit der knappen Bildunterschrift: „Wiedergutmachungen von Bausünden“. Seine offensichtliche Genugtuung ist bedrückend vielsagend.

Mayer. Die intensive Zusammenarbeit mit anderen Vertretern der Stuttgarter Schule, die Parteigenossen waren, könnte ihn zum Beitritt in die NSDAP am 1. Mai 1933 bewogen haben.

Einige Monate zuvor hatte der Verein für Christliche Kunst einen beschränkten Wettbewerb für die zukünftige Thomaskirche angestoßen, zu dem auch Mayer eingeladen war.⁹² Wohl auch wegen des problematischen Grundstücks an der Spornkante eines ehemaligen Steinbruchs (Abb. 9) befriedigten die verschiedenen Ergebnisse nicht, weshalb die Architekten Hannes Mayer und Hermann Eckert⁹³ zu einer gemeinsamen Weiterbearbeitung der Pläne aufgefordert wurden. Im April 1934 erlangte Mayer die künstlerische und Eckert die technische Leitung, während beide Hans Seytter unterstanden.⁹⁴

Kurz vor dem Wettbewerb für die Christuskirche konnte Mayer seine Kenntnisse im Siedlungsbau in Friedrichshafen einbringen. Im Ortsteil Manzell hatten Mitarbeiter der Dornier-Werke ein Siedlungsprojekt initiiert, für dessen ersten Bauabschnitt Mayer den Bebauungsplan entwarf und die drei

⁹² Die Niederschrift des Preisgerichts datiert vom 31.5. 1933, s. LKA Stuttgart, A 129 Nr. 249.

⁹³ Über Hermann Eckert ist wenig bekannt. Er lebte von 1884 bis 1973, war Regierungsbaumeister, aber auch politisch tätig, s. Stuttgarter Gedenktagekalender.

⁹⁴ LKA Stuttgart, A 129 Nr. 249. Aufgrund der Ereignisse um den Kirchenkampf kam das Projekt aber wieder zum Erliegen. Im August 1935 richtete der Ev. Frauenverein in Kaltental eine Petition an den OKR, den Kirchenbau endlich voranzutreiben. Die Grundsteinlegung fand trotzdem erst am 25. 10. 1936 statt; die Einweihung wurde am 17.7. 1938 gefeiert, s. TK, FS 1988, S. 11.



Abb. 9: Die Thomaskirche (1936–1938) von Hannes Mayer in Stuttgart-Kaltental von Osten, um 1965. Ebenso wie die Antoniuskirche bekam auch die Thomaskirche eine ortsbildprägende Berglage.

ausführenden Architekten anleitete.⁹⁵ Während des Bauantragsverfahrens für die Christuskirche war Mayer in Unterhausen beim Wettbewerb für den dortigen Volksschulbau als einer der Preisrichter involviert.⁹⁶ Insofern hatte er in der Reutlinger Umgebung bereits Fuß gefasst.⁹⁷

⁹⁵ Paul J. Fundel: Die Dornier-Siedlung in Friedrichshafen-Manzell, in: Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2 (2008), S. 68–89, hier S. 75–77. Schmitthenner war mit der Durchführung eines Wettbewerbs beauftragt worden, der aber keine verwendbaren Ergebnisse hervorbrachte, weshalb er Mayer aufforderte, einzuspringen. Die Ausführung der „Gartensiedlung Manzell“ erstreckte sich von Herbst 1934 bis Mai 1936; währenddessen wurde sie in „Dornier-Siedlung“ umbenannt. Während der Ausfertigung der Bauantragspläne für die Christuskirche erwähnte Mayer in einem Brief an Friz vom 20. 4. 1935, er müsse zwischendurch nach Friedrichshafen, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024.

⁹⁶ Reutlinger General-Anzeiger vom 10. 5. 1937 zur Einweihung der heutigen Karl-Bröger-Schule. Das Gremium hatte sich für Reinhold Haag, den aus Reutlingen gebürtigen und in Schorndorf tätigen Architekten, entschieden, Gemeinde A Lichtenstein, Gemeinderatsprotokolle Unterhausen vom 9. 1. und 17. 5. 1935, § 542, § 23. Die Verfasserin dankt Herrn Bernd Schönwälder für die Aktendurchsicht. Haag hatte ebenso wie der als Bauleiter beteiligte Georg Metzger aus Pfullingen am Wettbewerb für die Christuskirche teilgenommen, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/ „Entscheidung Preisgericht“. Dass Mayer im Nachbarort tätig war, geht auch aus einer Randbemerkung des Dekans Friz im Zusammenhang mit einer Stiftung für die Christuskirche (vgl. Anm. 66) hervor. Er erwähnte, der Fabrikant

Der Außenbau im stilistischen Kontext

Die Gesamtwirkung der Christuskirche ist die eines sehr kompakten, großen Baukörpers, der ja von den Auftraggebern für bis zu 1100 Personen bestimmt war. Seine an sich ruhigen Fassadenflächen ohne Gesimse und Profilierungen ergänzen sich mit dem großflächigen Dach, das von Mayer als „eindeutiger Ausdruck der Geborgenheit“ angelegt war.⁹⁸ Zusammen mit den Fachwerkgauben bekommt der Außenbau einen ländlichen Charakter. Folglich scheint es sich formal dem Äußeren nach um den Typus einer Saalkirche zu handeln.

Stilistisch hat die Christuskirche keinerlei Anklänge an frühere historisierende Imitationen. Stattdessen entspricht sie dem allgemeinen Streben nach Vereinfachung und Reduktion. Dieses war oft sowohl mit expressionistischen Zügen behaftet als auch mit einer Rückbesinnung auf frühchristliche Werte verbunden, weshalb viele Kirchen der 1920er Jahre mit blockhaften Grundformen und der Bevorzugung relativ geschlossener, glatter Mauerflächen und oft auch rundbogigen Fenstern abstrahierend an die Aura und Rationalität frühromanischer Architektur anknüpften.⁹⁹ Die Vertreter des Heimatschutzstils hingegen erzielten auch bei ihren Kirchen Schlichtheit durch Betonung der Regionalität und Materialgerechtigkeit. Eine „malerische Gruppierung der Baumassen mit seitlich abgerückter Stellung des Turmes unter Vermei-

Finckh hätte den Architekten „neulich aus Anlaß der Unterhauser [sic!] Wettbewerbs-sache getroffen“, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1029.

⁹⁷ Später erhielt er einen privaten Bauauftrag für ein Wohnhaus in der Reutlinger Aarastraße, dessen Baugenehmigung vom 10. 5. 1938 datiert, s. StadtA Rt, Bauverständigstelle, Baugesuche 1937–1939, hier 1938/Nr. 154.

⁹⁸ Beitrag Mayers zum Kirchweihheft, S. 4.

⁹⁹ In den 1920er Jahren waren vor allem katholische Bistümer den Experimenten des Neuen Bauens gegenüber aufgeschlossen, s. Barbara Kahle: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990, S. 29. Diese Aussage bestätigte sich auch regional in der Zusammenstellung der denkmalgeschützten Kirchen der 1930er Jahre in Baden-Württemberg, die dankenswerter Weise von Barbara Otto, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Tübingen, angefertigt wurde. Entgegen der ersten Annahme wurden bis 1936 eine Vielzahl von Kirchen errichtet bzw. fertiggestellt. Unter ihnen gibt es aber auch bei der ev. Kirche dieser Region moderne Beispiele. Wenig bekannt ist die – von den KGR der Katharinenkirche besuchte – Ebinger Friedenskirche. Hermann Baur hatte sich zu seiner kubischen Bauweise offenbar von der Weißenhofsiedlung inspirieren lassen. Die Verfasserin dankt Dorothea Reuter, StadtA Albstadt, für den Gedankenaustausch. Allgemein fällt aber auf, dass bei genauer Betrachtung die Übergänge zwischen den modernen und den traditionellen Bauten teils fließender sind, als es z. B. Thomas Braun darstellt in: Zwischen Traditionalismus und Modernismus. Bauen in Reutlingen im Zeitraum 1930–1950, in: RGB NF 34 (1995), S. 309–380, hier: S. 353. Auch nach 1933 begonnene Kirchen konnten – bezeichnenderweise im Inneren – durchaus noch fortschrittliche Raumlösungen aufweisen.

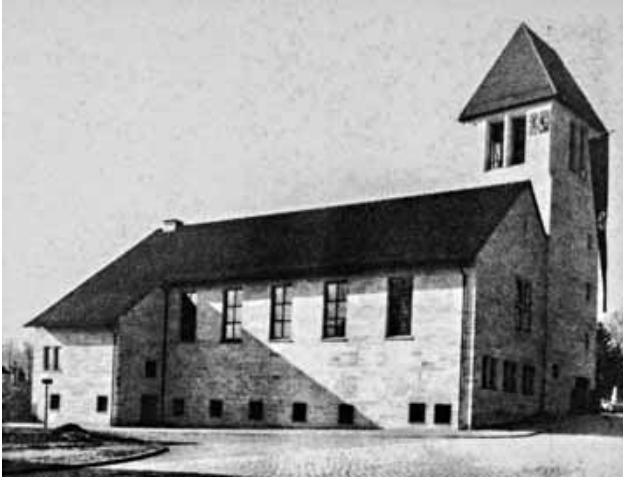


Abb. 10: Die Martinskirche (1936/37) von Karl Gosser in Stuttgart von Nordosten.

„dung strenger Axialität“ diene „einer Minderung der Monumentalität“¹⁰⁰ – dieses Zitat ließe sich unmittelbar auch auf die Christuskirche beziehen.

Als Angehöriger der Stuttgarter Schule gestaltete Mayer das Bauwerk mit Sorgfalt beim Rhythmisieren der Fassaden, überwiegend in traditioneller Formensprache und mit viel handwerklichem Bedacht. Typisch sind die – teils nur angedeuteten – Aufschieblinge und das Fehlen von Ortsgängen. Manchen Details gab er originelle Züge, wie den sauber halbrund ausgeformten steinernen Traufunterseiten. Den in der Region anstehenden Kalktuff ließ er in besonderer Weise versetzen.

Die Christuskirche hat zwar primär eine geschlossene Gestalt, aber diese wird von ihrer winkelförmigen Grundform wiederum aufgelockert. Auch die Martinskirche auf der Prag in Stuttgart, welche zeitlich parallel zur Christuskirche errichtet wurde, zeigt angrenzend an den rückwärtigen Teil einen markanten Quertrakt, welcher sogar im spitzen Winkel angefügt wurde.¹⁰¹ Ihr

¹⁰⁰ B. Kahle (wie Anm. 99), S. 26. Albert Boßlet hat in der Pfalz u. a. eine Reihe von Kleinkirchen im Heimatschutzstil entworfen, deren äußere Erscheinung als dörflich-romantisierend zu bezeichnen ist. Bei seiner Klosterkirche der Abtei Münsterschwarzach von 1935–1938 arbeitete er jedoch in engem Sinne zitathaft. Insofern wird das riesige Ensemble gemeinhin auch als „fränkisches Speyer“ benannt. In seiner Kolossalität schwingt ein Aspekt von Herrschaftsarchitektur mit.

¹⁰¹ Die im Januar 1937 eingeweihte Martinskirche (vgl. Anm. 31) wurde direkt angrenzend an den jüdischen Bereich des Pragfriedhofes platziert und dabei gesüdet. Während ihre östliche Langseite und die nördliche Eingangsfront zur dortigen Kreuzung hin eher abgeschottet sind, öffnet sich das Bauwerk zum Friedhof mit einer weitgehend durchfensterten Westseite und dem Gemeindesaal im stark abknickenden Flügel, woraus eine Platzsituation resultiert. Auch bei der Christuskirche hat sich „ein ruhiger Vorhof ergeben, durch den im Winkel vorspringenden Konfirmandensaal“, s. Mayers Beitrag im Kirchweihheft, S. 4. Die direkte

Architekt Karl Gonser hatte ebenfalls an der TH Stuttgart studiert und war auch an der Kochenhofsiedlung beteiligt gewesen. Eine noch größere Gemeinsamkeit zwischen beiden Kirchen stellen die jeweiligen Perspektiven übereck auf die Hauptfassade dar (vgl. *Abb. 3* und *10*). Gonser bildete das Giebdreieck auch ungleichschenkelig aus mit einem achsial auf den First bezogenen oberen Großfenster und mehreren Fenstern im Erdgeschoss. Allerdings grenzt hier der Turm direkt an den Kirchenbaukörper an. Er ist dabei ganz leicht schräg versetzt, so dass er den Hauptbau mit einer Schattenfuge überschneidet. Die Turmglockengeschosse ähneln sich, aber das Walmdach von Gonsers Turm ist bedeutend steiler als das Zeltdach bei Mayer. Vor allem aber ist der Turm der Christuskirche an sich viel höher und entsprechend ausgewogener proportioniert als derjenige der Martinskirche.¹⁰² Offensichtlich wetteiferten die Kollegen bei diesen Projekten miteinander. Bei beiden Kirchen ist das Erscheinungsbild stark vom unverputzten Naturstein geprägt; gemäß der Stuttgarter Gegend verwendete Gonser Dettenhäuser Sandstein.¹⁰³ Die Werksteine in verschiedenen Höhen präsentieren ihren handwerklichen Versatz. Auch bei der Christuskirche sind die Formate des Gönninger Kalktuffs bewusst unterschiedlich gewählt und mit besonderer Sorgfalt vermauert worden.¹⁰⁴ Es handelt sich um besondere Beispiele für den akribischen Umgang

Anbindung des großen Saales an den Altarbereich stellte allerdings eine ungewöhnliche Lösung hinsichtlich der Gottesdienstsituation dar. Ähnliches schlugen Tiedje und Schwaderer beim Wettbewerb für die Christuskirche vor, was aber von der Jury abgelehnt wurde. Zur langen Vorgeschichte der Martinskirche s. H. Ehmer (wie Anm. 8), S. 239, 246 f. und 268 sowie die Festschrift „100 Jahre Martinsgemeinde. 1887–1937–1987“, S. 4 ff. Die Gemeinde war ausgerichtet auf das seit 1894 in Etappen entstandene „Eisenbahnerdörfle“. Am 12./13. 9. 1944 wurden alle Gebäude der Martinsgemeinde zerstört; die Kirche konnte am 16. 12. 1950 wieder eingeweiht werden, s. die genannte Festschrift, S. 36. Im Inneren gab es dabei einige Änderungen.

¹⁰² Aufschlussreich ist eine Fassadenskizze Mayers, die während der Ausarbeitung seiner Pläne im Diskurs mit dem Dekan entstanden sein dürfte, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1023. Sie befindet sich zusammen mit einem anderen Motiv auf einem gefalteten und leicht brüchigen Bogen Transparentpapier. Während Friz für einen niedrigeren Turm und für nur fünf statt sieben Fenster plädierte, demonstrierte der Architekt mit ein paar Strichen, welche – der Martinskirche ähnliche – Wirkung das gehabt hätte. Auch die zurückgesetzte Position des Reutlinger Turmes ist vorteilhafter. Die seitliche Portalanordnung lockert das Bild außerdem auf.

¹⁰³ S. „Beschrieb“ neben dem Querschnitt auf Bauzeichnung 4 für die Martinskirche, Maßstab 1:100, datiert von Gonser am 30. 3. 1935, in: Ev. GKGR Stgt., Bauabteilung.

¹⁰⁴ Die Vorsetzplatten aus Tuff (vgl. Anm. 56) sind verschieden vermauert. Es gibt Partien, wo bis zu vier Riemchen neben einem großen Quader angeordnet sind. Das Ganze wird aber von durchlaufenden Horizontalfugen durchaus geordnet. Andere Gebäude zeigen ein Verhältnis von 1:2 bei den Schichthöhen, so beim Gönninger Rathaus, oder von 1:1, wie beim Reutlinger AOK-Gebäude. Außerdem sind die Steine der Christuskirche auf verschiedene Weise gesägt, was ihnen jeweils charakteristische Oberflächen verleiht. Auch die Fugenbehandlung ist insofern ungewöhnlich, als sie weder glatt abgezogen noch wulstig belassen, sondern so verstrichen wurden, dass sich trotzdem noch ein Relief um die Mauersteine he-

der Stuttgarter Schule mit natürlichen Materialien. Allerdings eignet sich der farblich gleichmäßigere Tuffstein eher zu dieser belebten Fassadengestaltung.

Die Giebel beider Kirchen unterscheiden sich hinsichtlich der Fensterbehandlung. Die Christuskirche hat im Erdgeschoss fast quadratische Öffnungen, die deutlich asymmetrisch platziert sind und mit ihren nahezu glatten Gewänden und in ihrer engen Reihung ziemlich modern wie ein Fensterband wirken, während die paarweise stehenden Fensterformate mit schweren Sohlbänken bei Gonser deutlich traditioneller geformt sind; auch das Großfenster darüber bildet er viel massiger aus.

An der dem Platz zugewandten Turmseite erlaubte sich der Architekt mit einem Balkon auf schweren Konsolsteinen über dem flach segmentbogigen Hauptportal und dessen tief einschneidenden Gewänden tatsächlich einen eindeutigen Herrschaftsgestus. Dazu kamen noch an mehreren Stellen Metallvergitterungen. Insgesamt hat die Christuskirche einen gelösteren Ausdruck. Mayer gestaltete subtil und nicht schwer; formale Fragen löste er nicht schematisch, wohl aber zurückhaltend.

Dass u. a. der Turm bei der Prüfung des Bauantrags Anstoß wegen seines niedrigen Zeldaches erregte, ist bezeichnend. Mayer hielt sich mitunter nicht eng an die konservativen Gestaltungsvorstellungen und konnte sich argumentativ durchsetzen.¹⁰⁵ Ungewöhnlich sind die nur mit einem Geländer versehene Öffnungen der Glockenstube. Die Mehrzahl der Kirchtürme der 1920er und 1930er Jahre weisen Schalljalousien auf, welche die Glocken verbergen. Ausgerechnet der obere Teil des Turmes vermag mit seiner Abwandlung von Biforien Assoziationen an frühromanische Kirchen zu wecken, wozu auch die Tierplastiken auf gedachter Kapitellhöhe beitragen.¹⁰⁶ Auch das Tympa-

rum abzeichnet. Die Verfasserin dankt Bertold Hager von der Firma Stein & Restauration in Ammerbuch für die fachliche Beratung. Möglicherweise reagierte Mayer mit dieser Fugennetzbetonung auf das ebenfalls sehr spezielle Verfahren bei der Martin-Luther-Kirche im heimatlichen Ulm. Offensichtlich regte ihn auch das Sortiment der Firma Schwarz an. Die Gönninger Steinbrüche waren so ergiebig, dass gut verfestigtes Material in der Zeit sogar bei den Berliner Olympiastätten Verwendung fand, s. Margarete Blank-Mathieu: Der Tuffsteinabbau in Gönningen, in: RGB NF 51 (2012), S. 231–265, hier S. 245–246. Eine Rezeption von Mayers Tuffsteinverwendung zeigt sich 1958/59 bei der Aussegnungshalle des Reutlinger Friedhofs Römerschanze.

¹⁰⁵ Bauakte Lohmühlestraße (wie Anm. 44). Schon im Protokoll des Preisgerichts vom 6. 12. 1934 wurde Mayers Entwurf „eine Verringerung der Durchbrechung des Turmes“ nahegelegt, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Entscheidung Preisgericht“. Vermutlich war das Reutlinger Glockengeschoss Vorbild für die Martinskirche. Als Vertreter der Stuttgarter Schule wurde die Prüfung von Mayers Bauantrag offenbar aufgeschlossener behandelt. Keine Chance hatte hingegen die 1933 beim Stuttgarter Weißenhof eingeweihte Brenzkirche von Alfred Daiber, die mit Verweis auf die Reichsgartenschau 1939 von Rudolf Lempp einschneidend umgebaut wurde. Deren offener Glockenstuhl hatte besondere Ablehnung erfahren, s. Ulrike Plate: Die Brenzkirche in Stuttgart. Neues Bauen in Zeiten des Dritten Reiches, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 46 (2017), S. 136–142.

¹⁰⁶ Vgl. Anm. 64.

non am Hauptportal mit der *Majestas Domini* in Frontaldarstellung gehört zur Romanik-Rezeption an diesem prominenten Kirchenbauteil. Aber ansonsten gestaltete Mayer deutlich neutral-sachlicher. Die häufig bei Kirchen der Zwischenkriegszeit anzutreffenden Rundbögen verwendete er nirgends, aber die demonstrativen Segmentbögen des Heimatschutzstiles finden sich ebenso wenig.

Auch die Neigung seines Chorwalms konnte der Architekt gegen eine Erhöhung verteidigen (*Abb. 4*). Das Motiv des turmartigen Chores hatte Mayer wahrscheinlich zuerst in Kaltental angewendet.¹⁰⁷ Die dortige Thomaskirche (*Abb. 9*) ist genordet und hat eine längsrechteckige Grundfläche mit einem teilweise frei gestellten quadratischen Chorturm und einem kurzen Seitenflügel im Südwesten. Der Hauptbaukörper wird von einem Satteldach überfangen, während der Chorturm ein elegant gelängtes Glockendach trägt, das mit Kupferblechen belegt ist. Aufgrund seiner steilen Hanglage hat das Bauwerk drei Nutzungsebenen, deren Rangfolge nach unten hin abnimmt. Auf der Bergseite im Westen liegen die Hauptzugänge. Hier befindet sich in der obersten Zone der Kirchenraum, der an der Talseite unterhalb der Traufe zehn kleinere Fenster aufweist. Darunter folgt das Saalgeschoss mit einem sehr geräumigen Gemeindesaal mit Bühne unterhalb des Chores. Die unterste Ebene war mehreren Luftschutzräumen vorbehalten.¹⁰⁸

Beim Blick auf die Kirche über das Tal hinweg zieht auch das apsidiale Gebilde an der Südseite die Aufmerksamkeit auf sich. Unter seinem Dach liegt die Orgelempore. Auch hier wächst die polygonale Brechung der Wand aus dem gerade fluchtenden Mauerwerk darunter hervor und wird von seitlichen Dachschrägen umschlossen, aber die turmartige Partie ist in Kaltental viel kürzer und sollte vermutlich der Ablesbarkeit des Kirchraumes innerhalb des

¹⁰⁷ Die Kirche hatte ja zwei Architekten (vgl. Anm. 94) und die lange Planungsphase wurde von außen gesteuert. In dem Gutachten des Beratergremiums an den OKR vom 23.2.1934, in: LKA Stuttgart, A 129, Nr. 249, wurde Mayers Konzept der Vorzug gegeben, verbunden mit der Empfehlung, „zu der Giebelform der Südseite seines früheren Entwurfs zurückzukehren.“ Dabei könnte es sich um das betreffende Motiv handeln. Die Entscheidung für die charakteristische Form des Chorturmhelmes anstelle eines schlichten Satteldaches wurde erst kurz vor dem Bauantrag getroffen, s. LKA Stuttgart, A 129, Nr. 249; TK, FS 1988, S. 10.

¹⁰⁸ Die Thomaskirche wurde bei einem Fliegerangriff am 11.3.1943 von einer Sprengbombe getroffen und brannte völlig aus. Den Wiederaufbau 1949–1950 konnte Hannes Mayer allein durchführen. Seine gestalterischen Änderungen betreffen aber weitgehend nur das Innere. Mayer stiftete 1950 die Christus-Thomas-Gruppe von Henn am Taufstein, welche also ein echtes Frühwerk ist, s. TK, FS 1988, S. 17. Die Einrichtung von drei Jugendräumen im untersten Geschoss übernahm wiederum Mayer, s. LKA Stuttgart, A 129, Nr. 250, KGR-Protokoll vom 16.1.1962. Von Anfang an befand sich im südwestlichen Quertrakt u. a. eine kleine Mesnerwohnung, über zwei Geschosse reichend.

großen Bauvolumens dienen.¹⁰⁹ Es scheint sich gewissermaßen um eine Saalkirche zu handeln, die auf einem Gemeindezentrum „aufsitzt“.

Die exponierte Lage der Thomaskirche erforderte eine besondere Berücksichtigung ihrer Fernwirkung. Dazu gehörte auch die Materialwahl. Erneut konnte Mayer Gönninger Kalktuff verwenden. Als Erfahrung von der Christuskirche wurden jedoch vor allem für die mächtige Talfassade größere Steinformate eingefordert.¹¹⁰ Die drei beschriebenen steinsichtigen Sakralbauten gehören damit zur Minderzahl innerhalb der Kirchenbautätigkeit der 1930er Jahre im Land.¹¹¹

Der Innenbau im stilistischen Kontext

Vor der weiteren Analyse der Christuskirche muss auf die Liturgische Bewegung eingegangen werden, die, einsetzend noch im 19. Jahrhundert, beide Konfessionen erfasst und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg starken Einfluss auf den Kirchenbau gehabt hatte.¹¹² Es ging darum, die Gemeinde unmittelbarer am Gottesdienst teilhaben zu lassen. In evangelischen Kreisen hatte sich Kritik an der ausgehöhlten Dominanz der Predigt entzündet, weshalb das Wiesbadener Programm von 1891 eine Aufwertung des Altars dahingehend postulierte, dass dessen Wahrnehmung nicht von Seitenschiffen gestört und in einem tiefen Chor verborgen sein sollte. Dies regte bereits die

¹⁰⁹ Der Grundriss des Emporengeschosses zeigt, dass die Orgelempore längsrechteckig ist, so dass Mayer die Abschrägungen steiler und somit typischer anlegte; s. Ev. GKGR Stgt., Bauabteilung, Thomaskirche, hier: Baugesuch mit Eingangsstempel vom 4. 4. 1936. Hingegen sollte der querrchteckige Chor der Christuskirche offenbar nicht zu viel von seiner Grundgestalt einbüßen, weshalb seine abgewinkelten Wandstücke recht kurz und somit umso eigentümlicher ausfallen. Wegen des riesigen Bauvolumens musste auch der Bauschmuck auf ein Minimum beschränkt werden. Helmuth Uhrig schuf die Tierdarstellungen an den östlichen Fenstern des Kirchenraumes, s. Ev. GKGR Stgt., Bauabteilung, Thomaskirche, hier: Vorwort zur Baurechnung vom 28. 8. 1941. Diese plastischen Werke aus Kalktuff ähneln denjenigen des Christuskirchenturms, vgl. Anm. 64. Darüber hinaus erhielt nur der Altarraum ein großes Rundfenster mit Kreuzigungsgruppe, ebenfalls von Uhrig, s. TK, FS 1988, S. 16 f.

¹¹⁰ Schmalere Steine sind so auch nur an der Westfassade zu beobachten. Die Stuttgarter Erlöserkirche von 1906 bis 1908 errichtete Theodor Fischer – aufgrund günstiger Kosten – ebenfalls mit Kalktuff, s. Hajdu/Heißenbüttel (wie Anm. 19), S. 148. Ein Werbeprospekt der Firma Schwarz in Gönningen bildete u. a. diese Kirche als Referenz ab, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„KGR“.

¹¹¹ Innerhalb Württembergs waren es in den 1930er Jahren insgesamt nur fünf Bauten, die nicht verputzt wurden.

¹¹² Grundlegend dazu s. B. Kahle (wie Anm. 99), die einleitenden Kapitel auf S. 1–27. Früher und konfessionell enger setzt Eva-Maria Seng an mit: Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie. Theorie und Wirklichkeiten im evangelischen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts (Kirche und Kunst, Bd. 1), Tübingen-Berlin 1995.

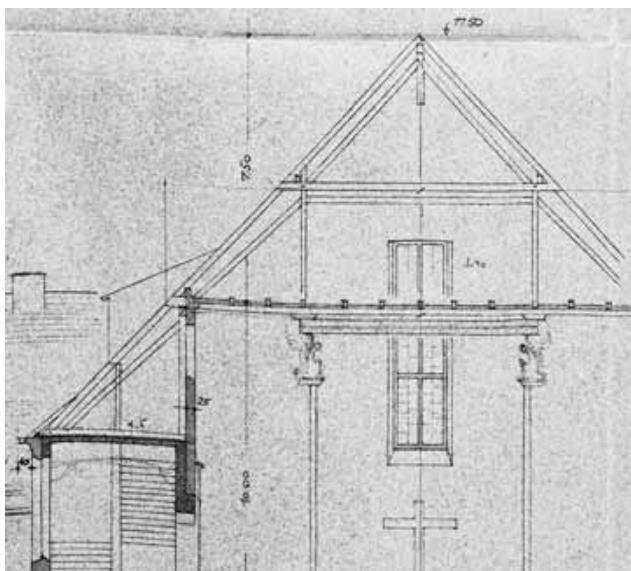


Abb. 11: Detail des Querschnitts aus den Bauantragsplänen der Christuskirche, April 1935.

Suche nach neuen Raumgefügen an.¹¹³ Die Möglichkeiten der Eisenbetonbauweise wurden nun auch für den Kirchenbau dienstbar gemacht, um möglichst weite, stützenlose Räume zu erzielen mit guten Sichtverhältnissen und stärkerem Gemeinschaftsgefühl.¹¹⁴

Welcher Raumeindruck stellt sich nun in der Christuskirche ein (Abb. 6)? Wer in ihr Zentrum gelangen möchte, kommt nicht direkt dorthin. Entgegen der Suggestion des Außenbaus, es handele sich um eine Saalkirche, tut sich im Inneren ein basilikales Gefüge auf,¹¹⁵ das zunächst über die Seitenschiffe erreicht wird. Sie sind geräumig und hell und mit ihren wandparallelen Bänken dem Mittelschiff zugewandt, das wiederum dreimal so breit ist wie sie. Im

¹¹³ Erwünscht war eine Anordnung von Orgel, Kanzel und Altar übereinander in der Raummittelachse, wie es sie in den Querkirchen des 18. Jh. schon gegeben hatte. Der 3. Kirchbaukongress von 1928 revidierte diesen Leitsatz aber wieder, s. B. Kahle (wie Anm. 99), S. 4. Einer der Wettbewerbsbeiträge für die Christuskirche mit Kanzelaltar und kombinierter Orgel wurde demzufolge auch zurückgewiesen. Zu den zeitlich parallelen Reformgedanken von Sulzer und Schoell zum neuen, lebendigen Gemeindebewusstsein in der ev. Kirche vgl. Anm. 19. Papst Pius X. reagierte kurz nach 1900 lediglich theoretisch auf den Wunsch, die Liturgie der Messe direkter miterleben zu wollen.

¹¹⁴ In der Ulmer Garnisonskirche von 1906 bis 1910 hat der Architekt Eisenbetonbinder in Form seiner typischen Fischerbögen eingesetzt, um das sehr breite Mittelschiff quer zu überspannen; dabei präsentierte er die Betonkonstruktion ganz ehrlich in ihrer Materialität. Fischer rückte außerdem ganz im Sinne des Wiesbadener Programms die seitlichen Arkaden ziemlich nah an die Raumwände.

¹¹⁵ Vgl. die Erläuterung eines Aspekts der Basilika in der Baubeschreibung bei Anm. 57.



Abb. 12: Die Thomaskirche in Kaltental, Blick in den Innenraum, 2019. Für die Wand beim Taufstein stiftete Hannes Mayer 1950 die Christus-Thomas-Gruppe von Ulrich Henn. Wie bei der Christuskirche erhielt damit ein junger Künstler eine besondere Wirkungsstätte.

zentralen Gang angekommen, konzentriert sich alles zum Altar hin. Damit ist der Begriff der Wegekirche beschrieben.

In der Weite des Raumes geht der Blick dann auch an den Hochschiffwänden entlang zu den Obergadenfenstern, die aber nicht recht zu den Gauben am Außenbau passen wollen. Der Architekt entwickelte in der Dachzone über den Seitenschiffen (Abb. 11) jeweils zwischen einem Gauben- und einem Obergadenfenster eine Art Lichtkorridor. Dazu sind weiß gestrichene Holzbretter schräg in den zwickelartigen Gang eingefügt, um tatsächlich genug Licht ins Kircheninnere gelangen zu lassen.¹¹⁶

¹¹⁶ Mit unterseitigen Brettern kann die Wirkung dieser kastenartigen Konstruktion noch erhöht werden. Detaillierte Zeichnungen dazu ließ Mayer umgehend veröffentlichen in: N. N.: Die neue evang. Christuskirche in Reutlingen, in: Die Bauzeitung 48 (1936), S. 502–504. Das sehr seltene Heft befindet sich in LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1030. Es handelt sich nicht um einen Aufsatz, sondern um Fotos, Umzeichnungen von fremder Hand



Abb. 13: Die Thomaskirche in Kaltental, Blick in den Innenraum, um 1938, Erstzustand vor der Kriegszerstörung 1943. Die Bestuhlung war dem Geldmangel geschuldet.

Sein Verfahren hat sich Mayer zuerst in Kaltental zunutze gemacht. Dort ging es darum, das riesige Bauvolumen gefällig in das Orts- und Landschaftsbild einzufügen. Dafür musste die Traufe des Satteldaches möglichst weit heruntergezogen werden, obwohl der Kirchenraum dahinter eine angemessene Stattlichkeit erhalten sollte. Tatsächlich überrascht auch hier ein basilikaler Innenraum (Abb. 12), der aber bei beiden Kirchen insofern nicht vollständig typgemäß ist, als die Seitenschiffe außen keine eigenen Dächer zeigen.¹¹⁷ Offenbar überzeugte Mayers seltene Lösung im Kollegenkreis, denn 1936–1938

mit zahlreichen Fehlern, aber auch um maßstabsgetreue Konstruktionszeichnungen von Mayer. Vorgestellt wurde u. a. die spezielle Konstruktion der Faltwand zwischen dem Gemeindesaal und dem Mittelschiff.

¹¹⁷ Bei einer Pseudobasilika haben die Hochschiffwände keine Obergadenfenster. Im Vergleich zur Christuskirche fällt auf, dass diese Fenster bei der Thomaskirche direkt unter der Mittelschiffdecke und damit weniger vorteilhaft sitzen.

errichtete Paul Heim in Stuttgart-Zuffenhausen die Michaelskirche als ländliche Fachwerkkirche mit Dachgauben, deren Lichteinfall er in etwas abgewandelter Form ebenfalls zur Beleuchtung des Obergadens nutzte.¹¹⁸ Auch hier tritt der basilikale Typus erst innen in Erscheinung. Nochmals bemerkenswerter ist diese Adaption, als die Thomaskirche vor ihrer Kriegszerstörung ebenso wie die Michaelskirche Hochschiffwände aus Fachwerk auf hölzernen Ständern besaß (*Abb. 13*).

Damit passte sie sich dem damals noch überwiegend ländlich geprägten Charakter Kaltentals an. Trotz verputzter Gefache kontrastierte dieses Gefüge stark mit den übrigen Wänden, verband sich aber unmittelbar mit der Hammerbalkendecke.¹¹⁹ Im Vergleich zur Christuskirche hat das Kaltentaler Mittelschiff mit seinen fünf Jochen eine länglichere Form, und der Chor ist quadratisch, also tiefer. Darin verliert sich der Altar beinahe etwas, und der Chorbogen muss als eher konservatives Motiv bezeichnet werden.¹²⁰ Zu berücksichtigen ist, dass Mayer sich dort ja mit Eckert einigen musste. Folglich zeigt die Christuskirche klarer die Formensprache des Architekten.¹²¹ Mit seiner Entscheidung für die Sichtbetonpfeiler und -unterzüge der neuen

¹¹⁸ S. dazu J. Widmaier (wie Anm. 91), S. 184 und 186. Gerhard Kabierske bietet u. a. eine Innenaufnahme, s. querschnitt – aus den Sammlungen des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (saai), Karlsruhe 2006, S. 104 f. Die Verfasserin dankt ihm für den Hinweis und den Gedankenaustausch.

¹¹⁹ Im Übrigen dokumentiert die Raumbgestaltung mit Fachwerk, zu der sich Mayer ja 1950 beim Wiederaufbau erneut entschied, die Verbundenheit der Stuttgarter Schule mit der Holzbauweise. Diese zeigte sich beim Kochenhof (vgl. Anm. 21), aber auch bei der Schlossberg-Siedlung (vgl. Anm. 84) und in spezieller Form auch beim Streit von 1935 um den Wiederaufbau des Stuttgarter Alten Schlosses durch Schmitthenner, der dort im Dachwerk ähnliche Schmuckaufsachungen einbauen ließ, wie sie Mayer bei der neuen Thomaskirche an den Hochschiffwänden vorführte – sicherlich eine Reminiszenz an den Lehrer, zumal das Alte Schloss im Zweiten Weltkrieg erneut ausgebrannt war, s. W. Voigt (wie Anm. 29), S. 84.

¹²⁰ Die Ähnlichkeiten zur Christuskirche sind trotzdem zahlreich; hervorzuheben sind die Erschließung des Kirchenraums über die Seitenschiffe, die Position und Grundform von Kanzel und Taufstein, die Anordnung eines Saales unter der Orgelempore, der sich mit einer ähnlichen Falttür zum Kirchenraum öffnen lässt und seine Betondecke ebenso präsentiert, wenn auch bei der Thomaskirche in anderer formaler Ausführung.

¹²¹ In Reutlingen gab es anfangs auch eine Diskussion, ob die Hochschiffwände in Fachwerk ausgeführt werden sollten. Auch dazu fertigte Mayer eine Skizze auf dem schon erwähnten Transparentpapier an, vgl. Anm. 102. In einem offiziellen Schreiben von Mayer an Friz vom 23. 2. 1935 kündigte er zwei Modelle zur Verdeutlichung der Varianten an, s. in LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1024/„H. Mayer“. Dies erklärt das Zögern Mayers bei der Arkadenbehandlung, vgl. Anm. 69. Bei der GKGR-Sitzung vom 3. 5. 1935 wurde bekannt gegeben, dass der Bauausschuss verputzte Hochschiffwände für „in der Wirkung ruhiger und harmonischer“ hielt, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34. Da er dies kaum gegen seinen Willen realisiert hätte, ist von einem Umdenken Mayers an diesem grundlegenden Punkt auszugehen.

Thomaskirche verhielt er sich allerdings moderner als bei der Umgestaltung der Christuskirche 1952–1954.¹²²

Offenbar setzte Mayer das basilikale Schema als Würdeformel für seine beiden Kirchen ein und gab ihnen, bewusst changierend, damit auch einen städtischen Charakter. In der Christuskirche stehend (*Abb. 6*), treten die Seitenschiffe allerdings eher in den Hintergrund. Schon zum Wettbewerbsentwurf Mayers hatte die Jury betont, dass „der fast quadratische, schöne Hauptraum dem evangelischen Gedanken“ entspreche.¹²³ Die ursprünglich durchgehend hellen Hochschiffwände (*Abb. 7*) fokussierten die Aufmerksamkeit sicherlich noch mehr zum Zentrum,¹²⁴ wo im querrchteckigen Chor mit seiner entsprechend weiten Öffnung der Altar vorne platziert ist. Dabei spielt das außerordentliche Chorfresko die entscheidende Rolle, dem Altar eine raumbildprägende Wirkung zu geben, denn die um die Schrägen des Chores herumgeführte Malerei in mehreren „Tafeln“ und die genau auf den Altar hin proportionierte Bildunterschrift entsprechend einer Predella lassen das Ganze als Flügelaltar erleben.¹²⁵ So ist eine enge optische Verklammerung zwischen

¹²² Vgl. Anm. 69. Dass sich bei der Christuskirche unter der dünnen Schlämme das Kerngerüst aus Eisenbeton ohnehin abzeichnen würde, war von vornherein klar. Bei der Neufassung der Pfeiler und Unterzüge stimmte Mayer aber der Kaschierung ihres Materials zu.

¹²³ LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022, Protokoll des Preisgerichts vom 6. 12. 1934.

¹²⁴ Die Pfeilerfiguren von Henn wenden sich allerdings auch dem Altarraum zu und geben so den Betrachterblicken eine Richtung nach vorne.

¹²⁵ Mit Hinweis auf Beratungen zum Namen der Christuskirche (vgl. Anm. 46) wurden im Reutlinger General-Anzeiger vom 9. 3. 1935 erstmals Stifter für Ausstattungsstücke gesucht, u. a. für das Chorfenster und ein großes Kreuz. In der Stuttgarter Martinskirche prägt ein solches Kruzifix von Jakob Brüllmann noch immer den Raum. In einem Schreiben an Georg Kopp vom 18. 1. 1936 bat Immanuel Friz ihn um Beratung für ein Konzept, das die Werke aller beteiligter Künstler verbinden sollte. Unklar waren da noch die angedachten Plastiken an den Arkadenpfeilern von Brellochs, vgl. Anm. 69. Außerdem sollte das Chorfenster figürliche Glasmalerei erhalten, und Emil Gminder drang als Stifter auf ein Wandgemälde des jungen Reutlingers Gustav Wilhelm Weizsäcker. Zur weiteren Genese der beiden ausgeführten Wandfresken s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1025. Nachdem die Wand beim Taufstein als Ort eines Freskos bestimmt und Walter Kohler zunächst nur als weiterer Berater in die Sache involviert war, riet er von einer so großen Buntglasmalerei im Chor ab und entwarf stattdessen einen „Cyklus teppichartiger Bilder“ für die Fläche unter dem Chorfenster. Ende Juni 1936 wurde er damit beauftragt, vgl. Anm. 68. Ob Kohler dabei u. a. an mittelalterliche Fresken nach Art der *Biblia pauperum* gedacht hat in Anbetracht der kirchenfernen Arbeiterschaft in der Christuskirchengemeinde? Zwischen 1934 und 1940 schuf er übrigens sein großflächiges Weltgerichtsfresko in der Ev. Kirche in Hohenstaufen. Für das Fresko am Taufstein legten schließlich neben Weizsäcker noch Rudolf Yelin d. J. und der Stuttgarter Rudolf Müller (1903–1969) Entwürfe vor. Letzterer erhielt den Auftrag, weil sein Duktus besser zur Wandmalerei Kohlers passte. Nachdem die wetteifernden Künstler eines von vier Themen hatten auswählen dürfen, schuf Müller die Szene mit Christus vor Pilatus. Bald danach musste er als „Entarteter“ auch ein Ausstellungsverbot erdulden und später weitere Schicksalsschläge, s. u. a. Corinna Steimel: Bildgewalt – Gewaltbild. Mehr als ein Jahrhundert zwischen Wahn und Wirklichkeit, in: Schwäbische Heimat 69 (2018), S. 39–47, hier S. 44. Insofern kommt seinem Frühwerk in der Christuskirche eine



Abb. 14: Die Frauenfriedenskirche (1927–1929) von Hans Herkommer in Frankfurt-Bockenheim. Blick in den Innenraum, Postkarte um 1930. Die Deckenkonstruktion bedurfte noch der Querbinder.

Chor und Mittelschiff hergestellt, was dem Leitsatz von der Einheit der Gemeinde mit der Einheit des Raumes relativ nahe kommt.

Dazu trugen aber auch noch andere Faktoren bei. Die Breite des Mittelschiffs von 12,5 Metern lässt zu, dass die Stirnwände neben der Choröffnung ihrerseits eine beträchtliche Fläche aufweisen. Daraus resultiert eine separate Dreiteilung der Ostansicht. Diese wird von der rhythmischen Längsprofilierung der Kassettendecke unterstützt, welcher sich auch die Lampen¹²⁶ mit ihrer Reihung hin zu den beiden großen Engeln am Chorübergang anschließen. Die Tiefenwirkung des Mittelschiffs mündet in den überhöhten Chorbereich,¹²⁷ der mit seinem großen Fenster heller ausgeleuchtet ist als die hölzerne Flachdecke, also bewusst inszeniert wird.

zusätzlich berührende persönliche Bedeutung zu. Zum Umgang mit seinem Fresko vgl. Anm 67.

¹²⁶ Nur die Leuchtkörper sind – leider in sehr ablenkender Weise – ausgewechselt; die Positionen der Lampen sind geblieben.

¹²⁷ Der Chor ist in etwa ein Drittel höher als das Kirchenschiff und reicht weit in das Dachgeschoss hinein. Wie hoch z. B. das Chorfenster gezogen ist, lässt sich auch dem abgebildeten Querschnitt entnehmen. Eine Fachwerkwand schließt den Chor nach Westen ab. Allerdings befindet sich, den Gemeindeblicken verborgen, hier noch ein schmaler Balkon, der als Sänger- oder Bläsertribüne fungieren kann. Dieses Element weist, deutlich inszeniert,



Abb. 15: Die Antoniuskirche in Kaltental, Blick in den Innenraum, um 1932. Hier verwirklichte Herkommer die Raumform einer pfeilerlosen Basilika in einer kleinen Kirche.

Während das Thomaskirchenprojekt noch in den Anfängen steckte, realisierte Hans Herkommer (1887–1956)¹²⁸ in Kaltental die Antoniuskirche. Er hatte seit Mitte der 1920er Jahre in schneller Abfolge Schritte zu einem ganz neuen Raumgefüge unternommen, das von der Liturgischen Bewegung geprägt war.¹²⁹

Die Frauenfriedenskirche in Frankfurt-Bockenheim von 1926 bis 1929 (Abb. 14) steht am Wendepunkt seiner Entwicklung und bedeutete auch sei-

auch die Ulmer Garnisonskirche auf; bei der Thomaskirche, deren Chor weniger überhöht ist, scheint das Triforium über dem Chorbogen daran zu erinnern, aber das Motiv wirkt sinnleert.

¹²⁸ Herkommer hatte 1906–1910 an der TH Stuttgart bei Fischer, Bonatz und Elsaesser studiert und schon 1919 ein eigenes Büro in Stuttgart eröffnet, s. Marlen Dittmann in: <http://institut-aktuelle-kunst.de/kuenstlerlexikon/herkommer-hans> (23.11.2019). Zu seinen zahlreichen Kirchenbauprojekten zählte auch die Susokirche in Ulm, die er 1927–1928, also parallel zur dortigen Martin-Luther-Kirche (vgl. Anm. 32), errichtete. Dort könnte Mayer ihn erstmals bewusst wahrgenommen haben. B. Kahle (wie Anm. 99), S. 31, zählt ihn zu den maßgeblichen Architekten, die ab Mitte der 1920er Jahre den Kirchenbau neu belebten.

¹²⁹ Bei der Suso-Kirche verfolgte Herkommer einmal mit Parabol-Querbindern einen anderen Ansatz, welchen dann Otto Linder und andere Architekten im Württembergischen Südoften mit interessanten Kirchen weitertrugen.

nen Durchbruch innerhalb der damaligen Fachwelt.¹³⁰ Dort separierte er den Altar noch von der Gemeinde und das Bauwerk besaß – wie die Christuskirche – noch Seitenschiffe, welche aber vermutlich nur als Prozessionswege dienten. Auffallend ist aber die Deckenzone im Frankfurter Mittelschiff: Es ziehen sich seitlich lamellenartige Betonbalken durch die gesamte Tiefe des Raumes, unterstützt von Querbalken; dazwischen ist das Mittelschiff nochmals erhöht und mit seitlichen kleinen Fenstern ausgestattet, sodass hier in der Höhe erneut ein basilikales Schema anklingt. Diese Gesamtkonstruktion gibt dem Mittelschiff ein Eigenleben und sorgt für einen starken Zug nach vorn. Bei der Christuskirche führen in der oben beschriebenen Weise alle Sehlinien auf die Engel zu, die, auf den Wandpfeilern sitzend, eine Torsituation zu markieren scheinen, zumal ihre Flügel und Kopfrichtung wie Bogenansätze in den Luftraum ragen. So wird ein Triumphbogen angedeutet, aber im Grunde ist die scharfkantige Akzentuierung des Chores als Zielpunkt sogar entschlossener und gewissermaßen moderner.

Tatsächlich radikal war dagegen Herkommers Herz-Jesu-Kirche in Ratingen (1927–1929), mit der er zum echten „Einraum“ gelangte. Seine baukonstruktive Erfindung wandte er genauso bei der kleinen Antoniuskirche in Kaltental an (vgl. *Abb. 8* und *15*): Während sich der Baukörper außen mit Mittel- und Seitenschiffen kubisch prägnant darbietet, weist er innen eine Höhenstaffelung auf, die ohne Stützen auskommt. Mit nur zwei kompakten Längsbindern, gebildet aus eisernen Gitterträgern, wird der ganze Raum überspannt und die pfeilerlose Basilika erreicht.¹³¹ Wenngleich die architektonischen Mittel konstruktiv und formal völlig verschieden sind, lässt sich das geräumige Mittelschiff der Christuskirche mit dem Altarraum der Wirkung nach auch wie ein Einraum erleben. Mayer lag eine derartige Stahlskelettbauweise völlig fern; trotzdem ist davon auszugehen, dass er sich mit den ungewöhnlichen Lösungen des Kollegen in Stuttgart auseinandergesetzt hat, und Herkommer verstand sich als ein moderner Traditionalist. Jenseits der eigenen Ausrichtung ist die Raumwirkung von Architektur und das Aufspüren ihrer Ursachen an sich interessant. Diese Aufgeschlossenheit kann Hannes Mayer zugestanden werden; und die Neugierde dürfte beim häufigen Gang zur eigenen Baustelle

¹³⁰ 1929 und 1930 publizierte Herkommer intensiv zu seinen Kirchenbauten, und auch in *Wasmuths Monatsheften für Baukunst* erschien 1929 ein Aufsatz über ihn von Werner Hege-
mann.

¹³¹ Herkommers Langbinderkirchen wurden unmittelbar rezipiert. Paul Trüdinger kombinierte dieses sehr kostengünstige und schnelle Bauprinzip bei seiner Kreuzkirche in Stuttgart-Hedelfingen von 1929/30 mit einer halbrunden Apsis und einem umlaufenden Lichtband über dem Mittelschiff, sodass ein geschmeidigerer Raumeindruck entstand. Damit könnte diese Kirche ihrerseits Vorbild gewesen sein für die 1934–1935 errichtete Bruder-Konrad-Kirche in Lichtenstein-Unterhausen von Hans Lütke-meier und Martin Schilling. Ihr Äußeres lässt als schlichter Saalbau die pfeilerlose Basilika im Inneren allerdings keineswegs erahnen. Das Kontrastieren von Innen und Außen gilt auch für die Christuskirche.

im Ort durchaus vorhanden gewesen sein – auch wenn es um die Ökumene damals noch schlecht bestellt gewesen sein mag. Im Übrigen zeigt die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher baulicher Herangehensweisen auf so engem Raum wie dem Vorort Kaltental brennglasartig das Spektrum der damaligen Kunstströmungen auf.

Mit ihrer ursprünglichen Glockenturmlösung über dem Chor nahm die Antoniuskirche eine Sonderstellung in Herkommers Oeuvre ein. Aber schon 1938 musste er die frei stehende Stützenkonstruktion auf Anordnung der Stadtverwaltung umbauen. Herkommer kommentierte diesen massiven Eingriff auf einer Skizze so: „So wurde Kaltental ‚deutsch‘ im Jahre 1938.“¹³²

Dass die Stuttgarter Schule einen Schwerpunkt auf die Handwerklichkeit ihrer Bauten legte, zeigt sich bei der Thomas- und der Christuskirche z. B. an der Ausführung der Kassettendecken. In Reutlingen hat das Mittelschiff mit über 23 Metern eine beträchtliche Länge. Wie konnte Mayer diesen „Einkauf“ stützenfrei in traditioneller Weise überspannen? Als Vorbild dürfte ihm u. a. die Stuttgarter Erlöserkirche gedient haben, welche Theodor Fischer mit einem verwinkelten System von Eisenprofilen vom liegenden Dachstuhl abgehängt hatte.¹³³ Für das stattliche Kehl balkendach der Christuskirche entwickelte Mayer eine andere eiserne Abhängung für die freitragende Decke.¹³⁴

Zur weiteren Entwicklung des Architekten

Ende 1936 verdichteten sich die Ereignisse für Hannes Mayer. Am 25. Oktober fand endlich die Grundsteinlegung für die Thomaskirche statt,¹³⁵ und einen Monat später folgte die Einweihung der Christuskirche. Im Jahr darauf trat er seinen Dienst an der Stuttgarter Staatsbauschule an, den er zunächst bis zum Kriegsbeginn innehatte.¹³⁶ Die Thomaskirche war am 17.7. 1938 eingeweiht worden, aber aufgrund von akutem Geldmangel nur mit sehr

¹³² Reinhard Wagenblast: Hans Herkommers Gespür für sakrale Räume, in: *Rems-Zeitung* vom 19. 4. 2013. Zur Antoniuskirche s. A. Blümm (wie Anm. 27), S. 89. Bei der Antoniuskirche hingen die Glocken von Anfang an in einer Glockenstube. Dagegen reduzierte Mayer bei der Christuskirche das Mauerwerk in diesem Geschoss weitgehend nur noch auf die Ecken. Es erstaunt, dass der Aspekt der Glockensichtigkeit für Reutlingen nicht beanstandet wurde, vgl. Anm. 45.

¹³³ Eine Abbildung findet sich bei Hajdu/Heißenbüttel (wie Anm. 19), S. 155.

¹³⁴ Auch dazu ließ Mayer die bautechnischen Details in der erwähnten Bauzeitung (wie Anm. 116) abdrucken. Der Querschnitt gibt die Abhängung nur stark vereinfachend wieder. Die starke Profilierung der hölzernen Kassettierung könnte zusammen mit der Tiefe der Empore Grund sein für die ausgezeichnete Akustik, für welche die Christuskirche weit hin bekannt ist.

¹³⁵ Vgl. Anm. 94.

¹³⁶ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 5.

bescheidener Ausstattung.¹³⁷ An einer Besprechung beim OKR wegen des weiteren Vorgehens im März 1939 konnte Mayer nicht teilnehmen, weil er im Dezember schwer erkrankt war.¹³⁸

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er eingezogen und war als Oberfeldwebel beim Luftwaffen-Bauregiment; doch schon am 1.4.1940 trat er seine neue Stelle als Hochbauamtsleiter bei der Stadt Heilbronn an. Deswegen verabschiedete er sich vom Kirchengemeinderat der Thomaskirche.¹³⁹ Am 11.3.1943 wurde die Thomaskirche von einer Sprengbombe getroffen und brannte vollständig aus; Dauerregen danach vergrößerte den Schaden noch.¹⁴⁰ Ab Winter 1944/45 überschlugen sich die Ereignisse: Am 4.12. erlitt Heilbronn die verheerende Bombardierung und am 17.12. kam es zum letzten Großangriff auf Ulm.¹⁴¹ Kurz vor dem Kriegsende wurde sein gesamtes, nach Waldenburg ausgelagertes Planarchiv zerstört.¹⁴² Schließlich kam es am 15. Mai zur Dienstentlassung von Hannes Mayer durch die amerikanische Militärbehörde, womit sein langes Entnazifizierungsverfahren begann.¹⁴³

Er war bereits am 1.5.1933 in die NSDAP ein- und am 1.12.1944 ausgetreten.¹⁴⁴ Verschiedene Stellungnahmen bescheinigten, dass Mayer sich nicht parteipolitisch betätigt habe.¹⁴⁵ Vielmehr sei er wegen seiner christlichen Überzeugung mehrfach in Konflikt mit anderen Parteigängern geraten.¹⁴⁶

¹³⁷ So gab es z. B. nur Stühle im Kirchenraum, und das Saalgeschoss befand sich noch im Rohbau, s. LKA Stuttgart, A 129, Nr. 249, Mayer an OKR, 14.6.1937, und ebd., KGR-Protokoll vom 21.6.1937.

¹³⁸ LKA Stuttgart, A 129, Nr. 251, Pfarrer Maximilian Koepp an den OKR, 3.3.1939. Während dieser Zeit und seines Erholungsurlaubs vertrat ihn sein langjähriger Assistent, Helmut Pottkamp, der trotzdem Vorschläge Mayers für Kostenreduzierungen ankündigte.

¹³⁹ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl.25.

¹⁴⁰ LKA Stuttgart, A 129, Nr. 250. Bis zum Winter konnte eine gewisse Notsicherung vorgenommen werden.

¹⁴¹ Im Vergleich dazu müssen die Bombenschäden an der Christuskirche am 11.1.1945 als gering bezeichnet werden, vgl. Anm. 59.

¹⁴² StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 49. Fanatische deutsche Truppen hatten die Burg zur Festung erklärt und die Amerikaner zerstörten daraufhin die Stadt weitgehend.

¹⁴³ Ebd., Bl. 2.

¹⁴⁴ Zusätzlich könnte er in den Fokus geraten sein wegen eines Missverständnisses. Mayer vermutete später, dass die religiösen Vorträge seiner Frau bei der Ev. Frauenhilfe mit etwaigen bei der NS-Frauenschaft verwechselt worden seien, s. ebd., Bl. 8.

¹⁴⁵ Dazu zählten Hans Seytter, Pfarrer Maximilian Koepp von der Thomaskirche, der Heilbronner Dekan Julius Rauscher, der Sontheimer Bürgermeister Richard Stieglitz, aber auch eine Bekannte von Mathilde Mayer namens Luise Korn und später auch der Betriebsratsvorsitzende des städtischen Hochbauamtes Weihberger.

¹⁴⁶ So hatte er sich entgegen dem Bormann-Erlass geweigert, den Kirchengemeinderat zu verlassen. Mayer berichtete von einem Zusammenstoß mit Eberhard Krauß während des Hausarrests von Landesbischof Wurm, vgl. Anm. 35. In Heilbronn sah sich der in religiösen Dingen unerschrockene Mayer extremen Nationalsozialisten gegenüber wie dem Oberbürgermeister Heinrich Gültig und dem Kreisleiter Richard Drauz. Bei einer angeordneten Schulung für alle Amtsvorstände auf Schloss Kapfenburg sei es zum offenen Disput mit

Während seine Fürsprecher beteuerten, er habe keine Vorteile aus seiner Parteizugehörigkeit gehabt, sah die Spruchkammer den Umstand, dass er auch keine Nachteile hatte, als negativ für ihn an. Mayer wurde am 10. 6. 1947 als Mitläufer eingestuft und mit einem Sühnebetrag von 1500 RM belegt.¹⁴⁷

Landesbischof Wurm hatte Mayer gleich nach seiner Entlassung aus dem städtischen Dienst mit Wiederaufbauarbeiten in mehreren Dekanaten der Region Heilbronn beauftragt.¹⁴⁸ Damit begann seine endgültige Spezialisierung auf den Kirchenbau. Als Projekt, das als Erstes zum Abschluss kam, ist die Heilbronner Martin-Luther-Kirche zu nennen, die schon am 28. 11. 1948 wiedergeweiht wurde.¹⁴⁹ Parallel dazu begann seine Einarbeitung in den Jahrzehnte dauernden Wiederaufbau der Kilianskirche.¹⁵⁰ Während er im Sommer 1948 mit dem Wiederaufbau der Thomaskirche begann,¹⁵¹ bereitete er

Ernst Mutschler gekommen. Dass sich Mayer Ende März 1945 noch gegen die „Stadtverteidiger“ in Heilbronn wandte, hätte ernstlich gefährlich werden können. Zu Beginn des „Dritten Reiches“ scheint Mayer naiv-gutgläubig sich eine „allgemeine Ordnung“ erhofft zu haben. Dann habe die „fortgesetzte Hetze gegen Kirche und Religion“ ihn die Irreführung erkennen lassen, s. StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Gutachten des Entnazifizierungskomitees vom 17. 1. 1946. Mit seiner Verteidigung der Kirche gerade als Parteigenosse glaubte er, im Kleinen etwas bewirken zu können. Später fürchtete er, mit einem Austritt seine Familie zu gefährden.

¹⁴⁷ StA Ludwigsburg, EL 902/11 Bü 5732, Bl. 44.

¹⁴⁸ Ebd., Bl. 6, Aussage von Dekan Rauscher.

¹⁴⁹ Die Kirche war von Hermann Wahl entworfen und 1934 eingeweiht und 1944 von Bomben getroffen worden, s. Bernhard J. Lattner: *Stille Zeitzeugen. 500 Jahre Heilbronner Architektur*, Heilbronn 2005, S. 55. Zum Wiederaufbau s. StadtA Heilbronn, HEUSS, Signatur ZS-1454. Die Festschrift zum 70-jährigen Bestehen enthält auf S. 7 eine historische Innenaufnahme der wiedererrichteten Kirche. Damals platzierte Mayer hier übergangsweise die Schreinskulpturen und Seitenflügel des Marien-Altars von Hans Seyfer aus der Kilianskirche, und zwar im querrechteckig eingezogenen Altarraum mit mittigem Chorfenster sowie an den Stirnseiten des Saalraumes. Um die Standsicherheit des vom Brand beeinträchtigten Mauerwerks zu erhöhen, verstärkte Mayer u. a. die Chorübergänge mit deckenhohen Wandpfeilern, s. ebd. S. 6. Auch die Holzdecke ist in Längsrichtung dreiteilig gegliedert. Der Raumeindruck erinnert sofort an die Christuskirche. Die Verfasserin dankt Pfarrer Albrecht Wein für die Übersendung von Scans der vergriffenen Festschrift und Herrn Anton Lambert vom Baubüro der Kirchenpflege für den Austausch über seine Planeinsicht.

¹⁵⁰ Ein Foto von 1952 zeigt die schwerst getroffene Kilianskirche mit großen, dauerhaften Notdächern über dem dreischiffigen Chor; aber die Chortürme sind schon wieder behelmt. S. Julius Fekete u. a.: *Stadtkreis Heilbronn (Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Bd. I,5)*, Stuttgart 2007, S. 57 mit Abbildung 9 und S. 55 zu Hannes Mayer. Die neuen Glockendächer sind eine Variante des Helms der Thomaskirche und negieren die neugotische Gestalt ihrer Vorgänger vor der Zerstörung. S. dazu Mayers Stellungnahme in: *Rektoratsübergabe*, S. 68 f. mit Werkzeichnung auf S. 70.

¹⁵¹ TK, FS 1988, S. 11

den Neubau der methodistischen Pauluskirche in Heilbronn vor.¹⁵² Von Ende 1949 bis Mai 1951 baute er die Nikolaikirche wieder auf.¹⁵³

Quasi zusammen mit der zweiten Übergabe der Thomaskirche an ihre Gemeinde am 22. 10. 1950 zog Mayer auch wieder nach Kaltental in sein Haus zurück.¹⁵⁴ Er hatte schon zwei Jahre zuvor seine Dozentur an der Staatsbauschule Stuttgart wieder aufgenommen; der Dienst währte bis 1961.¹⁵⁵ Von dort betreute er seine vielzähligen Projekte in Hohenlohe intensiv weiter, während die Kollegen Karl Gonser und Hans Volkart im Sinne der Stadtbildpflege den Generalbebauungsplan für Heilbronn entwickelten und umsetzten.¹⁵⁶ Die Fertigstellung des Langhauses der Kilianskirche konnte Mayer 1954 feiern, diejenige des Chores neun Jahre später.¹⁵⁷

In der Zwischenzeit realisierte er mit seinem Büro im weiten Umfeld von Heilbronn zahlreiche Kirchnerneuerungen.¹⁵⁸ Aber er baute auch selbst, d. h. neu; zwischen 1953 und 1967 schuf er sechs Kirchen unterschiedlicher Größe.¹⁵⁹

¹⁵² [https://de.wikipedia.org/wiki/Hannes_Mayer_\(Architekt\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hannes_Mayer_(Architekt)) (12. 11. 2019), hier etliche Angaben zur Pauluskirche. Sie wurde am 5. 9. 1949 eingeweiht, aber schon 1972 wieder abgerissen.

¹⁵³ Das Ergebnis stellt ein besonderes Beispiel dar für den wie ein Gesamtkunstwerk verstandenen, handwerklich gediegen ausgeführten und noch darüber hinaus sehr vollständig überlieferten Wiederaufbau der frühen 1950er Jahre, s. Julius Fekete: Die Türen der Nikolaikirche in Heilbronn – als Zubehör unverzichtbarer Dokumente des Wiederaufbaus, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 28 (1999), S. 184–187.

¹⁵⁴ TK, FS 1988, S. 14 sowie Rektoratsübergabe, S. 59.

¹⁵⁵ Rektoratsübergabe, S. 59.

¹⁵⁶ B. J. Lattner (wie Anm. 149), S. 72.

¹⁵⁷ Innerhalb der erhalten gebliebenen Außenmauern rekonstruierte Mayer weitgehend. Dabei verfuhr er, typisch für den Heimatschutzstil, wertkonservativ, aber mit der versuchten Rückführung auf den Ursprungsbau auch ahistorisch-korrigierend. Mit diesem bildbetonten Ansatz war er typisch für die denkmalpflegerische Praxis der frühen 1950er Jahre. Ein neues Konzept im Umgang mit den Kriegsschäden führte Hans Herkommer bei seiner noch expressionistisch geprägten Heilbronner Augustinuskirche von 1926 vor, die auch zerstört worden war. Er und sein Sohn Jörg schufen ab 1955 ein modernes Gebäude unter Einbeziehung übrig gebliebener Zeugnisse des Vorgängerbaus, s. J. Fekete (wie Anm. 150), S. 55 ff., und B. J. Lattner (wie Anm. 149), S. 120 f.

¹⁵⁸ Pfarrhäuser und Kindergärten gehörten auch dazu, s. die Werkliste bei Rektoratsübergabe, S. 62–65. Hier sticht die Erneuerung der Stuttgarter Brenzkirche 1966/67 hervor und zeigt Mayers Verbundenheit mit Rudolf Lempp, s. U. Plate (wie Anm. 105). S. auch Hannes Mayer: Rudolf Lempp zu seinem 75. Geburtstag. 26. November 1962, in: Schwäbische Heimat 13 (1962), S. 221–224.

¹⁵⁹ 1953: Offenau, Hl.-Geist-Kapelle; 1953–1956: Kleinostheim, Markuskirche; 1955/56: Geislingen/Steige, Pauluskirche; 1957: Oedheim, Christuskirche; 1965/66: Emberg, zu Bad Teinach-Zavelstein, Auferstehungskirche (achteckig); 1965–1967: Jagstfeld, Bad Friedrichshall, Erlöserkirche (mit neuem Zeldach-Motiv).

Das städtebauliche Umfeld der Christuskirche

Bei seinem Erstlingswerk, der Christuskirche, unterschieden sich die Umstände ihrer Planung jedoch sehr. Für einen Anhänger des landschaftsgebundenen Bauens muss der erste Besuch auf dem Bauplatz der Christuskirche ziemlich ernüchternd gewesen sein.¹⁶⁰ Woran sollte Mayer anknüpfen, welche Bezüge galt es aufzugreifen? Das Umfeld beschrieb er als „wilde[s] Durcheinander der unruhigen, industriellen Bauformen in der Nachbarschaft“.¹⁶¹ Mayer blieb nur der umgekehrte Weg: Es ging darum, einen deutlichen Akzent zu setzen, der allenfalls auf die sich abzeichnenden Wegeverbindungen reagieren konnte. Insofern bekam die Christuskirche schließlich zwei Schauseiten: eine von Süden mit der großen Grünfläche entlang der schräg verlaufenden Lohmühlestraße und dem akzentuierenden Turm an der engsten Stelle zur gegenüberliegenden Wohnbebauung und eine von Nordwesten von der großen Kreuzung von Benz- und Lohmühlestraße her.¹⁶²

Zum Zeitpunkt der Einweihung der Christuskirche am ersten Advent 1936 war beim Blick vom Hauptportal in einiger Entfernung eine erste Wohnhauszeile und dahinter das 1935 eingeweihte Milchwerk zu sehen. Die Baugenossenschaft Reutlingen hatte am 17. 11. 1934 bereits eine Doppelhaussiedlung an einem Privatweg zwischen Gminder- und Benzstraße beantragt¹⁶³ und die Stadt begrüßte die damit verbundene Aufwertung ihrer angrenzenden Grundstücke, weshalb sie der Genossenschaft sogar die Erschließungskosten des nunmehrigen Theodor-Körner-Weges erließ.¹⁶⁴ Der Architekt Fritz Klonk hatte 1933 als Parteigenosse die bisherige Leitung der Baugenossenschaft abgelöst.¹⁶⁵ Er gliederte die Zeile der verputzten Fachwerkhäuser rhythmisch mithilfe von niedrigeren Anbauten. Die westliche Hälfte der Kleinsiedleranlage wurde bereits im Juni 1935 bezogen. Ein paar Monate zuvor besprachen sich Mayer und Stadtbaurat Carl Haid über die städtebauliche Grund-

¹⁶⁰ In seiner ersten Kontaktaufnahme mit dem altvertrauten Dekan (vgl. Anm. 32) kündigte Mayer eine Reise nach Reutlingen zur Einstimmung in die Wettbewerbsaufgabe an, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1022/„Wettbew.-Teilnehmer“, Mayer an Friz, 25. 5. 1934.

¹⁶¹ Mayers Beitrag in: Kirchweihheft, S. 4.

¹⁶² Ein Stadtplan von 1937 zeigt, dass die Bantlinstraße als westliche Begrenzung des Reutlinger Stadtgebietes zu dem Zeitpunkt immer noch nicht an die Lohmühlestraße angebunden war. Außerdem hatte die Gminderstraße damals im Osten auch noch keinen Anschluss an die Gutenbergstraße. Demzufolge kam der breit angelegten Lohmühlestraße als nordsüdliche Erschließung der Tübinger Vorstadt mit Echazquerung die dominierende Rolle zu.

¹⁶³ Stadt Rt., Bürgerbüro Bauen, Bauakte Theodor-Körner-Weg 1, 3, 5 ff., Baudiarium 1934/571.

¹⁶⁴ StadtA Rt., Stadtpflege I, Nr. 219.

¹⁶⁵ S. T. Braun (wie Anm. 99), S. 344. Klonk trat 1934 aus der Ev. Kirche aus und zur Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Glaubensbewegung über, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 34, GKGR-Sitzung vom 22. 10. 1934, S. 159.

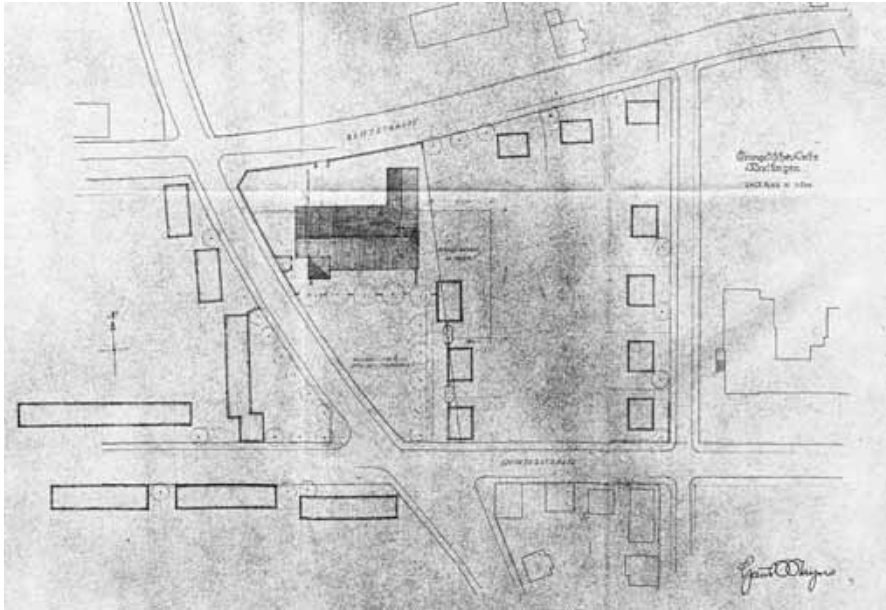


Abb. 16: Entwurf Mayers für das Umfeld der zukünftigen Christuskirche, ca. April 1935. Die Gabelsbergerstraße sollte ursprünglich entlang der Hermann-Kurz-Schule bis zur Benzstraße fortgeführt werden. Für das spätere Pfarrhaus erwarb die Gesamtkirchengemeinde Ende 1936 das Grundstück südöstlich der Kirche dazu.

konzeption des Kirchenumfeldes. Haid entschied sich nun für eine Grünfläche zwischen Hermann-Kurz-Schule und Kirche.

Im Theodor-Körner-Weg war eigentlich eine spiegelbildliche Bebauung des Straßenraumes mit diesen zweigeschossigen Kettenhäusern mit Kniestock beantragt worden. Die Stadt zog es aber vor, an der Ostseite selbst aktiv zu werden. Stadtbaurat Haid entwarf 1937 vier Häuser mit je vier Mietwohnungen. Die schlüsselfertige Ausführung übernahmen im Mai die Gebr. Gack; schon Mitte November zogen die ersten Mieter ein.¹⁶⁶ Die Fachwerkhäuser erhielten eine „städtische“ Anmutung, indem sie verputzt wurden und innen liegende Treppenhäuser bekamen, was aber nicht über deren besondere Einfachheit hinwegtäuschen konnte.

¹⁶⁶ StadtA Rt., Hochbauamt, Nr. 1078. Die Häuser haben sich bis heute kaum verändert. Haid hatte 1935 im Betzinger Gewinn Ersberg ein Musterwohnhaus errichten lassen, das Vorbild wurde für 40 „Volkswohnungen“ am Hangweg, die auch von den Gebr. Gack erstellt wurden und ortstypische Trippel-Häuser waren, also mit außen liegendem Treppenhäuser. S. dazu StadtA Rt., Hochbauamt, Nr. 1076; ebd., Stadtpflege I, Nr. 315.

Damit stand die Christuskirche aber immer noch relativ allein inmitten der verpachteten Gartenflächen. Sehr bemerkenswert ist, dass die Stadt im Frühjahr 1938 dem inzwischen zur Kreisbaugenossenschaft Reutlingen-Urach umgewandelten Bauträger große Grundstücksflächen für eine Kleineigenheimsiedlung kostenlos überließ.¹⁶⁷ Die Architekten Hermann Biehler und Friedrich Winter reichten fünf verschiedene Haustypen für 18 Doppel- und drei Einzelhäuser in Massivbauweise ein.¹⁶⁸

Die 1939 fertiggestellte Siedlung lässt sich zu dem Modell in Beziehung setzen, das Mayer als Wettbewerbsbeitrag abgeliefert hatte.¹⁶⁹ Hier wie auch in seinem Lageplan von ca. April 1935¹⁷⁰ (*Abb. 16*) sah Mayer entlang der Benz- und der Gabelsbergerstraße eine Platzierung von Einzelhäusern vor. Gleichzeitig deutete er im weiteren Verlauf der Gminderstraße nach Westen eine Zeilenbebauung an, also hin zu den damals im Entstehen begriffenen Kettenhäusern im Theodor-Körner-Weg. Interessant ist, wie er sich die gestaffelte Bebauung vor der Kirche dachte und wie dort ein „Kirchplatz“¹⁷¹ entstehen sollte. Die Kreisbaugenossenschaft Reutlingen-Urach übersetzte den städtebaulichen Grundgedanken Mayers recht gut in die Realität (*Abb. 17*).¹⁷² Was sich an Wohnraum auf dem Schulsportplatz nicht ausführen ließ, wurde mit der Bebauung des Griesweges wieder wettgemacht.¹⁷³

Stilistisch ist das Vorbild der Schmitthenner'schen Wohnhäuser unmittelbar zu erkennen. Häufig gingen die damaligen Siedlungsanlagen mit ergänzenden Kirchenneubauten einher,¹⁷⁴ in der Tübinger Vorstadt verhielt es sich anders herum.

¹⁶⁷ Stadt Rt., Bürgerbüro Bauen, Bauakte Gminderstraße 58 ff., Lohmühlestraße 23 ff., Steinstraße 9, 11, Griesweg 3 ff., Gminderstraße 63 ff.; Bautagebuch 1938/177.

¹⁶⁸ Es handelt sich um zwei Einzelhaus- und drei Doppelhaus-Typen. Sie kommen in unterschiedlich hoher Anzahl vor.

¹⁶⁹ Davon gibt es leider nur noch das Zeitungsfoto im Reutlinger Tagblatt vom 7. 12. 1934.

¹⁷⁰ Es handelt sich um seinen eigenen Lageplan innerhalb der Bauantragsunterlagen, welche an den OKR eingereicht wurden, s. LKA Stuttgart, DA Rt., Nr. 1023.

¹⁷¹ Beitrag Mayers zum Kirchweihheft, S. 4.

¹⁷² Nur das Pfarrhaus kam erst 1972 hinzu. Der Architekt Manfred Wizgall stellte es leider giebelsständig zum Kirchplatz, s. Pfarrbüro der Christuskirche, KGR-Protokoll vom 13. 6. 1972.

¹⁷³ Eine gute Übersicht über die vor dem Krieg entstandene Wohnbebauung bei der Christuskirche bietet der Bauantragslageplan, s. Bauakte Gminderstraße 58 ff. (wie Anm. 167). Die Häuser wurden schon vor Fertigstellung namentlich vorbestellt, waren also sehr begehrt, obwohl es sich um teurere Massivbauten handelte und der Kriegsbeginn sich abzeichnete.

¹⁷⁴ Ein frühes Beispiel stellt die Gustav-Adolf-Kirche von Guido Harbers von 1934/35 in der Mustersiedlung München-Ramersdorf dar, vgl. Landeshauptstadt München (Hrsg.): Ramersdorf-Perlach (KulturGeschichtspfad, Bd. 16), München²2009, S. 28. Die Michaelskirche von Paul Heim von 1936 bis 1938 steht im Zentrum der großen dörflich konzipierten Nebenerwerbssiedlung Neuwirtshaus in Stuttgart-Zuffenhausen, s. J. Widmaier (wie Anm. 91), S. 184. Angrenzend an die Dornier-Siedlung in Manzell, an der Mayer beteiligt



Abb. 17: Blick auf die Christuskirche von Südwesten, Luftbild kurz nach 1956. Es zeigt die in den 1930er Jahren in drei Schritten vollzogene Siedlungsbebauung, ergänzt um die Nachkriegswohnhäuser an der Ecke zur Benzstraße. Die bogenförmig verlaufende Lohmühlestraße hatte damals noch Hauptverkehrscharakter.

In der Wohnbebauung rund um die Christuskirche, einschließlich der beiden Varianten im Theodor-Körner-Weg, wurden auf ziemlich kleinem Raum gleich mehrere Möglichkeiten der einfachen Wohnhausgestaltung durchdekliniert. Diese Komprimierung ist bemerkenswert. Und dass für die unmittelbare Umgebung der Kirche eben nicht die günstigste Variante zum Zug kam, sondern die werthaltigere mit Eigenheimen, also auch mit den so wichtigen Freiräumen, mehr Differenzierung der Fassaden und ohne straff-schematische Baufluchten (*Abb. 3*), bereichert die Ausstrahlungskraft der Kirche und erfüllte offenbar die Vorstellungen ihres Architekten.

war, konnte die Ev. Kirchengemeinde Fischbach unter besonderen Umständen noch 1938/39 ihr erstes Gemeindehaus errichten, s. P. J. Fundel (wie Anm. 95), S. 78–80.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Ensemble insofern baulich komplettiert, als an der Nordseite erst zwei Vierfamilienhäuser¹⁷⁵ errichtet und dann eine ehemalige Schuhfabrik zu einem dreigeschossigen Haus mit 12 Wohnungen umgebaut wurde,¹⁷⁶ beides für Arbeiter der Firma Emil Adolff. Ihre Architektur scheint sich nahtlos an die Bauauffassung der Vorkriegszeit anzuschließen und gibt Zeugnis von der Kontinuität zwischen den 1930er und den frühen 1950er Jahren.

Die Freifläche südlich der Kirche war bis Mitte der 1950er Jahre an Garten-selbstversorger verpachtet und von einer Hecke umfriedet. Dann wurde sie zur Rasenfläche mit Parkbänken umgestaltet.¹⁷⁷ Das öffentliche Grün an dieser Stelle markiert zusammen mit dem Kirchturm als Höhepunkt das Zentrum der Siedlung. Diese lässt trotz mancher Überformungen noch immer ihre stilistische Zugehörigkeit zu dem Sakralbau erleben.

Als Ausklang soll betont werden, dass der Reutlinger Kirchengemeinderat mit seinem Bauprojekt nicht nur seine seelsorgerischen Belange selbstbewusst und voller Hoffnung auf weitere kirchliche Arbeit verfolgt, sondern auch noch stadtbildprägend gewirkt hat. Bei Hannes Mayer ist sehr beachtlich, wie er gleich zu Beginn seines langen Schaffens einen sehr differenzierten Beitrag zur Stuttgarter Schule leistete. Die Christuskirche betont ihre Größe nicht, sondern strahlt sie durch Abgewogenheit in vielerlei Hinsicht aus. Wie jede gute Architektur bedarf sie aber auch eines Freiraums, um sich zu entfalten. Die hohe Qualität vieler baulicher Details und die gesamte künstlerische Ausstattung verdienen volle Wertschätzung – hoffentlich auch noch in Zukunft.

¹⁷⁵ Stadt Rt., Bürgerbüro Bauen, Bauakte Benzstraße 56, Lohmühlestraße 36; Bautagebuch 1950/705.

¹⁷⁶ Ebd., Bauakte Benzstraße 48; Baudiarium 1922/231 und 1955/1325.

¹⁷⁷ Die Randbepflanzung mit Winterlinden ist wohl erst im Jubiläumsjahr 1976 erfolgt. Die beiden verbliebenen Platanen zweierlei Art haben sich prächtig entwickelt und stehen als Naturdenkmale unter Schutz.

Hintergründe der Reutlinger Stadtentwicklung in den Jahren nach 1945 aus der Sicht des Baubürgermeisters¹

Werner W. Köhl

1 Einführung

Für sehr viele Mitbürger liegt das hier betrachtete Zeitgeschehen bereits vor ihrem Geburtsjahr. Deshalb sollen die Umstände des jeweils betrachteten Zeitabschnitts beleuchtet werden, damit die ganze Entwicklung überhaupt verständlich wird. Die behandelten Zeitabschnitte sind ‚Die ersten Jahre ab 1945‘, ‚Die Jahre ab 1947‘ und ‚Die Hochphase ab 1952‘. Weiter stehen die Persönlichkeiten und Leistungen der damaligen Fachleute im Mittelpunkt. Diese Akteure liegen dem Verfasser besonders am Herzen, kommen sie doch in der üblichen Betrachtung des Planungs- und Baugeschehens kaum oder gar nicht vor. Der Beitrag orientiert sich an den Stichworten ‚Umstände‘, ‚Aufgaben‘, ‚Akteure‘ und ‚Ergebnis‘. Es wird gezeigt, dass Reutlingen in diesen Jahren eine herausragende Position erlangte und Ziel vieler fachlicher und kommunalpolitischer Erkundungsfahrten aus dem ganzen Bundesgebiet wurde.

Wir versetzen uns zunächst einmal in die Situation am 20. April 1945. Dieser Tag war „Führers Geburtstag“, der von nun an nicht mehr offiziell gefeiert werden musste. Hitler lebte noch wenige Tage, ehe er am 30. April Selbstmord beging. Vom 19. auf den 20. April veränderte sich in Reutlingen von einem Tag auf den andern alles. Es ist zunächst ungewöhnlich still, unterbrochen lediglich von Panzerkanonen sowie von gelegentlichem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Dennoch gibt es am 20. April kurzen Artilleriebeschuss; dadurch wurden 16 Gebäude total, vier Gebäude schwer, 62 Gebäude mittelschwer und 348 Gebäude leicht beschädigt. Benutzbar waren nach den fünf Luftangriffen im Stadtteil Betzingen noch 1100 Gebäude, in der Kernstadt Reutlingen 4000.² Nach dem 20. April gab es keinen Fliegeralarm mehr, es

¹ Überarbeitetes Manuskript des Vortrags beim Reutlinger Geschichtsverein vom 7. April 2016; es sind deshalb nur sparsam Quellennachweise eingefügt. Der Autor war von 1977 bis 1984 als erster Bau-Bürgermeister der Stadt im Amt, bis er als Ordinarius für Städtebau und Landesplanung an die Universität Karlsruhe (TH) berufen wurde.

² Nach einem Brief von Stadtbaumeister Carl Haid an Oberbürgermeister Kalbfell vom 1. 8. 1945. Zum Kriegsende in Reutlingen vgl. Gerhard Junger: Schicksale 1945. Das Ende des



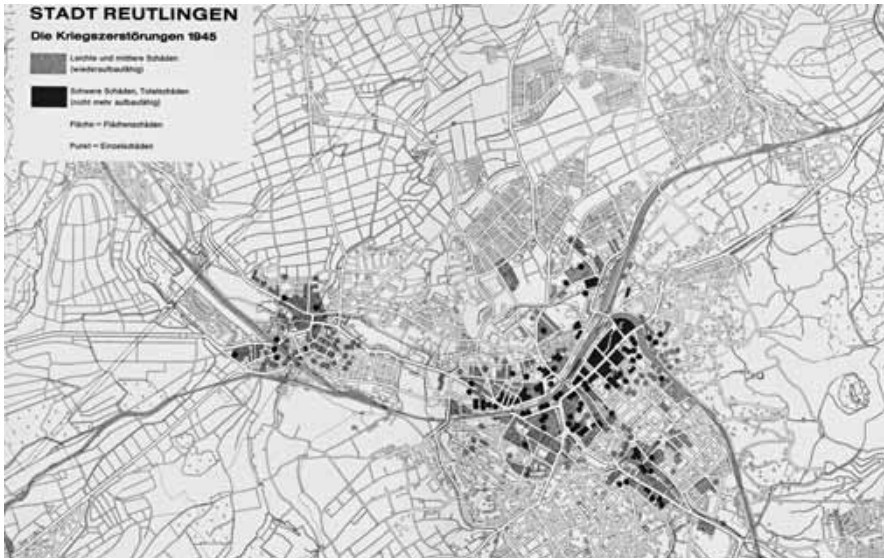
Räumarbeiten in der 1947 noch von den Bombenangriffen gezeichneten Kaiserstraße. Die Arbeiten wurden durch Bagger und sog. Trümmerloren unterstützt.

flogen keine Bomber und vor allem keine Tiefflieger, die auch Menschen gejagt hatten. Man konnte nachts durchschlafen, tagsüber auf die Straße gehen, ohne ständig nach oben schauen zu müssen und auf Flugzeuggeräusche zu lauschen, die Lebensgefahr bedeuteten. Man musste nur streckenweise, aber nicht mehr sehr lange Zeit, über Trümmerberge klettern. Allerdings war das unmittelbare Kriegsgeschehen durch die Nachkriegswirren ersetzt worden. Wohnungen und Häuser wurden von der Besatzungsmacht requiriert, die Bewohner einfach auf die Straße gesetzt. Baumaterial wurde beschlagnahmt, Verpflegung, die für die deutsche Bevölkerung gedacht war, wurde einfach ‚abgezweigt‘. Vergewaltigungen führten zum Einschreiten des Gemeinderates, sodass OB Kalbfell bei den Franzosen nachdrücklich auf dem Abzug bestimmter Truppenteile bestand, was tatsächlich geschehen ist.

Das politische Leben begann offiziell mit der Wahl des ersten Gemeinderats am 15. September 1946 (erste Sitzung am 22. 9. 1946), nachdem zuvor, am 20. April, Oskar Kalbfell als kommissarischer Oberbürgermeister durch Capitaine de St. Germain eingesetzt worden war.³

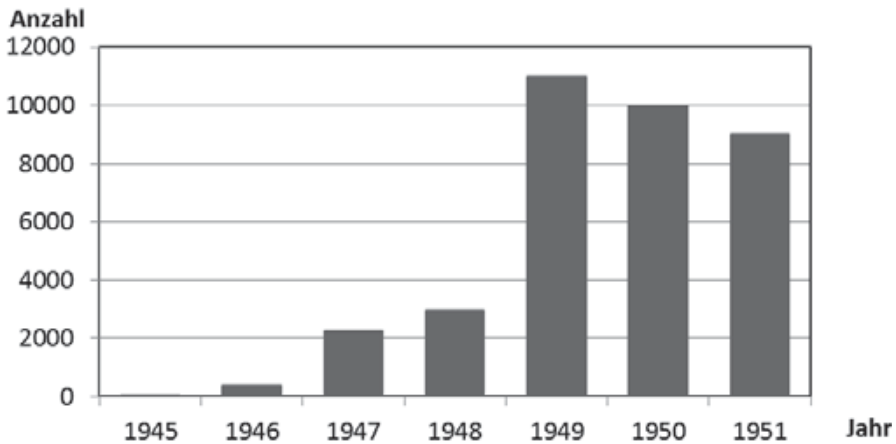
2. Weltkrieges im Kreis Reutlingen, Reutlingen³ 1991; Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1995.

³ Paul Schwarz: Bomben auf Reutlingen. Das bittere Ende des 2. Weltkrieges, Reutlingen 1985, S. 26.



Übersichtsplan der zerstörten Gebäude in Reutlingen 1945.

Eine der größten Herausforderungen war die Wohnungsfrage. Schon die Weltwirtschaftskrise hatte zu einem wirtschaftlich verursachten Rückstand an Wohnungsunterhaltung und Neubau geführt. Bis zum Kriegsende staute sich der weiter auf und führte in Verbindung mit den Kriegszerstörungen zu einer akuten Wohnungsnot. In diese Mangelsituation flutete später die Flüchtlingswelle. Sie wurde im Reutlinger Nachkriegswohnungsbau in beispielhafter Weise mit dem Wiederaufbauwillen der Bevölkerung und dem organisatorischen Geschick der damals stark dezimierten Stadtverwaltung bewältigt. Organisiert werden musste alles: Zuvorderst die Verpflegung (es wurde gehungert und deshalb nichts weggeworfen, was sich irgendwie essen ließ), dann die Beschaffung von Baumaterial, mehr oder weniger Freiwillige für die Trümmerräumung, Kraftwagen mit Benzin, um den Schutt abzufahren. Bauen und Planen (in der Reihenfolge) konnte man nach altem Recht, doch zugleich begann eine lebhafte Diskussion um die Baugesetzgebung, ab 1949 im gesamten Bundesgebiet. Während des Wiederaufbaus und des Neubaus zahlreicher Wohngebiete gab es gesetzliche Änderungen, die zeitgleich verarbeitet werden mussten. Dabei haben die Reutlinger Akteure erhebliches Geschick bewiesen. Stadtbaurat Haid schätzte damals eine Wiederaufbauzeit von „mindestens zehn Jahren“, was an fehlenden Arbeitskräften, am Essen und am Baumaterial lag.



Wohnungsfertigstellungen in Württemberg-Hohenzollern 1945–1951 (nach T. A. von Roncador, Wohnungsbau, 2006).

2 Zur Entwicklung von Einwohnerschaft und Wohnungsbau in Reutlingen nach 1945

Im Jahre 1945 hatte Reutlingen 32.949 Einwohner. Es bestand aus dem Kernstadtgebiet und den Stadtteilen Betzingen und Sondelfingen. Bereits am 29. 5. 1956 wurden – nach der Eingemeindung Ohmenhausens – 60.481 Einwohner gezählt, am 6. 6. 1961 waren es 67.407 Einwohner. Nach Abschluss der freiwilligen Eingemeindungen 1975 hatte Reutlingen 95.329 Einwohner, im Februar 2016 waren es 114.500.

Die Wohnungsversorgung wurde ab 1945 stetig verbessert, soweit Baumaterial zu bekommen war. Eine erste Zahl liegt für 1949 vor. Danach hatte Reutlingen in den damaligen Grenzen 10.742 Wohnungen, deren Anzahl bis 1961 auf 20.746 anstieg.⁴ In elf Jahren wurden mindestens 10.000 Wohnungen neu gebaut, pro Jahr also durchschnittlich etwa 909. Im Vergleich zu heute wurden im Jahr 2014 in Reutlingen nur insgesamt 114 Wohnungen fertiggestellt, was erahnen lässt, welche Wohnungsbauleistung damals vollbracht wurde.

Über den Wohnungsbau in Deutschland in den Jahren ab 1945 finden sich in der Dissertation von Tilman Alexander von Roncador⁵ Statistiken. Demnach wurden zwar schon ab 1945 permanent Wohnungen fertig gestellt, aber der höchste Zuwachs erst 1949 registriert. Offensichtlich wurden 1948, mit

⁴ Zahlen aus: 50 Jahre GWG Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft Reutlingen mbH 1951–2001, Reutlingen 2001.

⁵ Tilman Alexander von Roncador: Der Wohnungsbau auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland 1945 bis 1989, [München] 2006.

der Einführung der Deutschen Mark, Quellen für Baumaterial ‚gefunden‘, sodass der Wohnungsbau erheblich ausgeweitet werden konnte. In Reutlingen gehörte dabei die Wildermuth-Siedlung (am 16. Mai 1952 eingeweiht) zu den ersten größeren Neubausiedlungen, die zudem im Regierungsbezirk Tübingen als einziges Wohnungsbau-Versuchsgebiet im Rahmen der Marshallplanhilfe ausgewiesen war. Eberhard Wildermuth war Bundeswohnungsbauminister und lebte damals in Tübingen.

Der Reutlinger Wohnungsbau wurde im Land und im Bundesgebiet sehr beachtet; besonders nachgefragt waren die Schnelligkeit von Planung und deren Umsetzung sowie die Rationalisierung des Wohnungsbaus⁶ mit dem Effekt niedriger Kosten. Durch Typisierung der Bauten und Verwendung von Großblöcken aus örtlichem Tuffstein wird eine Bauzeit von nur 15 Wochen erzielt.⁷ Zur Kostensenkung trug bei, dass grundsätzlich Häuser und Wohnungen mit Grundstück erst nach Fertigstellung des Rohbaus verkauft wurden, um ständige kostenträchtige und zeitfressende Änderungswünsche zu vermeiden. Die Aufgabe war auch im ganzen Westen Deutschlands gewaltig. Wie Karl Kegler⁸ berichtet, gab es im Januar 1949 in den westlichen Besatzungszonen 7.334.000 Flüchtlinge, in der sowjetisch besetzten Zone 4.312.289, zusammen also 11.646.289 Flüchtlinge. Von denen, die zunächst in der Ostzone untergekommen waren, sind damals eine Million in den Westen weitergezogen. In den Jahren 1950 bis 1961 kamen weitere 3.600.000 hinzu, sodass im damaligen Bundesgebiet für über 14 Millionen zusätzliche Einwohner Wohnungen beschafft werden mussten, und das auf der Basis von 16 % zerstörten und 25 % beschädigten Wohnungen.

3 Reutlingen in den ersten Jahren ab 1945

Nach der Besetzung der Stadt durch französische Truppen⁹ beauftragte Capitaine de St. Germain Oskar Kalbfell, Hans Freytag, Erwin Seiz, Hans Kern und Mitarbeiter mit der Leitung der Stadtverwaltung nach Weisung der Besatzungsmacht.¹⁰ Die Trümmer rauchten noch von den letzten Luftangriffen

⁶ Die Stadt hatte sich laufend von der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen Baden-Württemberg beraten lassen. Der Verf. war von 1974 bis 1986 Mitglied des Verwaltungsrates.

⁷ Werner Schmahl: Reutlingen. Neues Leben aus Ruinen, Reutlingen [1955], S. 86.

⁸ Karl R. Kegler: Deutsche Raumplanung. Das Modell der ‚Zentralen Orte‘ zwischen NS-Staat und Bundesrepublik, Paderborn 2015.

⁹ W. Schmahl (wie Anm. 7), S. 8; P. Schwarz (wie Anm. 3), S. 26; Reutlingen 1930–1950 (wie Anm. 2), S. 265–278.

¹⁰ W. Schmahl (wie Anm. 7), S. 89. S. a. „Ein Mann der Tat“. Oskar Kalbfell zum Hundertsten, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1997; Hans-Georg Wehling; Manfred Nedele: Oskar Kalbfell. Ein Oberbürgermeister und seine Stadt, Reutlingen 1997.



Oskar Kalbfell (1897–1979).

und den Kampfhandlungen bei der Besetzung der Stadt. Der Wiederaufbau begann unmittelbar, Oskar Kalbfell¹¹ rief schon am 1. Mai auf dem Marktplatz dazu auf.

Am 24./25. April 1945 wurde die Entschließung der Militärregierung zur Eingemeindung der Vororte Altenburg, Oferdingen, Wannweil, Sickenhausen, Degerschlacht, Rommelsbach, Reicheneck, Pfullingen, Eningen, Unterhausen, Honau und Ohmenhausen bekanntgegeben.¹² Merkwürdigerweise fehlt gegenüber heute Mittelstadt. Oskar Kalbfell nannte das neue Gebilde im Sprachgebrauch der Zeit „Groß-Reutlingen“ und ließ die eingemeindeten Vororte stets mit dem Reutlingen-Vorsatz versehen, was vielleicht im Hinblick auf die kommunalpolitischen

Folgen nicht geschickt war. Diese Maßnahme wurde jedoch aus purer Not getroffen. Größere Gemeinden erhielten nämlich eine bessere Nahrungsmittelversorgung, kleinere lagen näher an der Selbstversorgung. Oskar Kalbfell hat strikt darauf geachtet, dass insbesondere die Vororte insgesamt gut gestellt waren, also keinen Grund zur Klage hatten. Das wurde auch so akzep-

¹¹ 50 Jahre GWG (wie Anm. 4). Oskar Kalbfell wurde 1897 in Betzingen geboren, hat, nach Tätigkeit als Tagelöhner, eine Ausbildung zum Feinmechaniker bei Georg Wittel (1915) gemacht. Er hat danach bei der Betzinger Baufirma Brucklacher und Schlotterbeck gearbeitet, in der Maschinen- und Metallwarenfabrik Rüedi & Eichenbaum und beim Reutlinger Drahtmaschinenbauer Wafios. Nach dem Ersten Weltkrieg bildete er sich zum Kaufmann weiter und arbeitete „etwa ab 1925“ bis etwa 1926 als kaufmännischer Angestellter bei der Gerberei und Färberei Rehfuß in Metzingen (S. 29). 1926 bis 1927 war er bei der Stadt (Revisorat). 1937 war er Teilhaber bei der Firma Hippolyt Briel (Ofenbau), der er einen Baustoffhandel, Dach-, Wand- und Bodenarbeiten anfügte (Firma Briel & Kalbfell). 1928 war er Mitbegründer der Kreisbaugenossenschaft Reutlingen, 1945 Vorsitzender des Aufsichtsrats, 1951 Vorsitzender des Aufsichtsrats der GWG. Bereits 1922 wurde er mit 25 Jahren für die SPD in den Reutlinger Gemeinderat gewählt. Dort war er in der Baukommission. Von 1930 bis 1937 war er Geschäftsführer der Firma August Bobrzyk, Baumaterialien und Baugeschäft. Kalbfell entfaltete eine umfangreiche Exkursionstätigkeit, auch nach den Niederlanden, England und den USA. Zu Kalbfell vgl. Ein Mann der Tat (wie Anm. 10); Wehling/Nedele (wie Anm. 10).

¹² StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 22. 8. 1946; Unser Reutlingen gestern und heute. Verwaltungsbericht der Stadt Reutlingen 1945–1965, Reutlingen 1965, S. 24 f.

tiert, bis auf den Stadtrat Jakob Staiger (FWV)¹³ aus Pfullingen, der Oskar Kalbfell ständig persönlich und per Klage attackierte und auch die Militärregierung nicht verschonte.¹⁴ Die zeitintensiven Angriffe in den Sitzungen gingen den Stadträten und den sechs Beigeordneten so auf die Nerven, dass die Beigeordneten am 3. 2. 1947 einen Antrag auf sofortigen Ausschluss von der laufenden und zwei weiteren Sitzungen vorlegten.¹⁵ Der Antrag und seine heftige Diskussion ist auf 42 Protokollseiten festgehalten. Es blieb aber nicht bei der allgemeinen Zufriedenheit mit den neuen Verhältnissen der eingemeindeten Vororte. Sobald die Versorgungslage besser wurde, wurden alte „Separatistenbewegungen“ aktiviert.

Schon 1948 wurden die Eingemeindungen per Gesetz wieder rückgängig gemacht,¹⁶ gegen heftigen Widerstand der Reutlinger Stadtplanung. Am 9. 3. 1948 legte Carl Haid ein siebenseitiges „Gutachten über die beantragte Ausgemeindung der Vororte Altenburg, Degerschlacht, Eningen, Honau, Oferdingen, Unterhausen, Pfullingen, Reicheneck, Rommelsbach, Sickenhausen, Ohmenhausen und Wannweil“ vor.¹⁷ Es heißt dort als Begründung für eine Planung von „Groß-Reutlingen“:

„Bei der Anlage der Fabriken fragte niemand, ob sie sich dem Landschaftsbild einfügten, oder ob sie es verschandelten. Man denke an die Spinnerei Honau. Dass diese nicht dorthin gehört, wo sie steht, empfindet jedermann. Auch für die Gestaltung des Ortsbildes wurde beim Bau von Fabriken nicht die gebotene Rücksicht genommen. So kam es, dass fast überall Industrie- und Wohnbauten wahllos durcheinander stehen. Das ist ein 100-jähriger Verfall unserer Baukultur. Am schlimmsten sind die Nachahmungen. Keine Rücksicht auf Bestehendes.“

Als Beispiel führte Haid an das „Reutlinger Hallenbad (Wettbewerb), die Reutlinger Kreissparkasse am Marktplatz, die von der damaligen Aufsichtsbehörde trotz Reutlinger Einsprüche genehmigt wurde.“ „Auf jeden Fall ist das Ergebnis der Erweiterung fast überall, dass das alte, geschlossene Dorfbild, so wie es nur noch Reicheneck zeigt, zerstört wurde. Man vergaß, dass die Wir-

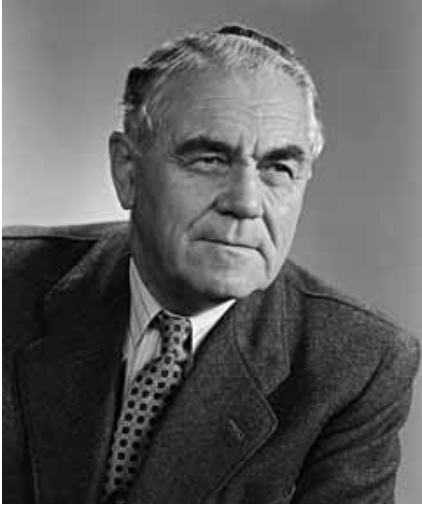
¹³ Von Beruf „Lastwagenvermieter“, vgl. StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 5. 10. 1946.

¹⁴ Siehe z. B. StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 25. 6. 1947: „[...] in jeder Hinsicht unsachliche Anwürfe“.

¹⁵ Vgl. ebd., Gemeinderatsprotokoll vom 3. 2. 1947. Nach Art. 66 Abs. 2 der Gemeindeordnung wurde beschlossen: „Herr Stadtrat Staiger aus Reutlingen-Pfullingen wird wegen grober Ungebühr von der heutigen Gemeinderatssitzung sowie von den beiden nächsten Gemeinderatssitzungen ausgeschlossen.“ Über das weitere Schicksal des Antrags findet sich leider nichts in den Akten, außer einem späteren Verweis darauf und der Androhung von drei weiteren Sperrungen (Gemeinderatsprotokoll vom 2. 5. 1947, § 215).

¹⁶ Gesetz über die Neubildung von Gemeinden im Kreis Reutlingen und über die Erfüllung kommunaler Aufgaben in Nachbargemeinden der Stadt Reutlingen vom 11. 10. 1948, in Kraft getreten am 21. 10. 1948.

¹⁷ „Städtebauliche Gestaltung Reutlingens“, in: StadtA Rt., Hauptamt, Az. 610–14.



Carl Haid (1889–1983).

kung des Ortsbildes sehr mitbestimmt wird durch die Bebauung seiner Peripherie. Gar oft duldete man dort die übelsten baulichen Gebilde. Man sah nicht, wie ‚zerfranst‘ der Ortsrand war und so dem Ganzen den Stempel des Unfertigen gab.“

Als schlechte stadtplanerische Beispiele führte Haid an:

- Den Ortseingang Pfullingens von Reutlingen her,
- Das Verschwinden der ‚Trippel‘ in Betzingen,
- „Modern“ gestaltete alte Wirtshäuser, wie die ‚Hopfenburg‘ in Sondelfingen, den ‚Ochsen‘ in Ohmenhausen oder den ‚Schwanen‘ in Degerschlacht,

- Das Ortsbild Altenburg vom Neckar her,
- Neubauten in Honau,
- Die „langweilige“ Siedlung am Talhang in Wannweil.

Gute Beispiele seien hingegen das alte Eningen mit Krämerhäuschen und das alte Honau. Aus städtebaulichen und landschaftlichen Gründen sollte kein Zusammenwachsen von Reutlingen, Eningen und Pfullingen stattfinden. „Wie sehr sich der Mangel an vorausschauender Planung rächt“, so Haid, „sieht man an Unterhausen und Honau.“ Selbstsüchtige Gemeindepolitiker hätten zuwege gebracht, dass das obere Echaztal, „eine unserer schönsten Landschaften, in nicht wiedergutzumachender Weise verschandelt wurde.“ Haid betonte weiter die Langfristigkeit der Planungsarbeit: „Gewiss, ein großer Teil des Planens ist Arbeit auf lange Sicht, aber es ist notwendig. Wenn etwa gesagt wird, Reutlingen hat immer noch kein Stadion, so kann man beifügen, es wird auch so bald keines bekommen, aber planen muss man, wo es einst erstellt werden soll, das vorgesehene Gelände freihalten.“ „Höchste Leistung in der Planung im Raum Reutlingen kann mit einer gesamten Konzeption erreicht werden. Sie wird nicht erreicht, wenn einzelne Teilgemeinden bis zur Lächerlichkeit gesteigerte Gemeindepolitik betreiben.“ Am 21. 5. 1948 legte Haid einen neunseitigen „Nachtrag“ zu seinen Ausführungen zur geplanten Ausgemeindung vor.¹⁸ Es heißt dort u. a., die Industrie müsse weiter

¹⁸ Ebd.

ausgebaut werden und es werde Platz für zuziehende Betriebe benötigt, ebenso Siedlungsraum für die anwachsende Bevölkerung.

War für die Ansiedlung von Betrieben zu Beginn der Industrialisierung die Verfügbarkeit von Wasserkraft notwendig, spielte später die Nähe zur Bahn eine wichtige Rolle. Erst der Ausbau des Kraftverkehrs ermöglichte eine größere Flexibilität des Standorts. In Richtung Neckar eröffnete sich ein idealer Raum für nicht standortgebundene Betriebe, wo sich auch für die Zukunft noch Perspektiven eröffnen.

Die Arbeiter dieser Betriebe mussten betriebsnah untergebracht werden, damit sie zu Fuß oder mit den wenigen vorhandenen Fahrrädern zur Arbeit kommen. „Diese Probleme“, so Haid, „können aber nur durch zentrale Planung des ganzen Raumes gelöst werden. Zentrale Planung ist aber nur möglich, wenn das in Frage kommende Gebiet unter einheitlicher Verwaltung steht, d. h. zu dem jetzt bestehenden Reutlingen zusammengefasst bleibt.“ In einem Übersichtsplan 1:25.000 hatte Carl Haid die vorgesehenen Siedlungsmöglichkeiten für Erweiterungsbauten und Industriegelände dargestellt, insbesondere wurden Baulücken planerisch aufgefüllt, Neubauf Flächen nachgewiesen.

Oberbürgermeister Kalbfell hatte schon am 9. Juni 1945 dem städtischen Planungs- und Hochbauamt den Auftrag erteilt, ein Aufbauprogramm zu erstellen und eine Planung für eine große Neubausiedlung im Norden der Stadt vorzulegen. Das Planungsamt wurde, wie bereits dargelegt, von Carl Haid geleitet, der schon seit dem 1. 5. 1919 bei der Stadt beschäftigt war und es bis 1956 blieb.¹⁹ In der entscheidenden Aufbauzeit leitete er die städtische Baudirektion und baute auch die GWG auf. Danach wechselte er nahtlos in den Gemeinderat, war aber weiterhin für die GWG zuständig.

4 Kommunalpolitische Weichenstellungen

Das Aufbauprogramm wurde bereits am 6. Dezember 1945 begonnen, auch politisch. Ein mit französischer Genehmigung zusammengestelltes Gemeinderatskomitee mit 25 Mitgliedern übernahm die politische Führung. Am 25. 1. 1946 wurde eine Wohnungs-Kommission eingesetzt, die später in einen ordentlichen Gemeinderatsausschuss umgewandelt wurde. Neben der Wohnungskommission gab es eine Liegenschafts-Kommission, die für die politische Begleitung der Grundstücksbeschaffung unverzichtbar war. Denn auch die damaligen Reutlinger Grundeigentümer waren als schwierige Verhandlungspartner bekannt. Die Stadt hatte in den Jahren vor dem Krieg und im

¹⁹ Carl Haid, geb. 12. 3. 1889 in Unterhausen, war zuvor als Bezirksplaner tätig. Er leitete ab 1919 bis 1956 die Bauverwaltung, vgl. StadtA Rt., Hauptamt Personalakten, vorl. Nr. 9.

Krieg gut vorgesorgt und sich einen Vorrat an Grundstücken zugelegt. Davon konnte sie jetzt zehren. Ohne dieses Polster wäre die enorme Aufbauleistung nicht so schnell möglich gewesen.

Ein großes Problem für den Wiederaufbau war die Beschaffung von Baumaterial. Dazu musste der französische Gouverneur eingeschaltet werden, wobei die Besatzungsmacht oft genug eine geordnete Versorgung störte. So musste die Stadt die Zuteilungen an Lebensmitteln und Heizmaterial mit den Truppen teilen, was auch dazu geführt hat, dass von der Stadt auf der Alb „besorgtes“ Brennholz einfach beschlagnahmt wurde.

Oskar Kalbfell war bereits 1946 als Fachmann für Wohnungsbau weithin bekannt. Er hatte sich autodidaktisch in das Fachgebiet eingearbeitet, schon als junger Stadtrat vor 1933 hatte er sich im Gemeinderat mit Wohnungsbau befasst. So wurde er am 24. 4. 1946 von Landrat Dr. Jaeger, Ludwigsburg, eingeladen, an der Vorbesprechung zur Gründung des Verbandes für Wohnungswesen und Städtebau (später: Deutscher Verband für Wohnungswesen, Städtebau und Raumplanung e. V.) in Ludwigsburg teilzunehmen. Das tat er und hat lange Jahre im Verband, der bald international wurde, aktiv mitgewirkt.

Noch vor den ersten demokratischen Wahlen wurden sog. Gemeindebeiräte mit Genehmigung der Militärregierung gebildet. Die erste Sitzung fand am 26. Januar 1946 statt.²⁰ Seine Referenten wählte Kalbfell selbst aus. Stellvertreter wurde Hans Kern, „Hospitant“ bei der SPD und Präsident der Industrie- und Handelskammer. Er war ein Freund von Oskar Kalbfell. Weitere Referenten waren Otto Künzel (SPD), Erwin Seiz (DVP), Eugen Wirsching (CDU), Carl Krüger (FWV) und Ludwig Wieland (KPD).²¹ Am 15. September gab es dann die erste Kommunalwahl nach Kriegsende, am 13. Oktober die Kreistagswahl. Zugleich wurde der Oberbürgermeister als Mitglied des Gemeinderats gewählt, nicht wie heute von der gesamten Bevölkerung.²²

Kalbfell sagte in der konstituierenden Sitzung des neu gewählten Gemeinderats am 22. September 1946: „Die Wohnungsnot drückt uns alle. Die Besetzung und vieles andere haben den Wohnraum verengt. Neuen Wohnraum zu schaffen ist nötig. Der Wiederaufbau der zerstörten Gebäude steht an erster Stelle. Beschaffung von Baustoffen: Zement, Kalk, Gips, Holz, Glas, Ziegel und Dachziegel, Dachpappe, Beschläge und Hunderte andere Dinge, ist [!] nötig, und es bedarf aller Kräfte von Industrie, Gewerbe und Handel, auch der Unterstützung der Militärregierung und der Landesdirektion, daß unserer zerstörten Stadt in ausreichendem Maße geholfen wird. Arbeitskräfte, die uns fehlen, müssen freigemacht werden. Ziegeleien in Schlatt (bei Hechingen) und

²⁰ Unser Reutlingen (wie Anm. 12), S. 56.

²¹ Wehling/Nedele (wie Anm. 10), S. 98–102.

²² Unser Reutlingen (wie Anm. 12), S. 53.

Isny stehen uns zur Verfügung, wenn wir Arbeitskräfte dorthin bringen.“²³ Weiter wurden angesprochen der Ausbau und die Instandsetzung der Straßen, die Brennstoffversorgung, zu dessen Transport bislang noch fehlende Fahrzeuge samt Reifen benötigt wurden; dann die Ernährung, die nur mithilfe der Besatzungsmacht gewährleistet werden konnte. Die Einkellerung war für den Winter zu gewährleisten und Saatgut für das kommende Jahr sicherzustellen, ebenso die Schädlingsbekämpfung. In den Gemeinderatsprotokollen werden weitere Problemkreise sichtbar: Bekleidung, Gesundheitsfürsorge, Schulspesen, die Umschulung der Schwer- und Schwerstbehinderten, die Fürsorge für Witwen und Waisen, Rentner und Arbeitsunfähige, die Kriegsgefangenenhilfe und vieles andere mehr. Dringend erschien überdies eine „weitestgehende Hilfe für Flüchtlinge, die noch in großer Zahl zu uns kommen werden, und deren Unterbringung in Arbeitsstellen.“²⁴

Trotz dieser drängenden Aufgaben und knappster Ressourcen legte Carl Haid mit seinen fleißigen Mitarbeitern einen Wiederaufbauplan (datiert vom November 1945) schon am 6. Dezember 1945 vor. Gezeichnet wurde dieser „Zweite generelle Entwurf zum Wiederaufbau der Stadt“ von Otto Gall.²⁵ Neben Haid und Gall waren an dem „Aufbauplan“ Dipl.-Ing. Ley sowie Vermessungsrat Volk beteiligt. Basis war eine Besprechung im Sommer 1945 mit Ministerialdirektor Sigloch (Stuttgart), Dr. Schweizer (Hochbauabteilung Innenministerium) und Gerhard Ziegler.²⁶ Hier treffen wir erstmals auf „alte Kameraden“, die auch in der Bundesverwaltung unbehelligt untergekommen waren.²⁷

²³ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 22. 9. 1946. Es ging um jeweils 40 bis 50 Arbeiter.

²⁴ Ebd.

²⁵ Reutlingen 1930 bis 1950 (wie Anm. 2), S. 393.

²⁶ Gerhard Ziegler war 1920 beim Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund „Germanische Erneuerung“ und von 1940 bis 1945 Landesplaner für den Gau Oberschlesien („stammesgleiche Siedler“, „bevölkerungspolitische Mangelgebiete“). Nach Kriegsende kam er als Landesplaner nach Württemberg-Hohenzollern und wurde Landesrat unter Erich Kessler, bis 1965 war er Ministerialdirigent in Baden-Württemberg, vgl. Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 4, hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier u. a., Stuttgart 2005, S. 754 f.; Ariane Leendertz: Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 7), Göttingen 2008, S. 183, 219 f. Auch die einstigen „Ostplaner“ haben sich in den Spruchkammern (z. B. Leonberg) gegenseitig entlastet, und, wie man heute weiß, kräftig gelogen. Ziegler: „Wir machen Generalstabsarbeit: Ständig umdisponierbar auf neue Anforderungen, keine starren Pläne, aber richtige Grundlinien“ (Zitat nach K. Kegler: (wie Anm. 8), S. 225). Ziegler war gegen fixierte Einzugsbereiche, wie sie den „zentralen Orten“ zugrunde liegen, und forderte stattdessen lineare „Großstädte der Weite“, also einen unentbehrlichen Prozess der Verdichtung, vgl. K. Kegler (wie Anm. 8), S. 458 f.

²⁷ A. Leendertz (wie Anm. 26); K. Kegler (wie Anm. 8). Ausführlich: Werner Köhl: Revision oder Revolution? Anmerkungen zum erforderlichen Neustart für die Instrumente der Landes- und Regionalplanung. Landesarbeitsgemeinschaft Baden-Württemberg der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Vortrag Mannheim 20. 3. 2015.



Otto Gall (1913–2003).

Besonders wichtig für Reutlingen sollte Otto Gall (1913–2003)²⁸ werden. Gall kam nach sechs Tagen amerikanischer Gefangenschaft im Herbst 1945 nach Reutlingen zurück. Ab 1955 wurde er Leiter des Stadtplanungsamtes, am 18. 7. 1956 Vertreter von Stadtbaudirektor Schlienzy, am 1. 1. 1967 Stadtbaudirektor und Dezernent für die gesamte Bauverwaltung, schließlich am 1. 2. 1971 Stadtoberbaudirektor. Auch noch im Ruhestand (1977) ist Otto Gall auf Bitten des neuen Oberbürgermeisters Dr. Manfred Oechsle für die Stadt tätig (u. a. Betreuung Gmindersdorf und den Wiederaufbau der Mauer am Bollwerk, für die sich der neue Baubürgermeister eingesetzt hatte). Otto Gall war früh zum Stellvertreter von Carl Haid berufen worden,

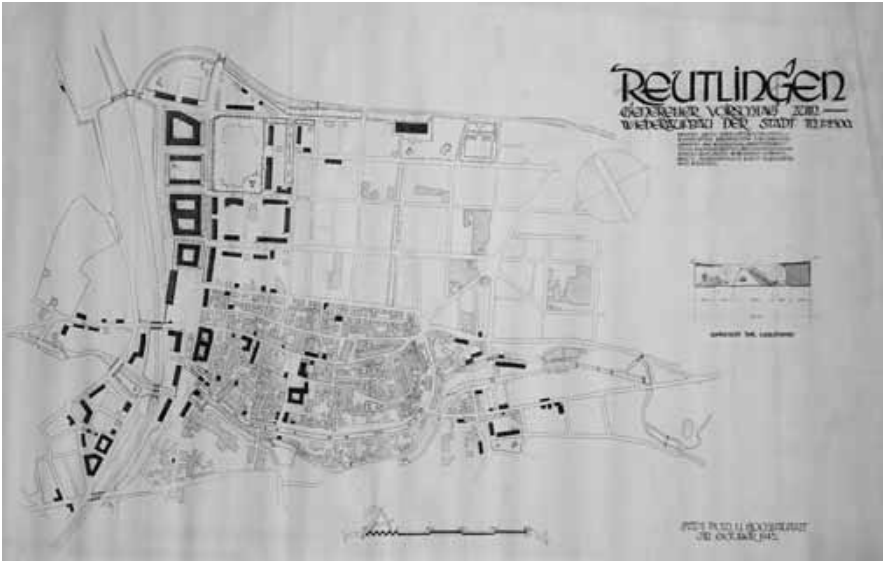
brauchte aber zwei Anläufe, um selbst Leiter des Planungsamtes und später Baudezernent zu werden.

Die Akten enthüllen ein nettes Detail über praktisches Verwaltungshandeln. Bei Weichenstellungen für einen längeren Zeitraum handelt es sich um folgenreiche Entscheidungen, die immer unter Unsicherheiten getroffen werden müssen, eine besondere Belastung für jeden Oberbürgermeister. Erst in der entscheidenden Gemeinderatssitzung am 2. 5. 1947²⁹ kam Oskar Kalbfell, vielleicht zur Erhöhung der Vertrauenswürdigkeit der Vorlage, damit heraus, dass er seinerzeit den früheren Stadtbaurat in Duisburg, Architekt Hermann Bräuhäuser,³⁰ beauftragt habe, unabhängig von Baurat Haid ein Projekt von

²⁸ Am 2. 6. 1913 in Ravensburg geboren, Umzug nach Stuttgart, Abitur an der Friedrich-Eugens-Oberrealschule im März 1932. Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Stuttgart ab 1. 10. 1932, 30. 4. 1938 Diplom. Als Gefreiter im Felde hat er am 31. 8. 1940 Lilo Boger geheiratet. Ab 1. 5. 1938 war er als Planungsreferent beim Planungs- und Hochbauamt in Reutlingen (BM Dr. Allmendinger) tätig, machte sein Referendariat, unterbrochen durch Beobachtungsartillerie, und legte am 10. 4. 1941 die Große Staatsprüfung ab. Er starb am 21. 9. 2003 in Reutlingen.

²⁹ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 2. 5. 1947, TOP „Beratung des Stadtbauplans“, hier: Bl. 334.

³⁰ Hermann Bräuhäuser, geb. 14. 5. 1884 in Stuttgart, gestorben 6. 1. 1964 in Tutzing. Hauptmann der Reserve. Bräuhäuser wurde als „ehemaliger Stadtbaurat von Duisburg“ vorgestellt. Das war aber nicht die ganze Wahrheit. Bräuhäuser war in Reutlingen kein Unbekannter. Bereits in der Ausbildung wohnte er 1919 bei seiner Mutter, die nach dem Tod ihres



Aufbauplan für die Altstadt von Reutlingen aus dem Oktober 1945.

der Lederstraße bis zur Kaiserstraße, also für die Altstadt, zu entwerfen. Bräuhäuser habe, so Kalbfell, einen Entwurf gemacht, ohne sich mit Baurat Haid über irgendwelche Einzelheiten zu besprechen, „und es ist erfreulich, daß im Prinzip beide die gleichen Gedanken entwickelten.“³¹ Von Bräuhäuser ist eine Detailansicht zum neuen Listplatz mit neuem Bahnhof erhalten, aber sein Vorschlag wurde vom Gemeinderat abgelehnt.

Den damaligen Aufbauplan zeigt das von Carl Haid vorgetragene Konzept. Es sah u. a. vor:

- In der Altstadt werden aus gestalterischen Gründen sämtliche Baulinien ab 1870 aufgehoben und Baugesuche werden „nach dem gesunden Menschenverstand“ unter Berücksichtigung der Umgebung entschieden. Die Einhaltung der alten Baulinien würde zur Zerstörung der Altstadt führen. Das kam einer generellen städtebaulichen Korrektur gleich.
- Das abgebrannte Eckhaus Wilhelmstraße/Oberamteistraße wird in gleicher Weise, wie es früher war, wieder aufgebaut. Vorschläge, die Ecke frei zu las-

Mannes von Stuttgart nach Reutlingen gezogen war, hatte in Reutlingen als Architekt gewirkt und kehrte nach der Pensionierung 1933 nach Reutlingen zurück, ehe er 1961 nach Starnberg zu seiner Tochter zog. Zum Zeitpunkt der Gemeinderatssitzung war er also Reutlinger.

³¹ Wie Anm. 29.

- sen, würden städtebaulich gegenüber der Marienkirche zu einer empfindlichen Störung führen. Auf das künftige Stadtbild werde streng geachtet und Schlüsselbauten werden definiert.
- Die zerstörten Häuser von Ulrich Adam Knapp in der Oberen Wilhelmstraße sollen ohne „Bauwiche“ (wie die Winkelabstände früher genannt wurden) und ohne überbaute Lichthöfe wieder entstehen. Es gibt auch behutsame städtebauliche Korrekturen unter Aufgabe „gewachsener“ Altzustände.
 - Auch gegenüber dem Knapp'schen Anwesen wird ohne Bauwiche und Hinterhäuser gebaut.
 - Am Marktplatz gibt die Kachel'sche Apotheke den Maßstab.
 - Das neu zu erbauende Rathaus wird in Richtung Lederstraße erweitert. An der Ecke Rathausstraße/Lederstraße soll die Markthalle entstehen.
 - Zwischen der geplanten Markthalle und dem Rathaus soll ein Gemüsemarkt entstehen. Gegenüber der Markthalle wird an der Rathausstraße der Zustand vor der Zerstörung wieder errichtet.
 - Die Ecke Bärengasse/Bebenhäuserhofstraße bleibt frei.
 - Der „Adlerblock“ zwischen Lederstraße, Wilhelmstraße, Nikolaiplatz und Federnseestraße wird ohne „Bauwichen“ mit zwei Lichthöfen wieder aufgebaut, zur Altstadtseite nur dreistöckig. An der Wilhelmstraße wird die Front 5 m zurückgenommen, weil eine Straßenbahnweiche eingefügt werden muss.

Große Probleme machte der Bahnhofsbereich. Haid führte aus: „Die Reichsbahn hatte noch nie etwas für Reutlingen übrig und auch nie etwas für die Verschönerung des Bahnhofs getan. Alle bisherigen Reutlinger Oberbürgermeister sind wegen dieser Sache vorstellig geworden, erreicht haben sie nie etwas.“ Der Friedrich-List-Platz sollte dreimal so groß wie zuvor werden. Der Kronprinzenblock wurde deshalb nach Osten gerückt. An der Einmündung der Gartenstraße in die Karlstraße wird auf der Nordseite der Baublock um 20 Meter abgerückt, um „einen intimen Platz“ zu schaffen, auf dem das Friedrich-List-Denkmal mit Blick zum Bahnhof stehen soll.

Die Metzgerstraße soll entsprechend dem Wunsch der Landesdirektion des Innern zugebaut werden. Dies hat aber später zu heftigen Diskussionen im Gemeinderat geführt, da die Mehrheit auf diese Zufahrt nicht verzichten wollte. Die Karlstraße erhielt links und rechts einen zwei Meter breiten Radfahrweg, einen Rasenstreifen und einen Gehweg von je drei Metern. Die Karlstraße sollte zwölf Meter breit werden, die Baulinien 28 Meter voneinander entfernt. „Wir müssen damit rechnen, dass der Verkehr mit der Zeit wieder in der alten Stärke einsetzt und, was nicht zu vergessen ist, dass die Lastwagen schwerer werden. Wer an einer solchen Verkehrsstraße wohnt, weiß, welchen Erschütterungen die Gebäude an einer derartigen Straße ausgesetzt sind“, hatte Carl Haid ausgeführt.

In diesem Bericht wurde bereits die geplante Großsiedlung „im Norden der Stadt“ angesprochen, die auf eine Idee von Oskar Kalbfell zurückging. Mit der Entscheidungsfreiheit der Kommunalverwaltung war es damals jedoch nicht weit her. Jede Baugenehmigung musste von der Militärregierung (dem Kreisdelegierten) akzeptiert werden. Hinzu kamen die schon angesprochenen Probleme bei der Beschaffung von Baumaterial und Kohle.

4.1 Die Jahre ab 1947

Wegen der anhaltenden Versorgungsprobleme mit Lebensmitteln wurde am 20. 2. 1947 im Gemeinderat diskutiert, den Kreis Reutlingen zum Notstandsgebiet zu erklären.³² Es fehlten unter anderem Kartoffeln: Von geplanten zwei Zentnern pro Jahr war nur ein Zentner geliefert worden. Kinder sollten auf dem Land sechs Wochen lang gepflegt und „aufgefüttert“ werden. Für den Monat März 1947 betrug die Lebensmittelzuteilung für Kinder, je nach Alter, maximal 1120 Kilokalorien, Erwachsene ab 18 Jahren erhielten 976 Kilokalorien täglich. Der aktuelle OECD-Durchschnitt heute liegt bei 3400 Kcal pro Kopf und Tag, empfohlen sind 2250. Es gab damals Volksküchen in Reutlingen, Eningen und Pfullingen. Zur ebenfalls knappen Brennholzversorgung sollten nur „überflüssige Bäume“ entfernt und nicht wahllos abgeholzt werden.

Die Arbeit der Stadtverwaltung war durch Personalknappheit geprägt. Erhebliche Auswirkungen hatte teilweise die „Entnazifizierung“: Im Zuge der „politischen Säuberung“ wurden elf Beamte entlassen. Der Personaleinsatz war überhaupt äußerst bescheiden. Am 17. 4. 1947 berichtete Bauamtmann Ernst Klink³³ von vier leitenden Kräften, drei Aufsichtspersonen sowie 56 Arbeitern. Die extra aufgeführte Latrinenverwaltung verfügte über einen Leiter und elf Arbeiter. Auf Anordnung der französischen Militärregierung wurde auch der Sprachgebrauch „bereinigt“ und im behördlichen Sprachgebrauch Begriffe untersagt wie „Proklamation“, „Direktive“, „Gesetz“, „Verordnung“, „Befehl“, „Erlass“ und „Verfügung“. Stattdessen sollten „Rechtsanordnung“, „Anordnung“, „(Allgemeine) Weisung“, „Rundschreiben“, „Entschließung“ und „Bescheid“ verwendet werden.³⁴

Am 2. Mai 1947 wurde der am 25. Juli 1946 fortgeschriebene Stadtbauplan erneut beraten. Wie Stadtrat Eugen Wirsching (CDU), der zum Arbeitsminister von Württemberg-Hohenzollern berufen worden war, aber im Gemeinderat blieb, berichtete, war „Reutlingen die erste bombengeschädigte Stadt Süd-

³² StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 20. 2. 1947.

³³ Kommissarischer Leiter des Tiefbauamtes, pensioniert zum 1. 5. 1947, wie andere auch wegen des Personalmangels aber weiterbeschäftigt.

³⁴ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 10. 4. 1947.

württembergs, die ihren Bebauungsplan fertiggestellt und vorgelegt hatte. Reutlingen stehe auch an erster Stelle hinsichtlich der Trümmerbeseitigung.³⁵ Wirsching trägt vor, „die Ausfahrten Bollwerk- und Metzgerstraße seien noch fragwürdig, sie würden aber wohl in künftigen Jahrzehnten nur noch Anliegerstraßen ohne großen Betrieb (sein).“ [...] „Wir müssen hinaus mit der Industrie an den Stadtrand“, fuhr der Stadtrat fort, die wenigen Industriebetriebe aus der Altstadt müssten ausgesiedelt, Industriegelände gegen den Heilbrunnen gerückt und in die Gegend von St. Leonhard verlegt werden. Wirsching endete: „Wir werden in absehbarer Zeit an den Neubau eines Rathauses herangehen müssen, wenigstens in seinem ersten Teil. Der Plan, der uns vorgelegt wird in Verbindung mit dem Bau einer Markthalle und einem Gemüsemarkt, entspricht längst unseren Bedürfnissen.“ Der Stadtbauplan wurde gegen eine Stimme vom Gemeinderat beschlossen.

Die Nutzung der Flächen in der Stadt war hart umkämpft. Die Besatzungstruppen beanspruchten im September 1947 die 125 Hektar des Standortexerzierplatzes, die damals aber dem Anbau von dringend benötigten Lebensmitteln dienten. Das Ansinnen konnte in Verhandlungen abgewendet werden. Was den Wohnraum anbelangt, so wurde am 23. 10. 1947 im Gemeinderat eine Bedarfsrichtlinie beschlossen: Personen über zehn Jahre hatten Anspruch auf zehn Quadratmeter, Ein- bis Fünfjährige auf fünf, für noch Jüngere war überhaupt nichts vorgesehen. Für gleichgeschlechtliche Personen desselben Haushalts gibt es nur einen Schlafraum, dazu ein Elternschlafzimmer. Neuvermählte mussten zwei Jahre auf eine Wohnung warten. Zum Vergleich: In Baden-Württemberg betrug im Jahr 2012 die Wohnfläche pro Kopf 42,9 Quadratmeter, mehr als das Dreifache von damals.

Ende 1947 berichtet Kalbfell in der Jahresschlussitzung des Gemeinderats, dass rund 64.000 Einwohner zu betreuen seien. Reutlingen sei als eine der bestverwalteten Städte bekannt und anerkannt. Die Stadt habe wieder 1333 Beschäftigte (80 Beamte, 560 Angestellte, 693 Arbeiter, 120 Schwerbeschädigte), vier Beamte seien sogar außerhalb der Altersgrenze beschäftigt. In der Stadt waren noch 2181 Evakuierte verblieben, Ausgewiesene (aus den Ostgebieten) waren nun 2560 gemeldet, darunter 721 neu im Jahr 1947. Es gab 1000 Wohnungsgesuche, hinter denen mehr als 3000 Personen standen.³⁶ 500 waren allein im Jahr 1947 neu hinzugekommen. Außerdem benötigte man für Pendler Zimmer, ebenso für auswärtige Schüler, die wegen der schlechten Verkehrsverbindungen ein Zimmer brauchten. Dienststellen, Institute, Firmen hatten einen Bedarf von 1200 Zimmern. Zur Wohnraumgewinnung dienten auch rigide Maßnahmen: Damals waren noch 1761 Einzelzimmer beschlagnahmt und wegen der Wohnungsnot gab es strenge Aufenthaltsbeschränkungen. 2976 Aufenthaltsgenehmigungen waren erteilt worden.

³⁵ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 2. 5. 1947.

³⁶ Darunter waren aber auch damals nur ein Drittel ‚echte‘ Wohnungslose.



Die Wüstenrot-„Bausparerfibel“ aus dem Jahr 1936 stellte das Reutlinger Wohnhaus Carl Haid's vor.

Auf die Erfolge konnte der Oberbürgermeister auch außerhalb der Stadtgrenzen aufmerksam machen. Durch seine Verbindungen und sein Bundestagsmandat hatte Oskar Kalbfell 1951 einen Besuch des Bundestagsausschusses für Wiederaufbau und Wohnungswesen sowie des Ausschusses für Bau- und Bodenrecht in Reutlingen organisiert. Es war auch etwas vorzuzeigen.

Im Wohnungsbau waren die Kreisbaugenossenschaft, die Stadt selbst und Private aktiv, vor allem aber die 1950/51 gegründete Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft GWG, die in der Hand der Stadt und von vier Industrieunternehmen lag. Maßgeblich wurde die GWG von Carl Haid geführt. Carl Haid hatte selbst Wohnungsbauerfahrung beim Bau seines eigenen Wohnhauses in den 1930er Jahren gesammelt, das sogar als Muster in der Reklame der

Bausparkasse Wüstenrot verwendet wurde.³⁷

1950 fängt auch Karl Guhl³⁸ bei der Stadt an und wird von Oskar Kalbfell gleich für die GWG mit den Worten eingespannt: „Karl, du musst die GWG machen.“ Seinen Einwand, „Davon versteh ich doch nichts“, wurde von Kalbfell mit den Worten „Dann lernst du es“ verworfen.³⁹ Schon 1952 erhält er Prokura und wird der kongeniale Nachfolger Haid's und in der Vorstellung der Bevölkerung der *Spiritus rector* der GWG. Es ist jedoch auch der Inge-

³⁷ 50 Eigenheime. Eigenheim des Bausparers, bearb. von Paul Faerber; E. Wegner-Höring, Ludwigsburg³1936.

³⁸ Karl Guhl (1920–2008). Von 1937 bis 1945 Soldat und Kriegsteilnehmer, danach ein halbes Jahr Polizist in Oberndorf. Nach vier Jahren Ausbildung für den gehobenen Verwaltungsdienst, ab April 1950 Beschäftigung bei der Stadt Reutlingen als Ratsschreiber „und nebenher Wohnungsbau“ unter Stadtdirektor Künzel. 1952 Prokurist der GWG, 1955 deren Geschäftsführer. 1961 Oberverwaltungsrat, 1967 Finanz- und bis 1984 Erster Bürgermeister, 1980 auch Landtagsabgeordneter (SPD-Fraktion).

³⁹ Auskunft Karl Guhl's an den Verf., s. a. die Festschrift „Verabschiedung des Ersten Bürgermeisters Karl Guhl und des Bürgermeisters Dr.-Ing. Werner Köhl. Amtseinsetzung der Bürgermeister Winfried Engels, Rainer Hahn und Jörg König, 3. Mai 1984“, Reutlingen 1984.

nieur Ernst Faiß⁴⁰ mit Kollegen nicht zu vergessen, der 1953 zur GWG kam und später ihr Technischer Geschäftsführer wurde, natürlich auch nicht Albert Wenzler, der das gesamte kaufmännische Geschäft brillant erledigt hat.

Es wurden erschlossene Bauplätze aktiviert sowie Baulücken geschlossen, ansonsten am Stadtrand gebaut. Sämtliche Planungen erfolgten im Planungs- und Hochbauamt und bei den Bauträgern. Auf Beschwerde der Reutlinger Architektenschaft wurden nach 1950 auch Planungsaufträge für Wohnungsbauten vergeben, etwa für die Siedlung Metzinger Straße in Mittelstadt. Es wurde vorwiegend mehrgeschossig gebaut, aber auf Villengegenden und ländliche Umgebung Rücksicht genommen. Dort waren nur zwei Geschosse erlaubt. Wegen der frühzeitigen Planung, d. h. weit vorausschauend, konnten bei der Ausschreibung sehr günstige Preise erzielt werden, ebenso dank der harten Verhandler bei der GWG. Lohn- und Materialpreisgleitklauseln gab es nicht. Es wurden aus sozialen Gründen sieben Vier-Familien-Häuser (in der Robert-Bosch- und Robert-Mayer-Straße) sowie zwei Zwölf-Familien-Häuser (in der Wolframstraße) als Einfachwohnungen gebaut. Da die Besatzungsmacht 191 Wohnungen beschlagnahmt hatte, wurden für die „Besatzungsverdrängten“ in Kasernennähe Wohnungen gebaut, denn man hoffte, mit der Besatzung später tauschen zu können. Aber zuvor mussten diese Wohnungen noch möbliert werden.

Für die „Umsiedlung“ aus den „überbelegten“⁴¹ Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern sowie für weitere Heimatvertriebene mussten 426 Wohnungen im Gebiet Römerschanze zu einem festen Geldbetrag gebaut werden; die Wohnungen sollten später privatisiert werden. Die dortigen besonderen geologischen Probleme des Lias Epsilon, dessen kritische Formation sich diagonal durch die Stadt zieht, waren damals noch nicht bekannt.⁴²

Zum Thema „Integration“ ist vielleicht interessant, dass in der Römerschanze samt Emil-Adolff-Siedlung damals 184 Altbürgern 2424 Neubürger gegenüberstanden. Nach 1950 wurde die bis zur Rommelsbacher Straße erweiterte Siedlung Römerschanze an die Sickenhäuser Straße angeschlossen; weiter entstand die Siedlung Betzenried als Reihenhaussiedlung für „An-

⁴⁰ Dipl.-Ing. Ernst Faiß, zuletzt Technischer Geschäftsführer der GWG. Geboren am 18.5. 1921 in Celle. Studium der Architektur an der TH Darmstadt, ab 1958 bei der GWG. Gestorben am 27.4. 2008.

⁴¹ Der Begriff stammt aus der NS-Zeit, als für Provinzen „Tragfähigkeitsberechnungen“ angestellt worden waren. Aus „überbelegten“ Städten (die stadtfreundliche Stimmung der NS-Zeit herrscht heute weiter!) sollten Bevölkerungsteile in ländliche Orte umgesiedelt werden, vgl. K. Kegler (wie Anm. 8).

⁴² Zu den Gründen vgl. die Freiburger Dissertation von Rudolf Tietze: Ingenieurgeologische, geochemische und mineralogische Untersuchungen zum Problem der Baugrundhebungen im Lias epsilon (Posidonien-schiefer) Baden-Württembergs, Freiburg 1978, die der Verf. Ende der 1970er Jahre nach Recherchen aufgestöbert hatte. Betroffen ist in Reutlingen eine breite Zone, die vom Hochschulgelände im Hohbuch über den Tunnel Rommelsbacher Straße bis zur Storalachsiedlung reicht.



Reutlinger Bauprogramme 1950/51.

sprüche gehobener Bevölkerungsschichten‘ in Mietwohnblöcken mit sechs und zwölf Wohnungen; die Siedlung ‚Fabrikstraße‘ mit Wohnblöcken für Heimatvertriebene zwischen Ulrichstraße und Erwin-Seiz-Straße, die Siedlung ‚Bergäcker/Bruckäcker‘ für Familien aus Betzingen und wiederum für Heimatvertriebene, die schon erwähnte ‚Eberhard-Wildermuth-Siedlung‘ und die Nebenerwerbssiedlung ‚Mahdach‘ in Ohmenhausen, Letztere zur Ansiedlung von rund 500 vertriebenen Landwirten vorwiegend aus den agrarisch geprägten Gebieten der Donauschwaben.

Der Wiederaufbauplan der Stadt zeigt, dass es nicht viele Standorte für die Bebauung von Baulücken gab. Das ging auch nur so lange gut, wie sich noch keine Auswirkungen auf die konsumtive und soziale Infrastruktur ergaben, wie den Einzelhandel, die Kindergärten, die Schulen usw. Spätestens dann empfahl sich eine Gesamtplanung, die der Reutlinger Gemeinderat aber erst 1974 mit der Einrichtung eines Planungsstabes für Stadtentwicklung (zuerst mit Dietrich Determann) veranlasst hatte.

5 Hochphase ab 1952

1952 wurde das Land Baden-Württemberg geschaffen, Regierungspräsidien wurden eingeführt. Die Stadt erhielt in diesem Jahr mehr Zuständigkeiten vom Kreis, auch im Bereich der Bauordnung. Am 1. Januar 1954 wurde eine städtische Baudirektion gebildet, dem die bisher direkt dem Bürgermeisteramt unterstehenden bautechnischen Ämter der Stadt nachgeordnet wurden. Leiter wurde Stadtbaudirektor Carl Haid.

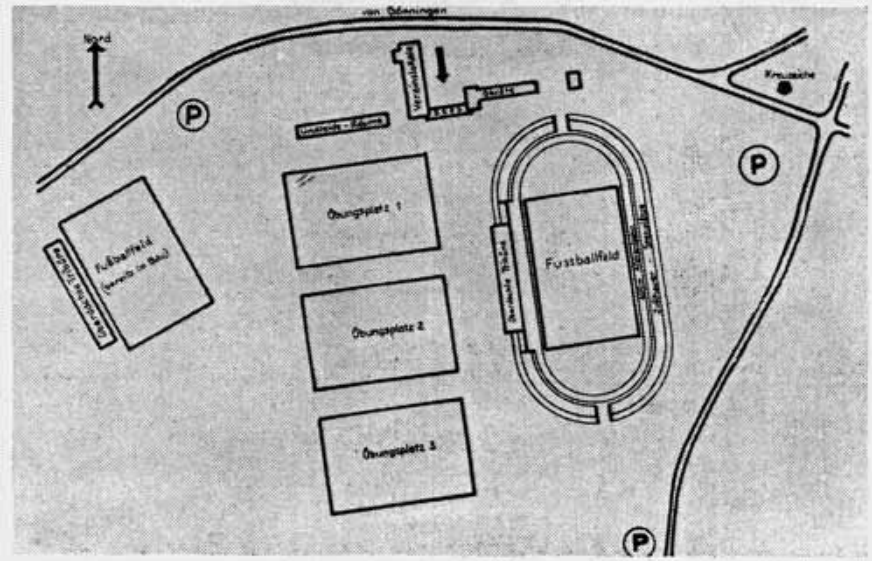
5.1 Ein Sport- und Erholungspark für Reutlingen

Neben dem Wohnungs- und Schulbau und der Errichtung weiterer öffentlicher Einrichtungen wurde auch an die Sport- und Erholungsinfrastruktur gedacht. Ein neues Stadion war schon vor dem Krieg an verschiedenen Standorten diskutiert worden. Dabei spielte die Geologie eine große Rolle, die, wie gesehen, in Teilen der Stadt nicht unproblematisch ist. Unter geologischen Gesichtspunkten wurde der Standort Arbach auf Markung Pfullingen als hervorragend bewertet. Er war leider privat und schied nach der Ausgemeindung Pfullingens vollends aus. So rückte der Standort an der Kreuzeiche nach vorne, obwohl er geologisch nicht so gut geeignet war.⁴³ In der Sitzung vom 9. März 1950 mit dem Thema „Schaffung von Sportanlagen“ hieß es: „Im Gelände an der Kreuzeiche zwischen der Straße nach Gönningen und der Straße zum Markwasen soll ein großes geschlossenes Gebiet eigens der Erholung der

⁴³ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 9. 3. 1950.

Gesamtansicht des geplanten Stadions Kreuzzeiche

Mit dem Bau des Fußballfeldes im Westteil des Feldes ist begonnen worden



Skizze der Neubauten an der Kreuzzeiche, aus: Reutlinger Nachrichten Nr. 90 vom 14.6.1950.

Bevölkerung gewidmet werden. Dort werden nach einer von Professor Richard Konwiarz aus Hannover⁴⁴ ausgearbeiteten Gesamtplanung eine ganze Reihe von Anlagen sportlicher Art entstehen. Praktisch wird man dort sämtliche modernen Sportarten ausüben können.“

1950 hatte der ausgewiesene Fachmann den Auftrag für einen generellen Entwurf erhalten. Dieser war Grundlage für die Ausarbeitung des General-Bebauungsvorschlags durch das Planungs- und Hochbauamt. In dem „Konwiarz-Plan“ waren auf dem Parkplatz neben dem Freibad eine Schwimmhalle mit 50-m-Bahn, eine Sporthalle für Leichtathletik, eine Gymnastikhalle und ein Rollschuhplatz vorgesehen, insgesamt eine Fläche von 95 Hektar. Der dort schon vorhandene Tontaubenschießstand sollte verlegt werden. Stadtrat Wilhelm Hohloch war gegen eine „Peripherie mit Vereinsheimen um das

⁴⁴ Prof. Richard Konwiarz, Architekt; geboren am 15. 2. 1883 in Kempen (Provinz Posen), gestorben am 14. 12. 1960 in Hannover. Er plante u. a. das Olympiastadion Breslau und zahlreiche Spiel-, Sport- und Badeanlagen für alle Stadtviertel. Nach seiner Emeritierung an der TH Dresden plante er zusammen mit Heinz Goesmann 1952–1954 das Niedersachsenstadion in Hannover. Konwiarz ist auch im heutigen Polen geachtet, vgl. polnischsprachige Internetseiten wie <https://polska-org.pl/561806,Richard-Konwiarz.html> (27. 3. 2019).

Gelände“, Stadtrat Peter Mürdter für eine „starke Einspannung des neuen Gartenamtsleiters Peter Kik“, was dann auch sehr erfolgreich geschehen ist. Außerdem wurde von Stadträtin Liesel Zweigle die Anlage eines Sees im Bereich der Jungviehweide oder des Listhofs ins Gespräch gebracht. Für einen damals schon geforderten Rollschuhplatz war kein Geld übrig. Karl Guhl stellte allerdings fest, dass aus finanziellen Gründen keine Realisierung in den nächsten fünf Jahren möglich sein würde.

Am 7. Mai 1953 wurden dennoch ein Generalbebauungsplan für den Sportpark Kreuzeiche sowie Pläne für die Freibadanlage und ein Stadion samt Tribüne im Technischen Ausschuss vorgelegt. Basis war der Entwurf von Prof. Konwiarz, die Oberleitung des Unternehmens lag bei Oberbaurat Haid, in Zusammenarbeit mit dem Tiefbauamt und den Stadtwerken. Einzelne Abänderungen betrafen etwa den Zugang, der nun von der Hermann-Hesse-Straße aus erfolgte, um den Weg ins Freibad stark zu verkürzen. Der Sportplatz sollte nun sechs Übungsfelder haben, die gegenüber den Plänen von Konwiarz von der Straße nach Gönningen abgerückt und in Nord-Süd-Richtung gedreht wurden. Konwiarz wollte die Tribüne an der Landstraße nach Gönningen bauen, was eine Ost-West-Orientierung bedeutet hätte, mit Blick zum Georgenberg. Weiter waren sechs Laufbahnen, zwei 100-m-Bahnen, eine einfache Holztribüne mit 70 m Länge und 1000 Sitzplätzen vorgesehen. Geplant, aber nicht veranschlagt waren Tennisanlage, Faustball- und Hockeyplatz, Spritzeisbahn, Tummelplatz, eine Sporthalle für Freizeitgestaltung sowie ein Sportjugendheim und eine Rollschuhbahn mit Umkleidekabinen. Im ersten Bauabschnitt entstanden der schon 1951 begonnene Sportplatz einschließlich einer 400-m-Bahn, der 1953 mit dem Spiel gegen den Deutschen Meister 1. FC Kaiserslautern eingeweiht wurde, sowie der bereits vom Gemeinderat genehmigte Bau eines Freibades (ab 1954)⁴⁵ und mehrere Übungsfelder. Der Standort erhielt den Namen „Stadion Kreuzeiche“.⁴⁶ Am 6. Mai 1969 hatte der Gemeinderat schließlich den Bebauungsplan Sportpark Kreuzeiche nach dem Entwurf des Planungsamtes als Gemeinbedarfsfläche gebilligt, nachdem ein Grundstückseigentümer durch exorbitante Preisvorstellungen den weiteren Ausbau zu blockieren drohte. Mit dieser Ausweisung war eine Enteignung gegen eine „angemessene Entschädigung“ möglich. Am 20. April 1971 beschloss der Gemeinderat den erweiterten Bebauungsplan, der aktuelle Ausbauplan wurde erst 1979 unter dem neuen Oberbürgermeister Dr. Manfred Oechsle beschlossen.

Das große Freigelände weckte immer mal wieder Begehrlichkeiten, etwa in der Bauausschusssitzung vom 22. 4. 1969, als das Thema „Festplatz Bösmannsäcker“ diskutiert wurde. Der Erste Bürgermeister Guhl war sich sicher,

⁴⁵ Nach einem Entwurf von Carl Haid, eingeweiht am 17. Juni 1955, vgl. W. Schmahl (wie Anm. 7), S. 113.

⁴⁶ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 25. 8. 1953.



Sport- und Freizeitpark nach dem Beschluss des Gemeinderats von 1979.

dass der Platz Bösmannsacker als Festspielplatz nicht mehr geeignet sei. Man sollte deshalb einen solchen Platz in die weitere Planung Sportpark einbeziehen. Baudirektor Gall war dagegen und konnte Gehör finden. Karl Guhl ließ aber nie locker und brachte die Idee um 1980 herum wieder auf, hatte diesmal aber den Baubürgermeister gegen sich.⁴⁷ Es gelang ihm lediglich, einmalig eine Ausstellung im Sportpark abzuhalten. 1989 wird wieder (nun zum dritten Mal) eine Verlegung des Festplatzes Bösmannsacker auf Teilflächen des Sport- und Freizeitgeländes beim Kreuzeichstadion diskutiert. In einem Fachbeitrag von G. Mehlo⁴⁸ wurde dagegen argumentiert, es handle sich um einen naturnahen Park mit einer Vielzahl neuer Biotope. Bei einer Erhebung wurden 406 Pflanzenarten, Fledermäuse, Kammolch, Gelbbauchunke, Ringelnatter, Laubfrosch und 117 Vogelarten gezählt. Das Gelände sei Schlafplatz für 1000 Rauchschwalben und einige Hundert Stare. 16 auf der „Roten Liste“ stehende Arten wurden aufgefunden, sechs davon brütend. Auch als Kaltluftentstehungsbereich sollte das Gelände nicht weiter beeinträchtigt werden.

⁴⁷ Etwa um das Jahr 1982 kam Karl Guhl wieder mit dem Vorschlag; diesmal war der neue Baubürgermeister Dr.-Ing. Köhl strikt dagegen. Wegen schon gegebener, aber nicht abgesprochener Zusagen an Stadtrat Barthold zu einer Ausstellung fand eine ‚Messe‘ statt, mit der Auflage, nach Ende alles wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen. Eine ‚Messestraße‘ ist noch im Ansatz zu sehen.

⁴⁸ G. Mehlo: Extensivierung und Naturnähe in einem städtischen Park. Beurteilung der Pflege und Entwicklung im Hinblick auf Naturschutz und Freizeitnutzung am Beispiel Sport- und Freizeitpark Reutlingen, in: *Natur und Landschaft* 64 (1989), S. 153–156.



Paul Schlienz (1911–2004).

5.2 Wohnungsbau und Bauverwaltung in der „Hochphase“

Zurück zum Wohnungsbau. 1955 waren die Siedlung Römerschanze, Wohnbebauungen im Gewand Betzenried, der Fabrikstraße, in Bergäcker-Bruckäcker, die Nebenerwerbssiedlung Ohmenhausen-Mahdach, die Burgholz-Siedlung sowie die Storlach-Siedlung fertiggestellt. Hinzu kam die Siedlung an der Sondelfinger Straße und die Eberhard-Wildermuth-Siedlung. Insgesamt entstanden von 1948 bis 1955 rund 3980 Wohnungen.⁴⁹ Als Carl Haid am 12. April 1956 mit 67 Jahren aus dem Amt schied, aber noch bei der GWG bleiben sollte, musste ein Nachfolger gesucht werden. Am 15.11.1955 wurde Baurat Heinrich Röhm aus Heilbronn gewählt, der im Jahr da-

rauf aber absagte.⁵⁰ Um die Vakanz auf diesem wichtigen Posten zu beenden, besuchten der Oberbürgermeister mit dem Beigeordneten Müh und Stadtbaudirektor Haid am 8.1.1956 den Kreisbaurat Paul Schlienz in Lindau. Schlienz⁵¹ hatte sich schon zuvor beworben, war aber nicht gewählt worden. Nun gewann er die Abstimmung gegen Otto Gall und wurde zum 1.4.1956 Stadtbaudirektor. Stadtbaurat Gall wurde am 28.6. zu seinem Vertreter bestellt, ein Amt, das er die ganzen Jahre zuvor bei Carl Haid innehatte. Schlienz blieb nur bis zum 31.1.1959 in Reutlingen. Er hatte sich um die interessantere Stelle des Baudezernenten der Stadt Regensburg beworben, wo er im Vorjahr gewählt worden war.

⁴⁹ Brief von Stadtbaudirektor Haid vom 24.11.1955 mit Bericht vom 19.9.1955 an den Studenten Peter Kleicke in Hamburg.

⁵⁰ StadtA Rt., Gemeinderatsprotokoll vom 26.1.1956.

⁵¹ Paul Schlienz wurde 1911 in Balingen geboren. Nach einem Studium der Architektur in Stuttgart und Berlin wurde er Baurat in Ulm. Nach Kriegsende war er Freischaffender Architekt, dann Kreisbaurat in Lindau, bevor er als Stadtbaudirektor nach Reutlingen geholt wurde. Bereits am 17.12.1958 teilte er der Stadt mit, dass er sich um die Stelle des Baudezernenten der Stadt Regensburg beworben hatte und am 5.12.1958 einstimmig gewählt worden sei. Er wolle am 1.2.1959 dort als Oberstadtbaudirektor antreten. Schlienz starb in Regensburg 2004.

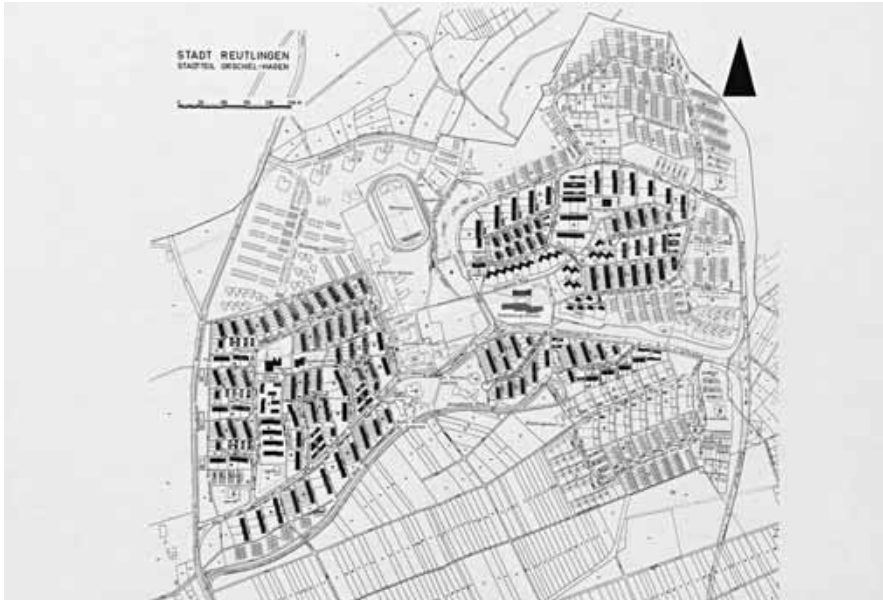
Die nun erneut frei gewordene Stelle des Stadtbaudirektors wurde vorerst nicht wiederbesetzt. Stattdessen beauftragte man Otto Gall mit „Koordinierungsaufgaben“, über die er im Gemeinderat neben den Amtsleitern berichten sollte. Die Leitung der gesamten Bauverwaltung, die Lenkung der Stadtplanung sowie die Planung und Ausführung der städtischen Bauaufgaben und die Dienstaufsicht über die Ämter der Bauverwaltung waren nicht seine Aufgabe. Die Gründe konnten aus den Akten leider nicht ermittelt werden.

5.3 Verkehr, Planungsgemeinschaft und Infrastruktur

Am 1. Dezember 1955 wurde für die Verkehrsplanung ein externer Gutachter aus dem „Bekanntenkreis“ von Oskar Kalbfell beauftragt, der freiberufliche Ulmer Verkehrsingenieur Dr.-Ing. Max-Erich Feuchtinger. Am 4. Juli 1957 lag der erste Teil seines Verkehrsgutachtens zum Hauptverkehrsstraßennetz dem Gemeinderat vor, die Beratung folgte am 10. Oktober in Anwesenheit Feuchtingers und seines Oberingenieurs Karlheinz Schaechterle.⁵² In der Sitzung plädierte Schlienz für eine verbesserte Ortsdurchfahrt statt einer Umgehungsstraße. Der 1957 in den Stadtrat gewechselte Stadtrat Haid schlug „zum Nachdenken“ eine Überbauung der Echaz vor, die später bis zum Arbachbad durchgezogen werden könnte. Auch eine vierspurige Straße auf der Honauer Bahn wurde vorgeschlagen (Stadtrat Kölle). Trotz anderslautender Wünsche aus dem Gemeinderat wollte Feuchtinger möglichst keine Fußgängerunterführung Karlstraße zum Bahnhof, die aber dann 1969 doch gebaut wurde, aktuell aber wieder geschlossen ist.

Schon früh war klar, dass für manche Aufgaben die Verwaltung entweder nicht geeignet oder zu klein war. So wurde beschlossen, ein freies Wohnungsbaunternehmen in Verbindung mit der gewerblichen Wirtschaft zu gründen, um an „7c-Mittel“ (zinslose Darlehen zur Wohnungbauförderung nach § 7c des Einkommensteuergesetzes, ab 1949) zu kommen. Als Basis diente der 1892 gegründete Bau- und Sparverein, aus dem zunächst die Wohnungsgenossenschaft Reutlingen, schließlich die GWG als gemeinnützige Wohnungsgesellschaft hervorging. Auch bei der Landes- und Regionalplanung hatte Reutlingen die „Nase vorn“. Am 14. 11. 1957 wurde bekannt, dass Oberbürgermeister Kalbfell zusammen mit der Stadt Tübingen und den Kreisen Balingen, Reutlingen und Münsingen eine Planungsgemeinschaft anstrebte, die „Planungsgemeinschaft Neckar-Alb“, die 1958 ins Leben gerufen wurde. Heute haben wir neben dem Regionalverband Neckar-Alb (für die Regionalplanung) auch die Planungsgemeinschaft Reutlingen-Tübingen (für die Flächennutzungsplanung).

⁵² Schaechterle war später Lehrbeauftragter an der TH Stuttgart, als Feuchtinger dort den Lehrstuhl hatte, und wurde später auf den Verkehrsplanerlehrstuhl an der TH München berufen.



Plan der Gartenstadtsiedlung Orschel-Hagen, um 1960.

Neben Wohnungsbauten mussten auch die Straßen und Kanäle ausgebaut, neu gebaut bzw. verlängert werden, es wurden zahlreiche offene Abwassergräben ‚verdolt‘ bzw. Hauskläranlagen wurden angeschlossen, so im Kaibachgebiet und der Hanfrösengraben (Breitertgebiet). 1951 nahm man die neu gebaute Sammelkläranlage in Betrieb. Das war nach heutigen Begriffen eine ‚innere Stadterweiterung‘.

Die Grünanlagen wurden nicht vergessen und auch neue angelegt, so an der Steinenbergstraße, hinter dem Hallenschwimmbad, auf dem Listplatz, an der Ecke Benz-/Degerschlachter Straße, an der Ecke Rommelsbacher/Opfersteinstraße und entlang der Karlstraße. Auf dem Ledergraben gab es sogar Blumenkästen. Zu diesem Zweck wurde ein Teil der verpachteten städtischen Gärtnerei zurückgenommen, „unter lebhaftem Widerhall“ durch die Bevölkerung und Beifall im Gemeinderat.

5.4 Rathausneubau

Am 24.5.1956 erfolgte ein einstimmiger Grundsatzschluss zum Rathausneubau am Marktplatz mit einem beschränkten Wettbewerb. Baubeginn war wohl aus finanziellen Gründen erst am 4.12.1962, am 27.6.1963 erfolgte die Grundsteinlegung. Stadtrat Haid hatte darauf aufmerksam gemacht, dass man

das Rathaus für 100.000 Einwohner planen müsse. Daran hat man sich wohl nicht gehalten.

5.5 Neue Verwaltungsstrukturen

Anfang 1956 waren neben Oberbürgermeister Kalbfell die ehrenamtlichen Beigeordneten Wirsching, Müh, Kölle und Hipp tätig. Die neue Gemeindeordnung des Landes ermöglichte ab April 1956 die Wahl hauptamtlicher Beigeordneter, nur wurden keine bestellt. „Keine Kö-nige neben mir“, so war der Tenor in der Gemeinderatsdiskussion. Bei der Gemeinderatswahl am 10. Januar 1957 wurde Carl Haid als Stadtrat (SPD) gewählt und war fortan auch im Technischen Ausschuss tätig. In



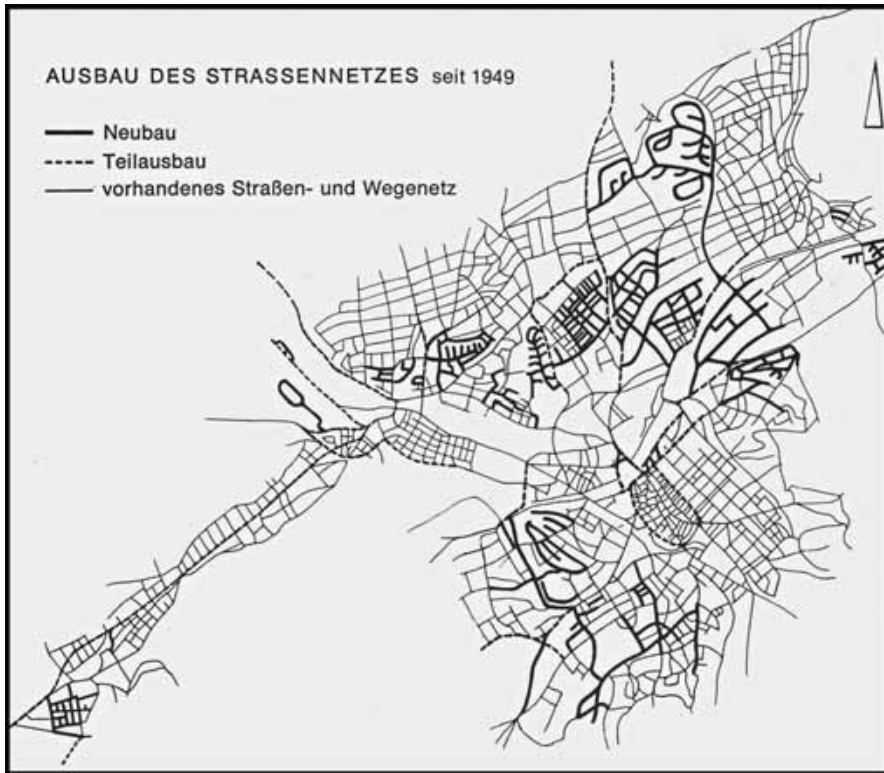
Max Guthier (1909–1991).

der Sitzung am 14. 2. 1957, die ohne den Oberbürgermeister stattfand, kam es nach Erläuterung von Wohnungsbauprogrammen durch den einstigen Baudirektor zu einer protokollierten Kontroverse zwischen dem neuen Stadtbaudirektor Schlienz und einzelnen Stadträten wegen unterschiedlicher Auffassungen über die Verkehrsführung in der Altstadt.

1958 setzte ein Rückgang der Bautätigkeit wegen fehlender nicht zweckgebundener öffentlicher Mittel, hoher Bauplatzpreise und einem Mangel an Arbeitskräften ein. Die Baukosten stiegen unverhältnismäßig. Weil die Stadt in Orschel und Hagen 83 Hektar Grundeigentum besaß, sollte nun dort, im Grünen, nach dem Willen Oskar Kalbfells eine Siedlung entstehen. Auch hinter der Eberhard-Wildermuth-Siedlung sollten weitere 190 Wohnungen erbaut werden. Erste Anwohnerproteste wandten sich gegen Spielplätze. Oskar Kalbfell schaltete sich ein: „Den Bürgern, die gegen die Spielplätze protestieren, möchte ich zurufen: Denkt daran, dass Ihr auch einmal Kinder hattet, ja selbst Kinder waret. Seid deshalb den Kindern gegenüber nicht so unduldsam!“

Im selben Jahr wurden die städtischen Mietwohnungen an die GWG übertragen, ebenso die Aufgaben des Wohnungsamtes, sodass städtische Beamte zur GWG gingen. Auch wurde 1958 der Wettbewerb Orschel-Hagen entschieden. Der Siegerentwurf wurde von Max Guthier,⁵³ TH Darmstadt, ver-

⁵³ Max Guthier (1909–1991) war von 1947 bis 1954 Beigeordneter (heute Baubürgermeister) in Ulm und verantwortete dort maßgeblich den Wiederaufbau der stark kriegszerstörten Stadt. Vgl. Frank Raberg: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm, Ulm 2010, S. 136.



Ausbau des Straßennetzes seit 1949.

antwortet. Baubeginn für die Erschließung in Orschel-Hagen war im Herbst 1960, noch vor dem Hochbaubeginn. Das war damals ungewöhnlich, sparte aber teure Doppelaufwendungen. Es entstand ein umfangreiches neues Straßennetz, an dem der enorme Ausbau gut sichtbar ist.

6 Ein Fazit: Bedenkenswertes aus den Jahren nach 1945

Der Reutlinger Gemeinderat hat in der unmittelbaren Nachkriegszeit einige bemerkenswerte Beschlüsse gefasst. Es lohnt sich, abschließend stichwortartig an die wichtigsten Punkte im Zusammenhang zu erinnern:

- Grundstückspolitik: Bereits in der Vorkriegszeit wurden Grundstücke im Hinblick auf eine expansive Stadtpolitik gekauft. Ohne diese Vorratspolitik wäre der schnelle Ausbau des Wohnungsangebots unmöglich gewesen.

- **Bebauungsstrategie:** Es wurden vorrangig erschlossene Bauplätze aktiviert sowie Baulücken geschlossen, danach erst am Stadtrand gebaut. Es galt der Grundsatz „Die Wohnung zum Arbeitsplatz“. Gleichzeitig wurde auf Villengegenden und die ländliche Umgebung Rücksicht genommen, dort gab es maximal zwei Geschosse.
- **Unterbindung von Baugrund als Geldanlage:** Bauplätze wurden nach einer Entscheidung der Liegenschaftskommission vom 25. 8. 1948 nur abgegeben, wenn sie spätestens in zwei Jahren bezugsfertig waren.
- **Freihalteflächen:** Äußerst bemerkenswert war die Entscheidung, die Achalm, den Wasenwald und andere Flächen dauerhaft von einer Bebauung frei zu halten.
- **Sicherung und Schutz von hochwertigen Wohnbauflächen:** Dazu gehörte in Baustaffel 6 die Achalmgegend. Oberhalb des Schönen Wegs galt ein Bauverbot, unterhalb sollte so niedrig wie möglich gebaut werden. Angestrebt wurde eine nur locker bebaute, hochwertige Villengegend, die etwa für Führungspersonen in der Wirtschaft attraktiv war.
- **Aussichtsstraßen:** Im Jahr 1956 wurden Straßen wie Der Schöne Weg, Dietweg, Teilstücke der Schanzstraße, der Berggasse und der Steinenbergstraße beschlossen, bei denen die Aussicht freizuhalten war.

Buchbesprechungen

Werner Ströbele: Reutlingen. Der Stadtführer. Oertel + Spörer, Reutlingen 2019. 304 S., zahlreiche Farbabb. und Karten, 19,95 Euro.

Es war an der Zeit, dass für Reutlingen ein neuer Stadtführer erschienen ist. Der Vorgänger, verfasst von Artur C. Ferdinand, stammt aus dem Jahr 2001, sieht man von der zweiten, nur unwesentlich ergänzten Auflage von 2007 ab. Er war gerade bei den Hinweisen zu Gastronomie, Hotels, Einkaufsmöglichkeiten und sonstigen Tipps nicht mehr auf dem aktuellen Stand und enthielt auch im historischen Teil den einen oder anderen Fehler (siehe die Besprechungen in den RGB 2003 und 2007). Dem Verlag Oertel + Spörer, der sich seit den 1930er Jahren um die Herausgabe des Stadtführers verdient macht, ist es gelungen, mit Dr. Werner Ströbele einen anerkannten Fachmann als Autor zu gewinnen. Seit mehr als drei Jahrzehnten ist er als Leiter des Heimatmuseums und seit 2004 auch des Kulturamts mit Reutlingens Geschichte und Gegenwart, mit Stadtbild und Sehenswürdigkeiten, mit Kunst und Kultur bestens vertraut und durch zahlreiche historische Veröffentlichungen, Forschungsprojekte und Vorträge ausgewiesen.

Bei dem knappen, 15-seitigen stadtgeschichtlichen Auftakt kann der Autor daher aus dem Vollen schöpfen. Sein kompetenter Überblick reicht von den ersten archäologischen Spuren bis zu den jüngsten Glanzlichtern auf kulturellem Gebiet, der Stadthalle und dem Neubau für das Theater in der Tonne.

Im Mittelpunkt des neuen Stadtführers stehen naturgemäß insgesamt sechs Erkundungsgänge, die jeweils auf einem Kartenausschnitt markiert sind. Neben der obligatorischen Runde durch die historische Altstadt sind wir auf nicht immer ganz fußläufigen Besichtigungstouren zum einen von der unteren Wilhelmstraße Richtung „Norden“ zum Bahnhof und weiter über Katharinenkirche, Friedhof, Bürgerspital, vorbei an den verbliebenen Fabrikgebäuden der Firmen Stoll und Emil Adolff bis zum Gmindersdorf unterwegs, zum anderen in westlicher Richtung vom Tübinger Tor der Echaz entlang bis zur Pomologie und zum Volkspark, und schließlich in der Oststadt mit Gartenstraße, Planie, Stadtgarten und dann über den Leonhardsplatz nach Südosten bis zu den imposanten Industriebauten der Firmen Wendler und Ammer.

Kenntnisreich begleitet und mit vielen interessanten Informationen versorgt, streift man dabei mitunter durch „Gegenden“, die in keinem der frühe-

ren Stadtführer in den Blick genommen wurden, und erfährt dabei eine Fülle wissenswerter Details, zum Beispiel über den durch den Einsatz von Zwangsarbeitern im Zweiten Weltkrieg gebauten Frankonenstollen, über den ehemaligen Kalbfell'schen Bierkeller unter dem Haus des Pomologen Eduard Lucas, über die stattlichen, teilweise unter Denkmalschutz stehenden Gebäude und deren Bewohner in der Gartenstraße oder über das kleine Fachwerkhäuschen am Gerbersteg, in dem zeitweilig die in Auschwitz ermordete Sinti-Familie Reinhardt lebte.

Die Wahl einer geeigneten Routenführung ist dabei, gerade in den weitläufigeren Bereichen, zweifelsohne nicht immer einfach gewesen. Nicht glücklich gelöst ist allerdings – insbesondere für Besucher, die sich auf einen Gang durch die Innenstadt beschränken möchten –, dass der vorgeschlagene Rundweg „Unterwegs in der historischen Altstadt“ weder zu den beiden Stadttoren noch durch den ältesten Siedlungskern der Hofstatt und auch nicht an der Nikolaikirche vorbeiführt, sondern diese innerhalb des ehemaligen reichsstädtischen Stadtmauerrings gelegenen Ziele erst bei den Rundgängen im Westen, im Norden und in der Oststadt beschrieben werden.

Auf zwei weiteren Besichtigungsrunden, die eher „thematisch“ orientiert sind, ist man „Unterwegs zu Kunst und Kultur“ und „im Grünen“. Ausführlich vorgestellt werden dabei das Kunstmuseum Spendhaus und das Heimatmuseum (vielleicht hätte auch das dritte städtische Museum, das Naturkundemuseum, eine besondere Erwähnung verdient). Zu den Zielen im Grünen, die allerdings jeweils einzeln angesteuert werden müssen, gehören u. a. Achalm und Georgenberg, Markwasen und Wasenwald sowie der Roßberg und die Gönninger Seen. „Extra-Touren“ – auch dies ist ein Novum – führen in die 12 Reutlinger Bezirksgemeinden mit wissenswerten Informationen zur Geschichte und zu ortsbildprägenden Gebäuden. Und schließlich werden noch einige lohnende Ausflüge in die nähere Umgebung vorgeschlagen.

In die fortlaufenden Texte sind gelegentlich kleine thematische, biografische oder auch anekdotische Exkurse eingestreut. Außerdem gibt es als Service für Besucher aus dem Ausland sowohl für den stadthistorischen Überblick wie auch für die einzelnen Touren kurze Zusammenfassungen in englischer und französischer Sprache. Besonders hervorzuheben sind das trotz des stattlichen Umfangs handliche Format des Stadtführers, das ansprechende, übersichtliche Layout und die reichhaltige, qualitativ exzellente Bebilderung.

Unverzichtbar in jedem Reise- oder Stadtführer sind touristische Empfehlungen und Tipps. Der 50-seitige Serviceteil enthält nützliche Hinweise zu Hotels, Restaurants, Cafés und Einkaufsmöglichkeiten, zu Kinos, Theater, Museen und Galerien, zu Festen und Märkten und zu Sport-, Freizeit- und sonstigen kulturellen Angeboten. Die von Edeltraud Willjung und dem Autor getroffene Auswahl ist zugegebenermaßen mitunter subjektiv, aber dies liegt in der Natur der Sache.

Auch ein Register ist in einem touristischen Handbuch ein absolutes „Muss“. In diesem Fall hätte es gerne ausführlicher und differenzierter sein dürfen, doch ist das wohl nicht vom Autor zu verantworten. So sind bisweilen wichtige, vor Ort sogar durch besondere Hinweistafeln gekennzeichnete Sehenswürdigkeiten nicht zu finden, weil sie, wie beispielsweise der Eisturm, der Zeughausturm oder das Zeughaus, unter einem Oberbegriff, in diesem Fall „Stadtmauer“, subsumiert sind. HAP Grieshabers Sturmbock versteckt sich unter dem Buchstaben R als Reutlinger Sturmbock, das neue Stadion sucht man, übrigens auch im Serviceteil, vergeblich und die alphabetische Einordnung von Personen erfolgt irritierenderweise nach dem Vornamen.

Und selbst einem absoluten Fachmann unterläuft gelegentlich ein kleiner Fehler: So gehört die Bezirksgemeinde Ohmenhausen nicht erst seit 1974, sondern schon seit 1949 zu Reutlingen (S. 234), der Vorname des durch ein Denkmal auf dem Roßberg gewürdigten Tübinger Paläontologen Quenstedt lautet Friedrich August und nicht Georg (S. 207), das Denkmal für den berühmtesten Sohn der Stadt Friedrich List wurde 1863 (nicht 1864) eingeweiht (S. 113) und auf der 2010 (nicht 2011) errichteten Gedenktafel auf dem Friedhof Unter den Linden sind die Namen von 128 (nicht 120) KZ-Opfern eingraviert, die in den letzten Kriegsmonaten im Reutlinger Krematorium eingäschert worden sind (S. 114).

Aber dies sind Petitesse, gemessen am profunden Inhalt sowie der Fülle an interessanten Fakten, Beschreibungen und spannenden Einblicken. So liegt mit Werner Ströbeles Stadtführer ein zweifellos auf längere Sicht aktueller, kenntnisreicher und im wahrsten Sinne des Wortes wegweisender Begleiter durch die Stadt, ihre Geschichte und ihre Sehenswürdigkeiten vor. Nicht nur auswärtige Besucher, sondern auch die Reutlingerinnen und Reutlinger selbst – auch wenn sie meinen, ihre Stadt zu kennen – werden den Band mit Freude und Gewinn zur Hand nehmen und bei der Lektüre und den Rundgängen viel Wissenswertes und manch Neues entdecken. *Heinz Alfred Gemeinhardt*

Werner Wunderlich: Mein Reutlingen. Spannende Reutlinger Geschichten, die bisher kaum einer kennt. Oertel + Spörer, Reutlingen 2018. 187 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Abb., 19,95 Euro.

Schon der Titel „Mein Reutlingen“ bringt zum Ausdruck, dass der durch originelle Stadtführungen bekannte Autor aufgrund seiner Reutlinger Familienwurzeln, der Leidenschaft für die Geschichte der Achalmstadt und einer eifrigen Sammlertätigkeit von Schriftzeugnissen und mündlichen Informationen ein sehr eigenwilliges, eben sein Buch über Reutlingen und dessen Geschichte vorlegt. Bewusst hebt es sich inhaltlich und methodisch von einer akademisch ausgerichteten Stadtgeschichte ab. Gemäß dem Motto, dass (auch historische) Literatur „prodesse et delectare“, d. h. belehren und er-

freuen soll, hat Werner Wunderlich großen Wert auf die Spaßkomponente gelegt und Lesefreundlichkeit für eine breite Leserschaft angestrebt. Dazu verhelfen ihm sein Fundus von Anekdoten, viel Humor, zum Schmunzeln verleitende Stilblüten, deftige Zitate Reutlinger Honoratioren im derbsten Schwäbisch oder auch zahlreiche Spitzen zur Belebung der traditionellen Rivalität zwischen Reutlingen und Pfullingen. Dabei vernachlässigt Wunderlich keineswegs historische, vor allem auch zeitgeschichtliche Ereignisse und Erinnerungen sowie Reutlinger Sehenswürdigkeiten, lokale Traditionen und Kontroversen. Viele Themen werden nur punktuell mit einem persönlichen Schwerpunkt oder einem anschaulichen Dokument angerissen. Sie spiegeln insgesamt den selbst erlebten oder aus Erzählungen und Dokumenten geschöpften Erfahrungsschatz des Autors wider, der sowohl sein Gespür für das historisch relevante Detail als auch für amüsantes Menschliches und Allzumenschliches in der Noch-Nicht-Großstadt Reutlingen aufzeigt.

Einem um Strukturierung bemühten Blick auf insgesamt 53 Überschriften erschließen sich drei Hauptkapitel: Zunächst bietet der umfangreichste Eingangsteil ein buntes Potpourri des Reutlinger Alltags und seiner Highlights in der jüngeren Vergangenheit. Über Gebäude (z. B. die Marienkirche und Leonhardskirche), Plätze (z. B. den Gartentorplatz und den Leonhardsplatz), den Ledergraben und die Spreuerhofstraße, über den Aispach wie auch über die Brunnen der Stadt erfährt man bisher unbekannte, von vergangenem Leben erfüllte Details. Nicht minder interessant sind die aus der persönlichen Erinnerung gespeisten Informationen über den Friedhof Unter den Linden, die Rath'sche Mühle und die Wegst'sche Sägemühle sowie nachdenklich stimmende Impressionen über den vergangenen Post- und Bahnbetrieb oder die Industriegleise zu renommierten Reutlinger Firmen. Bereichernd sind darüber hinaus auch die sehr persönlich gefärbten Beiträge über das Reutlinger Brauchtum (z. B. den Schiedwecken) oder zu Reutlinger kulinarischen Spezialitäten (Mutschel, Pastete, Zwiebelplatz und Vochezen). Zur Themenpalette zählt schließlich auch eher Abgelegenes wie etwa die nicht von dauerhaftem Erfolg gekrönten Bemühungen um ein Reutlinger Heimatlied sowie – teilweise auch nationalsozialistisch eingefärbte – Kinderlieder und Abzählreime aus der Jugendzeit des Verfassers. Schließlich spart Wunderlich auch stadtöffentliche Diskussionen und Kontroversen nicht aus, wie etwa die nicht vom Segen Eduard Lukas' begleitete Pflanzung von Schnurbäumen im neuen Bürgerpark oder die Tücken des instabilen schwarzen (Ölschiefer-)Jura Epsilon und seine Folgen für den Straßen- und Hochbau und begleitet sie mit ironisch-kritischem Unterton.

Darüber hinaus sind die persönlichen Erfahrungen des 1933 geborenen Verfassers im Mittelteil von besonderem zeit- und lokalgeschichtlichem Interesse. Unschuldige Kindheitsfreuden wie das Schlitten- und Bahnschlittenfahren im Winter wechseln mit düsteren Erinnerungen an enteignete jüdische Kaufleute, die im Hausiererhandel ihre Waren anbieten mussten. Dokumentarischen

Wert über das „Dritte Reich“ haben darüber hinaus die Berichte über die Schulzeit und die Hitlerjugend, über Reutlingen im Krieg mit den fünf Luftangriffen, über den Einmarsch der Franzosen und die Geislerschießung am Schönen Weg und über sog. Hamsterfahrten in der Nachkriegszeit, wobei der Zusammenbruch und Neubeginn durch interessante persönliche Berichte bereichert wird.

Quasi als Anhang gibt uns der Autor im dritten Teil der Publikation noch einen Einblick in seine Spezialkenntnisse über das durch statistische Aufzeichnungen und Anekdoten dokumentierte Reutlinger Wetter, das Wesen der Inflation, die Ahnenforschung und die Berechnung des wechselnden Datums des Osterfestes (Osterzyklus), was Geschichtsstudenten aus Hermann Grotefends Taschenbuch der Zeitgeschichte erst noch zu lernen haben.

Ähnlich wie von Initiativen in der Oststadt angefertigte „Einladung zum ‚Zeitspaziergang‘ durch die Oststadt“ von 2009 oder der „Kalender 2018 – Geschichte(n) aus Oststadt und Betzenried“ nimmt die Publikation Werner Wunderlichs Elemente der sog. Oral History und „Populären Geschichtsschreibung“ auf. Denn „die zu keinem Zeitpunkt [...] exklusive Position der akademischen Zeitgeschichte in der Öffentlichkeit wird heute mehr denn je herausgefordert von außerakademischen Beiträgen.“ Trotz gewisser methodischer und inhaltlicher Mängel – so fehlt etwa ein Hinweis auf die Tradition des Reutlinger Schwörtags oder ein hilfreicher Index – ginge ohne sie wertvolles historisches Wissen für immer verloren.

Wilhelm Borth

Matthias Slunitschek: Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘. Studien zum Frühwerk, Texte aus dem Nachlass. Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017. 742 S., 89,95 Euro.

Hermann Kurz (1813–1873) gilt unter denjenigen, die ihn gelesen haben, als einer der großen deutschen Schriftsteller nicht nur des 19. Jahrhunderts. Das Problem ist, dass ihn zu wenige gelesen haben. Das liegt zum einen an Kurz selbst, der wenig bereit war, Zugeständnisse an sein Publikum und dessen Geschmack zu machen und unter Verlegern wie in seinem persönlichen Umfeld durchaus als schwierig galt. Zum andern trägt auch die literaturwissenschaftliche Forschung an diesem Umstand Schuld, die Kurz spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg (und vor allem in der BRD) sträflich vernachlässigt hat. Auf dem Buchmarkt wurden seine beiden Romane und ausgewählte Erzählungen immerhin in großen Abständen aufgelegt, und gerade in seiner Geburtsstadt Reutlingen wird sein Andenken gepflegt, mit einer Ausstellung und einem so gründlichen wie schönen Katalog im Jubiläumsjahr 1988 oder einer Tagung und zahlreichen Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 2013. In den letzten Jahren ist sogar die literaturwissenschaftliche Forschung verstärkt auf Kurz aufmerksam geworden – das liegt besonders an Matthias Slunitschek,

der seit 2013 verschiedene Studien zu Kurz und seiner Frau Marie geb. von Brunnow vorgelegt hat und dessen 2017 erschienene Heidelberger Dissertation es hier zu besprechen und zu loben gilt.

Matthias Slunitschek hat seiner voluminösen Arbeit (742 Seiten!), die in die eigentliche Studie und einen umfangreichen Teil mit bisher unbekanntem Texten von Kurz zerfällt, den Titel *Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘* gegeben. Er nimmt eine Formulierung aus Kurz' Essay *Die Schwaben* aus dem Jahr 1842 auf, die, so Slunitschek in seiner Vorrede, sowohl auf Kurz' „Inspiration und Selbstanspruch“ als auch auf seine „Werkästhetik und Wirkungsabsicht“ verweise (S. VII). Der Titel ist indes noch in anderer Hinsicht klug gewählt: Er enthält auch in nuce die Entwicklung des Kurzschen Werks vor dem Hintergrund der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts: von den romantisch beeinflussten frühen Gedichten über seine zunächst biedermeierlich anmutenden Erzählungen, sein dichterisches wie konkretes politisches Engagement im Vormärz bis hin zu dem aus Quellenforschungen gespeisten Realismus seiner beiden großartigen historischen Romane *Schillers Heimathjahre* (1843) und *Der Sonnenwirth* (1855). Diese beiden, die wohl Kurzens Hauptwerke darstellen, liegen jenseits von Slunitscheks Untersuchungszeitraum – sie hätten den Rahmen seiner Arbeit gesprengt. Aber es wird aus seiner Untersuchung deutlich, dass viele Elemente der beiden Romane bereits im Frühwerk angelegt sind; nur mit dieser nun erstmals vorliegenden Vorgeschichte sind sie angemessen zu würdigen.

Slunitschek weist nach, wie fest verwurzelt das Werk von Hermann Kurz in der regionalen Geschichte und Kultur ist, also in Reutlingen und der die Stadt umgebenden Landschaft. Das heißt nicht, dass er Kurz zu einem „Regionaldichter“ macht – davon ist dieser, obwohl er nicht bedeutend aus Württemberg herausgekommen ist, in der Tat weit entfernt. Wie bei vielen seiner Zeitgenossen – Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Gustav Schwab oder Eduard Mörike – verbinden sich bei Kurz seine Vorliebe für die Heimat und die Provinz mit einer Offenheit für die weite Welt: sein literaturhistorischer wie sein politischer Blick nehmen Deutschland und Europa in ihrer Gänze wahr, seine Urteile sind nicht von Enge, sondern von Toleranz und Neugierde geprägt (erst in seinen späteren Jahren sollte sich das ändern). Kurz war – zumindest in seinem Frühwerk – ein Verfechter der durch die Mediatisierung bereits verlorenen reichsstädtischen Demokratie, seine frühen Erzählungen versuchen diese reichsstädtische Welt und ihre Überlieferung, poetisch überhöht, für die neue Zeit zu erhalten (vgl. S. 161–173).

Das größte Kapitel von Slunitscheks Monographie – „Stadtrepublikanische Gedächtniskultur als literarisches Paradigma“ (S. 275–370) – ist den „reichsstädtischen“ Erzählungen von Hermann Kurz gewidmet, in denen er die Geschichte seiner Stadt und die seiner (Glockengießer-)Familie literarisiert. Wie genau die Verflechtung von Historie und Realität, literarischer Gestaltung und Erfindung funktioniert, zeigt Slunitschek etwa anhand der Darstellung

des großen Stadtbrands vom 23. bis 25. September 1726 in Kurz' Erzählung *Eine reichsstädtische Glockengießfamilie*, der sowohl Elemente aus der berühmten graphischen Darstellung von Gabriel Bodenehr zugrunde liegen als auch die einschlägigen Beschreibungen und Deutungen der Feuersbrunst von Zeitzeugen (Fischer und Beger, vgl. S. 290 f.) und Nachgeborenen wie etwa Johann Jakob Fezer, der das Ereignis hundert Jahre später nicht mehr als Gottesstrafe deutet, sondern als das Ergebnis mangelnder feuerpolizeilicher Vorkehrungen erklärt (S. 291 f.). Schließlich arbeitet Kurz für die Wiederveröffentlichung des Textes in der Sammlung seiner *Erzählungen* (1858–1861) die Passage gründlich um und gleicht sie nun inhaltlich wie stilistisch den seit der ersten Veröffentlichung der Erzählungen erschienenen *Historischen Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen* von Christoph Friedrich Gayler an.

Noch überzeugender zeigt sich Slunitscheks Kunst, die Gemachtheit der Texte von Kurz aufzudecken und die Realia wie auch die intertextuellen Hinweise darin nachzuweisen in dem mit „Annäherungen an die schwäbische Geschichtslandschaft“ überschriebenen Kapitel (S. 371–428), in dem er zunächst die Erzählung *Abenteuer in der Heimat* interpretiert. Was sich unter der Oberfläche des Textes mit seinen so präzisen wie schönen Landschaftsschilderungen und seinen Beschreibungen der dörflichen Bräuche und regionalen Eigenheiten an expliziten und mehr noch impliziten Anspielungen finden lässt, ist erstaunlich, und die Art und Weise, wie Slunitschek das nachweist, ein „Abenteuer“ für sich. Da ist zunächst das Naheliegende, wie etwa der Umstand, dass sich Kurz' Beschreibung der Wanderung aus Gustav Schwabs Reiseführer *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb* speist, dann das im Text kenntlich Gemachte, etwa, dass die Albfahrt des Erzählers parallel geführt wird zu der zeitgleich stattfindenden Rückreise des berühmten schottischen Dichters Walter Scott aus Italien. Erstaunlich aber ist, dass in dem Text, den man auch ganz unschuldig und harmlos lesen kann, sich Anspielungen auf die beiden großen Literaturskandale zur Entstehungszeit des Textes finden lassen: auf David Friedrich Strauß' (in Tübingen entstandene) Abhandlung *Das Leben Jesu* (1835/36), das vorschlägt, das Neue Testament nicht mehr als Offenbarung Gottes, sondern als mythische Erzählungen zu lesen, und auf Karl Gutzkows Roman *Wally, die Zweiflerin* (1835), der – weil er als gotteslästerlich und moralisch anstößig gelesen worden ist – kurz darauf verboten wurde. Kurz, das zeigt Slunitscheks Analyse, bezieht in beiden Fällen die progressivere Position für Strauß bzw. Gutzkow.

In solchen Passagen – und dieses Buch ist voll davon – liegen die Leistung und das Verdienst von Slunitscheks Arbeit. Was für die großen deutschen Dichter, für Goethe, Schiller u. a. im 19. Jahrhundert, für Kleist, Hölderlin u. a. erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geleistet worden ist: die Sicherstellung der biographischen Fakten und der Texte, die überhaupt zum Werk gehören (bei Kurz durch zahlreiche anonyme Veröffentlichungen erschwert),

schließlich die gründliche Sichtung des Nachlasses und der Korrespondenz – das ist bei Kurz nie unternommen worden. Zudem hat man sich bei allem Biographischen, oft auch bei den Interpretationen, doch immer an die Veröffentlichungen von Isolde Kurz, der Tochter, gehalten, die verständlicherweise nicht ganz unvoreingenommen war.

Slunitschek ist durch seine Neugierde, Findigkeit und Gründlichkeit, auch durch seine Originalität im Umgang mit seinen Funden Bewundernswertes gelungen. Eindrucksvollstes Dokument nicht nur von seinem Finderglück, sondern auch von seiner Fähigkeit, Kurz' zuweilen schwer entzifferbare Handschrift zu lesen, ist der 150-seitige „Textanhang“, den Slunitschek seiner Untersuchung beigegeben hat. Dieser enthält eine für den Bruder Ernst angefertigte erste handschriftliche Sammlung von Kurz' Jugendgedichten, die nur zum Teil in die gedruckte Ausgabe übernommen worden sind, eine „Schubart-Rede“ anlässlich der Fahnenweihe des Stuttgarter Liederkranzes am 15. August 1836 auf dem Schillerfeld“ sowie – der bedeutendste Fund – die „Fassung letzter Hand“ der Erzählung *Die beiden Tubus*, die zur Hälfte aus einer bis heute völlig unbekannt gebliebenen Fortsetzung besteht, die die Geschichte der beiden gegensätzlichen Pfarrerssöhne weiterspinn (die Recherche zu den Hintergründen von Kurz' Erzählung *Die beiden Tubus* hat er in der Zeitschrift Schwäbische Heimat, Heft 4/2017, beschrieben); dazu kommen noch vier bisher unbekannt (bzw. unerkannt) gebliebene Kalendergeschichten aus *Nieritz' Volkskalender für das Jahr 1849*. Diese Auswahl (das Literaturverzeichnis enthält weitere Funde) zeigt, was in Kurz' Werk noch an Entdeckungen zu machen ist – von seiner weitverzweigten Korrespondenz ganz zu schweigen.

Nach Slunitscheks Buch steht Hermann Kurz nun also anders da als zuvor. Es stellt alle künftigen Darstellungen zu seinem Leben und Interpretationen seines Werks auf eine neue Stufe. Auch wenn es in einem wissenschaftlichen Verlag erschienen ist und durch eine Vielzahl von Fußnoten und vor allem die triste Covergestaltung zunächst abschreckend wirkt, ist es auch für interessierte Laien sehr zu empfehlen: Slunitschek schreibt eine angenehme, jargonfreie Prosa und man erfährt und lernt eine Menge bei ihm, auch über Kurz hinaus; dazu hat es für ein fachwissenschaftliches Buch und gemessen an dem Umfang einen noch moderaten Preis und steht zudem mittlerweile digital kostenfrei über die Homepage des Verlages als Open Access zur Verfügung.

Stefan Knödler

Heimat zwischen Demokratie und Diktatur. Fotografien von Walter Kleinfeldt 1920–1945. Begleitband zur Ausstellung des Heimatmuseums Reutlingen vom 21. Juli–14. Oktober 2018. Hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen. Reutlingen 2018. 161 S., 275 Schwarz-Weiß- und Farbbabb., 18,00 Euro.

Begleitend zur Sonderausstellung des Reutlinger Heimatmuseums erscheint ein umfassend bebildeter Katalog der Fotografien Walter Kleinfeldts mit einem Reutlinger Schwerpunkt. Damit ist das Anfangsjahrzehnt des autodidaktischen Lichtbildners und Fotojournalisten angesprochen, der 1920 in Reutlingen die selbstständige Geschäftstätigkeit begann, die in eine mittlerweile rund hundertjährige Firmentradition mündete. Ausstellung und Katalog, die Ulrich Hägele mit Kleinfeldts Sohn Volkmar zusammengestellt hat, liegt die etwa 50.000 Aufnahmen umfassende Sammlung Kleinfeldt zugrunde. Nach einer Darstellung des Tübinger Fotohauses Kleinfeldt (2012) und Fotos von der Front des Ersten Weltkrieges (2014) handelt es sich um die dritte Präsentation.

Im Abbildungsteil mit über 200 Fotografien erhalten eher freie Arbeiten des „Lichtbildners“ großen Raum. Neben einigen Industrie- und Architekturdokumentationen sowie Abbildungen aus seinem florierenden Ansichtskartenverlag bildet die bildjournalistische Reportagefotografie einen zweiten Schwerpunkt. Aus heimatgeschichtlicher Perspektive sind die Aufnahmen von Reutlingen, den umliegenden Ortschaften und Dörfern der Reutlinger Alb von unschätzbarem Wert, da Kleinfeldt neben Postkartenansichten auch bislang nicht bildwürdige Motive im Kontrast zur beginnenden Moderne entdeckt. Für einen Bildband eines Berliner Verlags dokumentiert Kleinfeldt Mitte der Zwanzigerjahre die noch mittelalterlich geprägte Reutlinger Altstadt neben den Industrieansiedlungen. Sein 1928 von der Spitze des gerade vollendeten Hundert-Meter-Schornsteins der Firma Ulrich Gminder („Langer Emil“) aufgenommenes Stadtpanorama wird als Postkarte zum Verkaufschlager. Da es allerdings in Reutlingen ein Überangebot fotografischer Dienstleistungen gibt, verlagert Kleinfeldt sein Geschäft im selben Jahr nach Tübingen. Die Anschaffung der ersten Zeiss-Kleinbildkamera bereichert ab Anfang der 1930er Jahre Kleinfeldts Arbeitsweise und Bildästhetik: Nun entstehen lebendige Bildberichterstattungen. Hier liegt die zweite Besonderheit dieses Bandes, denn die zuvor verwendete Plattenkamera hatte eine Belichtungszeit erzwungen, mit der Aufnahmen mit Bewegungsunschärfe aufgenommen oder stillgestellt inszeniert werden mussten. Oft entstanden deshalb menschenleere Stadtansichten mit einer surrealen Bildwirkung, die an Eugène Atgets Aufnahmen von Paris erinnern. Erst mit der Kleinbildkamera werden Schnappschüsse von Personen möglich; und Kleinfeldt beweist großes Gespür für den entscheidenden Augenblick. Es fällt auf, dass die Anwesenheit eines Fotografen im ländlichen Raum keine Selbstverständlichkeit darstellt: Viele der Abgebildeten nehmen spielerisch Blickkontakt mit der

Kamera auf. Der ehemalige Frontsoldat Kleinfeldt ist gern gesehener Zaungast bei Appellen und Truppenübungen. Dabei entstehen auch unveröffentlichte Aufnahmen mit inoffiziellem Charakter. Außerdem experimentiert er mit Farbdiafilm, den er als Fotohändler vor der Markteinführung zur Verfügung gestellt bekommt: Urlaub am Bodensee, Alblandschaften und das Dritte Reich erscheinen, in Farbe abgebildet, seltsam in die Gegenwart gerückt. Ein kleiner Abschnitt mit heimlichen Aufnahmen der Kriegszerstörungen zeigt, dass das NSDAP-Mitglied Kleinfeldt bei dieser verbotenen Tätigkeit nicht gesehen werden wollte. Vieles blieb ungeklärt in Kleinfeldts abrupt unterbrochenem Werk: Er starb bei Kriegsende im sinnlosen Abwehrkampf gegen die anrückenden Franzosen. Volkmar Kleinfeldt hat diese Lücke im Abschnitt „Stillgestellte Zeit“ gedanklich gefüllt: er stellt Aufnahmen seines Vaters von prägnanten Orten eigenen aktuellen Fotos gegenüber.

Das Layout ist abwechslungsreich; ein manchmal unruhig wirkender Wechsel der Abbildungsformate dient der Gewichtung. Manche Abbildungen sind aufgrund der Bindung als Broschur im Falz verdeckt. Nahezu alle Bildunterschriften weisen die Objekte als „Negativ“ auf Glasplatte oder Film mit unterschiedlichen Formatangaben aus. Das ist zum einen verständlich, da in vielen Fällen keine Originalabzüge mehr existieren und digitale Reproduktionen direkt vom Negativ angefertigt wurden. Zum anderen irritiert es, weil die Medialität der gescannten, konvertierten und gedruckten Abbildungen Übergang wird und ein interpretatorischer Bearbeitungsschritt unsichtbar gemacht wird. Immerhin wurde versucht, Charakter und Kontrastumfang der Negative im Druck nachzubilden. Die Digitalisate werden unretuschiert gezeigt und Schäden dokumentarisch abgebildet. Im direkten Vergleich zum Katalog von 2012 haben sich Detailgenauigkeit und Konturenschärfe derselben Fotografien im Druckbild deutlich verbessert. Leider besitzen Abbildungen vom gleichen Material unterschiedliche, unmotiviert wirkende Farbstiche. Dennoch ist die insgesamt hervorragende Abbildungsqualität ein weiterer Grund zur Kaufempfehlung.

Die Bildbeschreibungen (Martina Schröder, Eva Bissinger) ordnen heimatsgeschichtlich ein, bleiben neutral und verzichten auf den fotografischen Entstehungskontext. Diese Eingliederung ins Werk übernehmen die jedem Abschnitt vorangestellten Kurzüberblicke. Auch wenn sie etwas entkontextualisiert wirken, steht die bildliche Qualität der Fotografien so für sich. Ulrich Hägeles spannender Einführungstext ordnet Kleinfeldts unternehmerische Anstrengungen anhand der Biografie ein. Interviewsprensel schildern auf farbige Weise Kleinfeldts Intentionen und Charakter: Zeitzeugen berichten von einem naturverbundenen antibürgerlichen Lebensreformer, der ausgedehnte Touren auf der Schwäbischen Alb unternahm, der sich sozial engagierte und mit Fotokursen die „Sache der Fotografie“ beförderte. Es wird deutlich, wie die Haltung zur Gesellschaft und die Auftragslage die Produktionsbedingungen der Fotografien formt. Kleinfeldts Werk vollzieht damit

den Übergang von der handwerklichen, aus dem 19. Jahrhundert stammenden malerischen Bildästhetik zur freien, neusachlichen Reportagefotografie. Doch die opportunistische Nähe des Entrepreneurs zu den Mächtigen bleibt problematisch. Mit seinen Aufnahmen für die gleichgeschaltete Presse setzte Kleinfeldt Elemente einer dezidiert modernen Bildsprache auch dazu ein, um Veranstaltungen im Sinne der NS-Ideologie abzubilden. Ein Vorgehen, das Hägele mit dem Begriff „segmentierender Modernismus“ fasst. Auch das ausrichtende Heimatmuseum wurde im Jahr 1939 unter diesem Namen eröffnet – der zurzeit populäre Begriff Heimat steht weiterhin im Spannungsfeld zwischen Demokratie und Diktatur.

Johannes Krause

Wilhelm Laage. „... seine Zeit wird kommen“. Katalog mit Texten von Claudia Schönjahn, Daria Stelzer, Ralf Gottschlich. Hrsg. vom Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen, Reutlingen 2018. 157 S., zahlreiche zumeist farbige Abb., 28,00 Euro.

Wilhelm wer? Der große Reutlinger Holzschneider HAP Grieshaber nennt ihn 1979 zwar den besten Holzschneider in Reutlingen („Er ist der beste Holzschneider in Reutlingen gewesen. Malgré tout.“) und trotzdem kennt heute leider fast nur noch Fachpublikum den Namen des Künstlers Wilhelm Laage (1868–1930). Um diesem verkannten Künstler zur verdienten Beachtung zu verhelfen, hat das Reutlinger Kunstmuseum Spendhaus zum 150. Geburtstag des Künstlers eine groß angelegte Ausstellung initiiert. Aber nicht nur das: ein reich bebildeter Ausstellungskatalog wurde erarbeitet – und entstanden ist ein unabdingbares Nachschlagewerk für alle Laage-Interessierten und die, die es noch werden wollen. Akribisch und sehr gut lesbar fächert die Kuratorin Claudia Schönjahn die einzelnen Stationen seines Lebens auf – immer im Kontext seiner künstlerischen Werke –, das durchaus als tragisch zu bezeichnen ist. Aus Stellingen bei Hamburg stammend, studierte er von 1890 bis 1892 an der Gewerbeschule in Hamburg, wechselte von dort an die Kunstakademie in Karlsruhe (1893–1899), um schließlich an der Akademie für Bildende Künste in Stuttgart Meisterschüler von Leopold von Kalckreuth zu werden. Laage arbeitete zu seiner Zeit auf Augenhöhe im Konzert der Großen, hatte Kontakt zu den Brücke-Künstlern, wurde gemeinsam mit Wassily Kandinsky zu Ausstellungen eingeladen und über ihn erschien bereits 1912 ein Werkverzeichnis des bekannten Hamburger Kunstsammlers Gustav Schiefeler, nach dessen Katalogen über Edvard Munch und Emil Nolde. Laage stand immer kurz vor dem großen künstlerischen Durchbruch, der ihm doch zeit lebens – und auch danach – immer versagt geblieben ist. Unter anderem auch dadurch, dass er zwar 1914 nicht nur den Ehrenpreis der Stadt Leipzig, sondern auch den sehr renommierten „Villa-Romana-Preis“ des deutschen Künstlerbundes verliehen bekommen hat, den damit verbundenen Aufenthalt

in Florenz aber wegen des Ausbruchs des 1. Weltkrieges nicht antreten konnte. Schönjahn breitet seinen Lebensweg vor uns aus, der ihn aufgrund der Heirat mit seiner Mitstudentin Hedwig Kurtz, die er an der Stuttgarter Akademie kennengelernt hat, ab 1904 nach Betzingen und später nach Reutlingen geführt hat. Aufschlussreich schreibt sie über seine künstlerische Kompetenz, mit der er sich – weitgehend im Selbststudium – die Techniken des künstlerischen Holzschnitts, der ja erst Ende des 19. Jahrhunderts zu neuer Blüte gelangte, hervorragend angeeignet hat. Wilhelm Laage galt als einer der wichtigsten Erneuerer des zu dieser Zeit in Deutschland vernachlässigten künstlerischen Holzschnitts. Laages Arbeiten wurden damals und werden heute häufig mit denen Edvard Munchs verglichen, jedoch konstatiert Schönjahn überzeugend die Eigenständigkeit der künstlerischen Gestaltung bei Wilhelm Laage. Höchst spannend zu lesen ist ebenfalls der Ausflug in die Kunstrichtung des Symbolismus, die – im Katalog belegt mit dem entsprechenden Bildmaterial – einen wichtigen Schwerpunkt im Schaffen Laages darstellt. Oftmals stehen bei Laage – in seinen Holzschnitten wie in seinen Lithografien – existenzielle Fragen nach Leben und Tod, nach Diesseits und Jenseits im Mittelpunkt; erklärbar durch verschiedene Erlebnisse in der Kindheit, war doch der Vater als Friedhofsgärtner und Totengräber tätig und seine Mutter sehr abergläubisch, was auf die Psyche des kleinen Wilhelm starke Auswirkungen hatte.

Kongenial ergänzt werden die Ausführungen Schönjahns von ihrer Co-Autorin Daria Stelzer, die sich akribisch und folgerichtig mit den Themen „Landschaft und Ausdruck“ und „Laage als Portraist“ beschäftigt. Geprägt von der norddeutschen Heidelandschaft seiner Kindheit, musste sich Laage nach seinem Umzug in den Süden die Schwäbische-Alb-Landschaft erst regelrecht erobern – kam dann allerdings, wie Stelzer überzeugend darlegt, zu Werken mit einem starken inneren Ausdruck. Sein Freund und Mitstudent Emil Rudolf Weiß konstatierte 1901: „Jeder Holzschnitt Wilhelm Laages ist ein Zustand seiner Seele.“ Ebenfalls eine wichtige Rolle in seinem künstlerischen Schaffen spielt die Gattung der Portraits, häufig Auftragsarbeiten zur Sicherung des Lebensunterhalts. Hier ist vor allem sein Mäzen Louis Laiblin zu nennen. Fast immer hatte Laage einen Bezug zu den von ihm dargestellten Menschen und erfasste bei der bildnerischen Wiedergabe treffsicher ihren Charakter, wie Stelzer anhand mehrerer Beispiele untersucht. Eine Sonderrolle nehmen dabei die einfühlsamen Portraits seines 1905 geborenen einzigen Sohnes Friedrich ein, der aufgrund einer im Kindesalter erlittenen Hirnhautentzündung erkrankte und 1940 Opfer des NS-Euthanasieprogramms in Grafeneck wurde.

Komplettiert wird der Katalog mit einem Aufsatz von Ralf Gottschlich, der sich ausführlich mit den Laage'schen Stilleben befasst. Wie Gottschlich richtig bemerkt, ist diese Gattung in der Regel für einen Künstler keine Werbung für innovatives Gestalten, aber die Werke Laages bestechen durch eine hohe Qualität, wie Gottschlich – nach einem interessanten Exkurs in die

Geschichte des Stillebens – aufzeigt. Dabei weist er anhand mehrerer Beispiele die hohe künstlerische und handwerkliche Perfektion nach, die Laage gerade in seinen Holzschnitten erreicht hat. Ebenso überzeugt Laage male- risch, hier speziell mit seinen beliebten Rosenbildern, die ihm den Beinamen „Rosenmaler“ eintrugen.

Den drei Autoren (und Ausstellungsmachern) ist es mit dem vorliegenden Band (und der gezeigten Ausstellung) hervorragend gelungen, der Person Wilhelm Laage die verdiente Anerkennung zuzuschreiben und seine Kunst- intentionen in den Kontext seiner Zeit und seiner künstlerischen Zeitgenossen einzuordnen. Das Reutlinger Spendhaus besitzt, hauptsächlich durch Schen- kungen von Alfred Hagenlocher und den Nachfahren der Familie Kurtz, einen reichen Bestand an Laage-Werken. Vorhanden sind knapp 600 Arbeiten, davon etwa 350 druckgrafische Werke, 200 Zeichnungen und etwa 40 Gemäl- de. Mit diesem Bestand scheinen weitere Überraschungen möglich, sodass dieser Künstler, der 1930 bei den Vorbereitungen zu seiner ersten Einzel- ausstellung im Alter von 61 Jahren starb, sicherlich noch in einigen weiteren Ausstellungen wiederentdeckt werden kann. Der vorliegende, sehr schön aus- gestattete Ausstellungskatalog wird dabei für zukünftige Projekte ein ent- scheidender Maßstab sein. Und gibt Hoffnung, dass seine Zeit nun wirklich „noch kommt“!

Barbara Krämer

HAP Grieshaber – angewandte Kunst. Porzellan, Keramik, Glas, Textilien, Metall, Gestaltungsvielfalt. Hrsg. von Kurt Femppel; Texte von Kurt Femppel, Catharina Geiselhart, Hermann Pfeiffer. Ludwigsburg 2017. 143 S., zahlrei- che, zumeist farbige Abb., 30,00 Euro.

Die Literatur über HAP Grieshaber füllt inzwischen Regalmeter und man hat den Eindruck, über ihn und sein Schaffen sei nun wirklich längst alles gesagt, geschrieben und erforscht. Und doch gibt es immer wieder Überraschungen, die hauptsächlich dem engagierten Team um Prof. Dr. Kurt Femppel zu ver- danken sind. Dass es sich hierbei um Überraschungen der angenehmen Art handelt, ist dessen profunder Kennerschaft zu verdanken in Kombination mit einer sehr schönen Buchausstattung – schon das erste Durchblättern des Kata- logs macht Lust auf mehr.

Kurt Femppel, Catharina Geiselhart und Hermann Pfeiffer haben sich dies- es Mal die Angewandte Kunst im Schaffen HAP Grieshabers vorgeknöpft, also Porzellan, Keramik, Glas, Textilien und Metall. Ein Bereich, der in frühe- ren Publikationen noch nie umfassend aufgearbeitet worden ist und dennoch gerade für Grieshaber eine große Rolle spielte. So äußerte er sich zum Beispiel wie folgt: „Kunst ist für mich ein wesentlicher Bestandteil des täglichen Lebens, ein Element der Kommunikation“, was sein umfassendes Kunst- verständnis erläutert.

Femppel und Geiselhart breiten in ihrer Einführung verschiedene Aspekte des „kunsthandwerklichen“ Schaffens von Grieshaber auf, bei denen er von Bauhaus-Ideen inspiriert worden war. Grieshaber greift bei diesen Entwürfen meist auf seine vorhandenen Holzschnittmotive zurück, setzt diese aber eigenständig in Materialien wie Porzellan und Keramik oder auch Textilien um. Mit der Rosenthal AG entwickelte sich ein äußerst fruchtbarer Austausch oder auch mit der Mechanischen Weberei Pausa AG. Spannend zu lesen, was aus den einzelnen Archiven ans Tageslicht gefördert werden konnte, kongenial ergänzt von weitgehend unbekanntem Bildmaterial in meist sehr guter Qualität. Philip Rosenthal investierte zusammen mit seinen Designern viel Arbeit, um eine technisch und künstlerisch hervorragende Umsetzung der Ideen des Künstlers auf Porzellan umzusetzen. Grieshaber kommentierte dies lakonisch: „Warum soll ein Kunstwerk nicht auf dem Tisch stehen, vor allem, wenn man einen guten Kaffee daraus trinken kann?“ Ja, warum eigentlich nicht!

Hermann Pfeiffer geht in seinem aufschlussreichen Aufsatz der Frage nach, wie Grieshaber zum Porzellan gekommen ist, da es auch noch eine heute fast vergessene Zusammenarbeit mit der Porzellanfabrik Heinrich & Co. in Selb gab. Der Firmengründer Franz Heinrich begann bereits 1896, weißes Porzellan zu bemalen und war daher empfänglich für künstlerische Gestaltungs-ideen, zumal die Firma 1928 Lieferant des Porzellanbedarfs für das Luftschiff „Graf Zeppelin“ geworden war. Zeugnisse dieser Zusammenarbeit sind allerdings rare Sammlungsobjekte privater Sammler. Höchst interessant, wie Pfeiffer die Kontakte zum Stuttgarter Geschäftsmann Erich Schurr – später auch mit Josua Reichert – aufschlüsselt und den damit verbundenen Auftrag zur Gestaltung des gesamten grafischen Erscheinungsbilds der Firma. Ebenso verdienstvoll, dass Pfeiffer die Rolle von Grieshabers zweiter Frau, Riccarda Gregor-Grieshaber, nicht ausspart und würdigende Worte für sie findet, nachdem sie ihren künstlerischen Nachlass in die Hände der Familie Schurr (Galerie Maerklin) gegeben hatte. Die Publikation von seither unbekanntem Malbriefen Grieshabers verleiht der vorliegenden Publikation beinahe einen intimen, privaten Charakter.

In einem weiteren Beitrag widmet sich Catharina Geiselhart Grieshabers textilem Gestalten. Neun gewebte Gobelins nach seinen Entwürfen lassen sich nachweisen, gefertigt zwischen 1961 und 1973 von der Bildweberin Gertrud Bernhardt in Reutlingen. Materiell erhalten haben sich indes nur vier davon (in Friedrichshafen, München, Eningen bzw. Privatbesitz); Hinweise über den Verbleib von „Graues Paar“, „Hirtin“, „Hamburg“ oder „Mutter/Marientepich“ gerne an Catharina Geiselhart. Neben den Wandbehängen hat Grieshaber auch auf textilen Trägern gedruckt wie zum Beispiel „Männerwald“ oder „Prometheus“. Das Dessin „Eningen“, das der Künstler als Theaterzwischen-vorhang zum Ballett „Der Feuervogel“ von Igor Strawinsky entworfen hat, ziert in der Farbvariante Blau, Grün, Gelb, Orange sehr passend den Buch-

umschlag. Zusammen mit seiner Frau Riccarda entwarf Gieshaber verschiedene Rapportdrucke, die für Kleider oder auch Gardinenstoffe sowie Buchumschläge Verwendung gefunden haben. Vollkommen unbekannt dürfte es außerhalb Eningens sein, dass HAP Grieshaber auch zwei gedruckte Fahnen für den hiesigen Schützenverein und die Freiwillige Feuerwehr gestaltet hat.

Auch den Bereich „Metallguss“ stellt Catharina Geiselhart vor, hier sind speziell die Stelen „Fisch“ und „Rechen“ zu nennen, die ihn später zu den bekannten Olympia-Drucken inspirierten. Auch das Grieshaber'sche Alter Ego, der Hirtengott Pan, findet sich als Bronzerelief.

Den Abschluss des vorliegenden Bandes bildet ein Ausflug in die Gestaltungsvielfalt im Grieshaber'schen Werk, der vom Autorenteam gemeinsam unternommen wird. Hier werden Drucktechniken erläutert sowie an einzelnen Beispielen gezeigt, wie Grieshaber einzelne Motive in unterschiedlichen Techniken gestaltete. Hieran anschließend präsentiert Hermann Pfeiffer noch einen Querschnitt durch die Porzellanfertigung mit ihren unterschiedlichen Begrifflichkeiten, bevor Catharina Geiselhart mit einem kommentierten Lebenslauf das Schlusswort unter diesen spannenden Tätigkeitsnachweis über einen bisher nicht so stark beachteten Aspekt im Grieshaber'schen Schaffen setzt. Dem Autorenteam ist es hervorragend gelungen, das weite Feld der Angewandten Kunst im Schaffen von HAP Grieshaber unter den verschiedensten Blickwinkeln zu betrachten und damit viele entscheidende Hinweise zu geben, die neu und oder eher unbekannt sind und zu Recht nun genauer in den Blick genommen worden sind.

Barbara Krämer

Spuren und Funde – Winand Victor zum 100. Geburtstag. Erschienen anlässlich der Ausstellung im Kunstmuseum Reutlingen Spendhaus vom 28. Juli bis 7. Oktober 2018. Texte: Maren Keß-Hälbig u. a. Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen 2018. 96 S., zahlr., überwiegend Farbabb., 20,00 Euro.

Anlässlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages widmete das Kunstmuseum Reutlingen dem Maler Winand Victor eine Ausstellung. Victor kam am 13. Januar 1918 im holländischen Schaesberg in der Nähe von Aachen zur Welt. Schon früh zeigte sich seine Begabung für die bildende Kunst und 1937 begann er an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf zu studieren. Kriegserlebnisse und Gefangenschaft in Russland waren ein tiefer Einschnitt in seinem Leben. 1948 schloss er sich der Künstlergemeinschaft im Kloster Bernstein bei Sulz am Neckar an, zog aber 1949 mit seiner Frau Lieselotte Vohdin nach Reutlingen ins Haus der Schwiegereltern in der Ulrichstraße. Dort ließ er sich 1951 ein Atelier bauen, das bald zum Treffpunkt von Kunstschaffenden und Intellektuellen aus Reutlingen und Umgebung wurde. Im gleichen Jahr stellte er erstmals im Spendhaus aus. Über Jahrzehnte war der Künstler in der Reutlinger Kunstszene eine prägende Gestalt.

Eines von Victors Hauptwerken, sein „Triptychon“ aus dem Jahr 1996, hat einen festen Platz im Mittleren Sitzungssaal des Reutlinger Rathauses. Die große Mitteltafel ist bezogen mit einem schadhafte, fleckigen, geflickten Stück Sackleinen, das längs durchgeschnitten ist. Flankiert wird das Mittelfeld von je einer Tafel, die Großstadtszenen zeigt, wie er sie in seinen „Stadtbildern“ vielfach gestaltet hat. Menschen mit leeren Gesichtern, voneinander abgewandt, alle in Hast und isoliert. So sieht der Künstler den Zustand der modernen Gesellschaft an dem zu Ende gehenden Jahrtausend.

Als Winand Victor Ende April 2014 starb, hinterließ er ein umfangreiches Oeuvre. Allein das Kunstmuseum Reutlingen besitzt rund hundert Arbeiten von ihm. Ausstellungen und monografische Präsentationen in Reutlingen wurden Winand Victor mehrfach gewidmet, zuletzt die große Retrospektive 1999 in der Städtischen Galerie und die Ausstellung seiner grafischen Zyklen im Kunstmuseum zum 90. Geburtstag 2008. Der Künstler ist jedoch nicht nur in Galerien und Museen in der Region vertreten, sondern weit darüber hinaus.

Ein besonderer Schwerpunkt der Ausstellung lag bei der Druckgrafik, die eine zentrale Stellung im künstlerischen Schaffen des Künstlers einnimmt. Dies spiegelt sich in der Auswahl der gezeigten Werke. Die beim Spendhaus tätige Kunsthistorikerin Maren Keß-Helbig wählte demzufolge in ihrem instruktiven Einleitungstext den Zugang über Victors erstes grafisches Mappenwerk „Spuren und Funde“ von 1967, das der Ausstellung auch den Namen gab. Einerseits zeigen Victors Arbeiten Spuren der uns umgebenden Welt und unserer Realität und andererseits findet der Betrachter in den Bildern immer wieder Neues, neue Bildwirklichkeiten. Faszinierend an Victors Werken ist „das ständige Oszillieren zwischen dem Bekannten und Unbekannten, dem Bezug zur Realität und der davon unabhängigen Bildwelt“. „Spuren und Funde“ bezieht sich auch darauf, dass im Werk des Künstlers immer wieder Spuren von dem zu finden sind, was er im Lauf seines künstlerischen Schaffens eingesetzt, immer wieder aufgegriffen, neu interpretiert und weiterentwickelt hat. Keß-Helbig hebt die Vielzahl der von Victor eingesetzten Techniken hervor. Gerade den druckgrafischen Verfahren schenkte er besondere Aufmerksamkeit, was sich in acht Mappenwerken niederschlug, von denen neben „Spuren und Funde“ die Folgen „Elf Städte“ und „O Firenze“ in der Ausstellung gezeigt wurden.

Prof. Karin von Maur geht in ihrem Textbeitrag dem Lebensweg Winand Victors nach und bietet einen chronologischen Überblick über die Phasen seines Schaffens als Künstler – angefangen mit Glasfenstern für Kirchen und Entwürfen für Bildteppiche über die Kriegsheimkehrer- oder Spielmannbilder, die Stadtbilder, die Demo-Bilder, die Raumlinien- und Lichtflugbilder, die Sonnenbilder bis hin zu den kleinen Formaten der letzten Lebensjahre, den anmutigen, heiteren Scherenschnitten.

Der großformatige Katalog enthält neben den aufschlussreichen Textbeiträgen Reproduktionen der in der Ausstellung gezeigten Werke in hoher Qua-

lität, wobei Texte und Abbildungen gut miteinander verknüpft sind. Auf den letzten Seiten findet sich eine Kurzbiographie des Künstlers. Das Buch ist mehr als ein Katalog, es ist ein Bildband, den man oft und gerne zur Hand nimmt.

Irmtraud Betz-Wischnath

Oliver Auge; Martin Göllnitz (Hrsg.): Landesgeschichte an der Schule. Stand und Perspektiven (Landesgeschichte, Bd. 2). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2018. 245 S., 37,00 Euro.

Lokal- und Landesgeschichte haben im Unterricht ihren festen Platz, interessierte Kolleginnen und Kollegen schätzen diesen Zugang zu den Themen des Geschichtsunterrichts und haben häufig ein Repertoire für ihr lokales Umfeld entwickelt. Landesbildungsserver und Lehrerfortbildungen pflegen diesen Teil des Geschichtsunterrichts und stellen die notwendigen Informationen bereit. Die aktuelle Curriculumsentwicklung entfernt sich allerdings von diesem ertragreichen Bereich des Unterrichts und häufig werden Ziele und Hinweise dazu nur noch in verkümmelter Form aufgeführt. Dass damit „ein erhebliches Lernpotenzial des Geschichtsunterrichts verschenkt“ wird, so Oliver Auge und Martin Göllnitz in ihren einführenden Vorbemerkungen, ist die erste Erkenntnis der Autoren des vorliegenden Bandes. Sie gehen in der Folge den Gründen nach und führen die Zahl der Unterrichtsstunden in den Stundentafeln auf und das Vorkommen der Thematik in den eingeführten Lehrwerken. Das sind allerdings für die Unterrichtspraxis keine tauglichen Argumente, die Stundentafel trifft keine Aussagen über die Inhalte und die Lehrbücher müssen im Allgemeinen für einen größeren Raum verfasst werden, das verbietet einen allzu engen lokalen Zuschnitt. Bedauerlich ist es, dass allzu schnell im Folgenden die Landes- und die Regionalgeschichte zusammengeführt werden, damit werden die unterschiedlichen Traditionen nicht erhellt, sondern verwischt. Schlecht informiert sind die Autoren mit ihrer Behauptung, dass die Lehrpläne keine fachbezogenen Kompetenzen formulieren würden (S. 9). Dank des Föderalismus liegen in jedem Bundesland unterschiedliche Verhältnisse vor, so hat der Bildungsplan in Baden-Württemberg z. B. für die Sekundarstufe 1 und für die Kursstufe jeweils präzise formulierte Kompetenzen nach den eingeführten Kompetenzmodellen. Diesen Sachverhalt kann auch Stephan Laux in seinem allgemeinen Beitrag zum bundesweiten Vergleich der Lehrpläne richtigstellen. Allerdings machen normative Vorgaben noch keinen Unterricht.

In der Folge reflektieren die Autoren des Bandes verschiedene interessante übergeordnete Themen. Dazu gehört das „Potenzial des Studiums der Regionalgeschichte in der GeschichtslehrerInnenausbildung“ (Burghart Barte), der Ansatz des forschenden Entdeckens als „Herausforderung für Lehrkräfte, eine Chance für subjektorientiertes historisches Lernen in Schulen“ (Sebastian

Barsch und Volker Gaul) und die prinzipielle Frage „Landes- oder Regionalgeschichte in der Schule?“ von Rolf Schulte. Sehr interessant sind die Ansätze, die Thomas Hill sieht, die „Förderung eines europäischen Geschichtsbewusstseins“ zu fördern. Er bezieht sich dabei auf die Konzeption eines europäischen Geschichtsbewusstseins durch Jörn Rüsen. Damit lassen sich grundlegende Bausteine einer europäischen Gemeinsamkeit herausarbeiten. Dazu gehören Ereignisse, die „konstitutiv für gegenwärtige Lebensverhältnisse sind und europäische Gemeinsamkeiten begründen“ (S. 138), zweitens ist dazu das Beziehungsnetz in der europäischen Geschichte einschließlich der gegenwärtigen intensiven grenzüberschreitenden Partnerschaften zu zählen. Die Betrachtung der historischen Belastungen der europäischen Geschichte und deren Überwindung macht „letztlich eine Anerkennung und positive Bewertung ethnischer und kultureller Unterschiede und Vielfalt“ möglich (S. 139). Diese Ansätze füllt der Autor mit Beispielen aus Schleswig-Holstein, es wäre eine Anregung, dies für andere Länder aufzuarbeiten. Den Bereich der Narrativität stellen die universitären Geschichtsdidaktiker Christoph Kühberger und Martin Nitsche im Rahmen der bekannten Theorie dar.

Für den Schulpraktiker am ergiebigsten sind die Beiträge des praktischen Teils, sie sind ebenso in der Lehrerbildung als exemplarische Modelle einsetzbar. Hans Berkessel verbindet in seinem Beitrag „Zeugnisse des jüdischen Lebens – als Beitrag zu historischer Forschung und Erinnerung und als Gegenstand des Unterrichts“ (S. 185 ff.) den ersten Band der „Quellenlesebücher“ über jüdisches Leben am Rhein einen Einblick in die Bedeutung des herausragenden Stellenwertes jüdischen Lebens „für die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung für die Entwicklung der Städte“ mit „Überlegungen zur didaktischen Bedeutung des Lernorts Archiv und zur Zusammenarbeit mit Schulen“ (S. 187). Zu Recht stellt er diese Kooperation für den Zugang in den Mittelpunkt und formuliert dazu reflektiert pragmatische Thesen, die berücksichtigt werden sollten, an dieser Stelle aber den Umfang sprengen würden. Das zugrunde liegende ambitionierte Projekt kann in seinen Inhalten rezipiert oder als Modell übertragen werden, in jedem Punkt ein interessanter Beitrag. Erwähnenswert sind ebenfalls die angehängten Arbeitsblätter mit Aufgaben und Hinweisen zum Erwartungshorizont. Silke Urbanski stellt das digitale Hamburger Geschichtsbuch vor, das einem entscheidenden Mangel abhelfen kann. Bisher erarbeitete Handreichungen zur Lokalgeschichte sind kaum mehr greifbar, eine langfristig frei zugängliche Website bietet hier eine Lösung. Erfahrene Lehrkräfte, aber auch Studierende oder Schülerinnen und Schüler können zugreifen, recherchieren und sich informieren. Vorgestellt wird damit ein Projekt, das noch ausgebaut wird und sehr vielversprechend ist. Karsten Dölger weist in seinem abschließenden Beitrag mit einem Rückblick auf seine 36-jährige Berufspraxis u. a. darauf hin, dass der historischen Sozialisation der Lehrerinnen und Lehrer eine entscheidende Bedeutung zukommt. Der vorliegende Band, der die dazugehörige

Tagung dokumentiert, kann dazu anregen, die Erkenntnispotenziale der Landes- und Regionalgeschichte zu erkennen und fachdidaktisch reflektiert auf weitere Unterrichtskonzeptionen zu übertragen. Roland Wolf

Anne Christina May: Schwörtage in der Frühen Neuzeit, Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen eines Rituals. Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019. 286 S., 22 Farbb., 39,00 Euro.

Mit der Arbeit von Anne Christina May, die 2017 als Dissertation am Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien in Erfurt angenommen wurde, liegt erstmals eine Monographie zum Thema „Schwörtage in der frühen Neuzeit“ vor. Anders als viele andere Bräuche und Rechtshandlungen der Vergangenheit sind Schwörtage als Ritual – das findet die Autorin gleich zu Anfang bemerkenswert – nicht ganz in Vergessenheit geraten: In Ulm ist der Schwörtag präsent, in Reutlingen wird seit 15 Jahren daran erinnert und ebenso hält Esslingen die Erinnerung an den früheren Festtag wach. Die Historikerin war erstaunt, dass zum Thema lediglich lokalhistorische und keine monographischen Studien zu finden waren und keine, die den Schwörtag epochenübergreifend in seiner langfristigen Bedeutung untersucht hatten.

So musste sie zunächst umfassend recherchieren, um herauszufinden, wo die Schwörtage überall begangen wurden. Sie stellte fest, dass tatsächlich in fast allen Reichsstädten des schwäbischen Reichskreises Schwörtage abgehalten wurden: in Augsburg, Biberach, Buchau, Buchhorn, Dinkelsbühl, Esslingen, Giengen an der Brenz, Heilbronn, Isny, Kaufbeuren, Kempten, Konstanz, Leutkirch, Lindau, Memmingen, Nördlingen, Reutlingen, Ravensburg, Schwäbisch Gmünd, Ulm, Überlingen, Wangen und in Weil der Stadt. Nur in wenigen Reichsstädten ist der Schwörtag nicht nachzuweisen (Offenburg, Pfullendorf, Bopfingen, Wimpfen, Gengenbach und Zell am Harmersbach). Da auch Straßburg, Colmar, Hagenau und Münster sowie Zürich, Luzern, Basel, Zug, Schaffhausen, St. Gallen, Solothurn, Aarau, Winterthur, Bischofszell und Mülhausen zu den Orten mit Schwörtagen zählen, konnte May das Vorkommen auf das Gebiet des oberrheinischen und schwäbischen Reichskreises sowie des eidgenössischen Gebiets eingrenzen.

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen jedoch die Städte Ulm, Straßburg und Luzern. Reutlingen wird immer wieder als Vergleichsbeispiel herangezogen, da die Quellenlage hier – so wie in Esslingen und Schwäbisch Gmünd – recht gut sei. Der Autorin geht es allerdings insgesamt weniger um die Darstellung einzelner Abläufe und ihren spezifischen Kontexten, sondern sie versucht in ihrer Regionalstudie, städteübergreifend die Rituale als Handlungsmodus in den Fokus zu nehmen. Bei dieser formalistischen, vergleichend-idealtypisierenden Vorgehensweise gelingt es der Historikerin durchaus, ein Tableau der Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen

des Schwörtags vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu zeichnen, das auch viele lokalspezifische Farbtupfer beinhaltet (auf die Reutlinger wird in dieser Rezension ein besonderes Augenmerk gelegt).

So konnte sie feststellen, dass für die Mehrzahl der Städte der Schwörtag eine feste Institution war, die vom späten Mittelalter bis zum Ende der Reichsfreiheit und des Alten Reiches Bestand hatte. Schwörtage hatten allerdings nicht in allen Städten die gleiche Bedeutung, teilweise fanden sie nicht jedes Jahr statt. In den meisten der untersuchten Städte wurde der Rechtsetzungsakt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu einem festen jährlichen Ritual – nach dem Ende von „bürgerkriegsähnlichen städtischen Machtkämpfen“, die in fast allen Städten zu finden waren. Zwei Gründe benennt die Autorin für die Etablierung des Rechtsrituales: Die Allgegenwärtigkeit des Schwurs und des Schwörens als Herrschafts- und Rechtsstabilisierungselement in der damaligen Zeit und dann die Notwendigkeit der Befriedung innerhalb der städtischen Gemeinschaft angesichts der häufigen Auseinandersetzungen. Die Untersuchung zeigt, dass die schwäbischen Städte sich von den eidgenössischen (etwa Zürich, Luzern) unterschieden: In den schwäbischen Städten hatte der Schwörakt einen deutlich egalitäreren Charakter; Bürger und Rat wurden gleichermaßen verpflichtet. In den Bürgermeistereiden tradierte sich ein christlich fundierter Gleichheits- und Friedensgedanke, der natürlich vielfach Veränderungen unterlag, weil er an die jeweiligen Herrschaftsbezüge angepasst wurde. Herrschafts- und Interessenskonstellationen sind ein Aspekt, der in der Arbeit allerdings etwas zu kurz kommt. Für Basel, Esslingen, Ulm, Reutlingen und Straßburg konnte sie wenigstens das Vorherrschen der zünftischen Elemente erkennen.

Dem Ritual selbst schrieb die Autorin in allen untersuchten Städten einen großen Beitrag zur städtischen Identität zu. Dabei spielen stadtspezifische Freiheitsmythen und moderne republikanische Ideale eine Rolle. Interessant auch die Feststellung, dass der Schwur in keiner Stadt im bzw. vor dem Rathaus stattfand, sondern immer an einem Ort der „stadtbürgerlichen Kultur“ – einem Schwörhaus (oft in Verbindung zu Klöstern) oder einer Kirche. Schwörtagsreden gab es nicht in allen Städten, die Autorin hebt das Vorkommen solcher Reden in Esslingen, Basel und Reutlingen hervor. Auffallend: In Reutlingen war die „Republik“ ähnlich wie in Basel Teil der politischen Schwörtagsprache – dabei seien in den Reden „Assoziationen und Identifikationen mit demokratischen Staatswesen“ festzustellen. Zunftfahnen scheinen vor allem in Reutlingen eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Fast überall gehörte am Schwörtag ein Gottesdienst zum festlichen Akt dazu. Während in den anderen Reichsstädten das Verlesen der Schwörbriefe oder Statuten im Zentrum stand, spielte nur in Reutlingen die Bürgermeisterwahl am Schwörtag eine so zentrale Rolle – direkt kontrolliert durch die Zunftmitglieder –, da hier die alte Zunftverfassung beibehalten werden konnte. Als prominente Utensilien bezeichnet die Autorin die Schwörstäbe, wie sie in Ulm, Esslingen,

Schwäbisch Gmünd und Reutlingen noch heute zu finden seien, aber auch im Schweizer Raum benutzt wurden.

Nach dem Schwur begann in den meisten Städten ein geselliger Teil, bei dem es Festmahle in den Zunfthäusern und Trinkstuben gab. Vor allem in den schwäbischen Städten erscheint der Schwörtag als lebendiger fröhlicher Volks- und Zunftfesttag mit Tänzen, Theateraufführungen und Gaben an die Kinder (in Reutlingen gab es bekanntlich Mutscheln).

Die Institution des Schwörtags hatte laut der Autorin das Potenzial, von den Bürgern als machtreulierendes Instrument wahrgenommen zu werden, er war „Plattform und Druckmittel für die Durchsetzung bürgerlicher Interessen“. Impulse zur Abschaffung von Schwörtagen im Zeitalter des Absolutismus gingen meist von oligarchischen Magistraten aus.

Mit dem Ende des Alten Reiches wurden die Reichsstädte in neue Landesherrschaften integriert, damit gelangten auch die Schwörtage als Verfassungsinstitute an ihr Ende; die Magistrate bzw. die Bürger mussten nun dem neuen Landesherrn einen Eid ablegen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts eigneten sich die Schwörtage der Autorin zufolge rückblickend für nostalgische Verklärungen vergangener reichsstädtischer Herrlichkeit oder für Projektionen frühdemokratischer politischer Kultur – dabei verweist sie auf Friedrich List. May geht am Schluss noch kurz auf die Wiederbelebung der Schwörtagstradition ein, der sie positiv gegenübersteht: die Attraktivität beziehe sie aus der Historizität, die auch in Zukunft Erinnerung und Gegenwart im Ritual verbinden würde und für die schwäbischen Städte identitätsstiftend wirke. Ein Fazit, das auch für Reutlingen unterschrieben werden kann.

Werner Ströbele

Romantiker auf dem Lichtenstein. Lebenswelten Herzog Wilhelms von Urach (1810–1869). Begleitbuch zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bearb. von Nicole Bickhoff, Wolfgang Mährle und Eberhard Merk. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2018. 276 S., zahlreiche, überwiegend Farbbabb., 22,00 Euro.

Zum 175-jährigen Jubiläum des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins veranstaltete das Hauptstaatsarchiv Stuttgart 2018 eine sehenswerte Ausstellung über Graf Wilhelm von Württemberg (1810–1869), ab 1867 Herzog von Urach, der maßgeblich an der Gründung des Vereins beteiligt war. Wilhelm war der Neffe des Königs Friedrich, sein Vater war Kriegsminister von 1806 bis 1815, und auch er selbst schlug eine Karriere beim Militär ein, das er 1867 nach vierzigjähriger Zugehörigkeit als General der Infanterie verließ. Berühmt ist er als Erbauer des Schlosses Lichtenstein über dem Echaztal bei Honau. Der vorliegende Aufsatz- und Katalogband ist die erste größere Publikation über ihn; sie zeigt, dass er ein interessanter und vielfältig interessierter Mensch war, an den zu erinnern sich lohnt.

Wilhelm war ein durchaus typischer Adliger seiner Zeit: Das sieht man nicht nur an seiner erfolgreichen Militärlaufbahn, sondern auch an seinen Heiraten, die ihn beide gesellschaftlich besserstellten: 1851 ehelichte er die Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg, eine Nichte des bayerischen Königs Ludwig I., nach deren Tod 1863 die Prinzessin Florestine von Monaco. 1867 konvertierte er zum katholischen Glauben, dem seine beiden Frauen angehört haben.

Der junge Graf war vom Geist der Romantik durchtränkt. Daraus erklärt sich nicht nur seine späte Konversion, sondern auch viele seiner anderen Leidenschaften. Zu diesen gehörte die Poesie. Zwar war er als Dichter nicht so produktiv und erfolgreich wie sein früh verstorbener Bruder Alexander (1801–1844), aber die in seiner anonym erschienenen Sammlung *Immergrün. Lieder eines fahrenden Ritters* abgedruckten Gedichte entsprechen dem Ton der Zeit, auch wenn sie wenig Eigenständigkeit verraten. Die Nähe zu den Dichtern Württembergs, mit denen auch sein Bruder verbunden war, hat er stets gesucht, besonders mit Justinus Kerner hat sich dabei eine enge Freundschaft entwickelt.

Wilhelms Leidenschaft für die Kunst speiste sich ebenfalls aus den Ideen der Romantik. Er betätigte sich als Kunsthistoriker und begann 1846 einen *Wegweiser durch sämtliche Malerschulen und Gemälde-Sammlungen* erscheinen zu lassen, ein groß angelegtes Unternehmen, von dem nur der erste Band über „Die Italiener“ erschienen ist. Als Sammler interessierte er sich für alles auf württembergischem Boden Gefundene seit der Zeit der Kelten, um den Erhalt des Bestehenden war er als Denkmalschützer bemüht. Die Gründung des Altertumsvereins gehört in diesen Kontext, ebenso wie Schloss Lichtenstein, das man als romantisches Gesamtkunstwerk interpretieren kann: Es war zunächst inspiriert von Wilhelm Hauffs Roman *Lichtenstein* (1826) und stellt wohl das früheste Beispiel einer Verwandlung von Literatur in Architektur. Das Schloss ist auch als eine dem Geist des Mittelalters errichtete Ritterburg ein romantisches Projekt, das innen wie außen nicht nur verschiedenen alten Vorbildern verpflichtet ist, sondern auch in der Ausstattung zahlreiche alte Kunstwerke aus Wilhelms Sammlung integriert, denen zeitgenössische im mittelalterlichen Stil zur Seite gestellt werden. Dem entspricht ein romantisch-„ritterliches“ geselliges Leben, das Wilhelm und seine Freunde auf dem Schloss führten. Darüber hinaus hat sich der vielseitige Adlige ebenso als Botaniker und Meteorologe hervorgetan – Wilhelm ist auch Mitbegründer des Vereins für vaterländische Naturkunde. Kommt uns Wilhelms Tätigkeit auf diesen Feldern heute durchaus noch vertraut vor, so ist er uns als konservativer (Tages-)Politiker wie als Militärtheoretiker und Waffenkonstrukteur, der in diesem Band auch gewürdigt wird, fremd geworden.

Der Band, aufgeteilt in einen Aufsatz- und in einen Katalogteil, die sich gegenseitig ergänzen, ist – wie alle Bände dieser Reihe – schön gestaltet und exzellent bebildert. Die acht Aufsätze – zur Biographie (von Wolfgang Mährle),

zur Geschichte des Hauses Urach (von Eberhard Merk), zu Wilhelms beiden Frauen (von Johannes Moosdiel-Hitzler bzw. Thomas Blanchy), zu Wilhelms Engagement nach der Revolution von 1848/49 (von Wolfgang Mährle), zu seinen musischen Beschäftigungen (von Nicole Bickhoff) und zu Schloss Lichtenstein (von Rolf Bidlingmaier) sowie zu der Lichtenstein-Oper mit der Musik von Peter von Lindpaintner mit einem Libretto von Franz Dingelstedt, die Wilhelm gewidmet ist (von Peter Schiffer) – sind instruktiv und interessant.

Stefan Knödler

Gudrun Litz; Susanne Schenk; Volker Leppin (Hrsg.): Vielstimmige Reformation in den Jahren 1530–1548 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation, Bd. 16), Stadtarchiv Ulm; Kommissionsverlag W. Kohlhammer, Ulm/Stuttgart 2018. 248 S., 20 Farb- und Schwarz-Weiß-Abb., 10,00 Euro.

Susanne Schenk weist in ihrem Beitrag über „Ulmer Vielstimmigkeit“ in den 1540er Jahren (S. 151–171) darauf hin, dass der Begriff „Vielstimmigkeit“ eine Neubewertung der Vielfalt miteinander konkurrierender religiöser Gruppen und theologischer Konzepte im Lichte der aktuellen Wertschätzung kultureller Diversität impliziert. Einige Beiträge des Bandes stellen in diesem Sinn den Umgang mit religiöser Vielfalt in der Reichsstadt Ulm vor, die sich hier über den Zeitraum von 1530 bis 1548 hinaus halten konnte. Schenk zeigt dies an den sozialkritischen Predigten des Predigers Konrad Schaffner, die Beifall bei der Bürgerschaft, aber Widerstand seitens Martin Frecht, des führenden Predigers, fanden. Wie Schaffner auf Anliegen der von Laien getragenen reformatorischen Anfänge Ulms zurückgriff, so auch der Prediger Georg Keller, der gegen Frecht die leibliche Gegenwart Christi in Brot und Wein ablehnte. Beide Prediger fanden im Rat einen gewissen Rückhalt, ebenso wie die Spiritualisten und – mehr noch – Spiritualistinnen um Kaspar Schwenckfeld. Einen gewissen Spielraum gab es auch für die Präsenz von Täufern oder deren Gedankengut. Alejandro Zorzin (S. 87–101) zeigt das an dem in Ulm erfolgten Zweitdruck von Sebastian Francks „Chronica“, in der Leistungen und Positionen des 1529 in Konstanz hingerichteten Ludwig Hätzer gewürdigt wurden. Die Lebensbedingungen einer weiterhin vorhandenen altgläubigen Minderheit in Ulm hat Gudrun Litz (S. 131–148) aus den Quellen neu erforscht. Auch gegenüber dieser Minderheit hat der Rat den Verfolgungseifer der evangelischen Theologen gebremst.

Astrid von Schlechta (S. 71–85) zeigt am Beispiel der Täufer im württembergischen Raum, dass auch das Täuferum in vielfältigen gruppenspezifischen Ausprägungen auftrat. Ähnlich vielfältig waren die Stimmen, die das lutherische Postulat einer Realpräsenz Christi in den Abendmahls-elementen bestritten. Martin Keßler (S. 103–124) analysiert eine anonyme Flugschrift

(„Warhafftig vrsach/das der leib Christi nicht in der creatur des brots [...] sey“, 1529), in der mit einer Sammlung von 322 Zitaten, u. a. von Schwenckfeld, Zwingli, Oekolampad und Bucer, der Versuch gemacht wurde, die vielfältigen Stimmen der Vertreter einer spirituellen Gegenwart Christi im Abendmahl als eine einheitliche Position darzustellen. Als Autor vermutet Keßler den Straßburger Wolfgang Capito, der im Vorfeld des Marburger Religionsgesprächs (1529) eine gemeinsame oberdeutsche Linie gegenüber Luther aufzubauen versuchte. Dass mit der Wittenberger Abendmahlskonkordie von 1536 „die Oberdeutschen für das lutherische Lager gewonnen werden“ konnten, erklärt Sabine Holtz (S. 35–51) aus dem politischen Schutzbedürfnis der oberdeutschen Reichsstände.

Stephen E. Buckwalter (S. 211–223) untersuchte die „zerstrittene Reformation“ in Augsburg, die an der Vielstimmigkeit zu scheitern drohte. Das Interesse des Rates an einer einheitlichen Institutionalisierung der Reformation führte bis 1539 zu einer „Konsolidierung“ der zwinglianischen Fraktion. Unter dem Einfluss Martin Bucers erfolgte jedoch zugleich eine Annäherung an Wittenberger Abendmahlpositionen. Von Bucers Reformationsmodell sieht Christoph Strohm (S. 173–193) die Reformationen in den südwestdeutschen Reichsstädten stark geprägt. Dieses habe über Ambrosius Blarer auch in Württemberg weitergewirkt. In der Zeit der verstärkten Konfessionalisierung nach 1548 geht allerdings der Einfluss der Bucer'schen Vermittlungstheologie wieder verloren. Eine analoge Entwicklung zeigt Rainer Hendrich (S. 53–69) auf, der über eine Rekonstruktion des Korrespondenznetzwerks der Ulmer Theologen feststellte, dass die zeitweise engen Kontakte zwischen den Ulmer und Schweizer Theologen nach 1548 wegfielen.

Amy Burnett (S. 195–107) zeigt, wie in Basel der Rat zwischen 1529 und 1548 seine Kontrolle über die Prediger zunehmend festigen konnte. In dieser „Domestizierung der Reformation“ wurde der Rigorismus von Johannes Oekolampad und Oswald Myconius in Sachen Kirchenzucht und deren Drängen auf Ausschaltung religiöser Minderheiten beschnitten.

Der aus einer Tagung erwachsene Band wird eröffnet von einer Einführung Berndt Hamms (S. 11–33), der fünf „Antriebskräfte der Reformation“ benennt, die allen divergierenden reformatorischen Stimmen gemeinsam seien. Volker Leppin (S. 225–229) fasst den Ertrag der Tagung in einem Resümee zusammen.

Ulrich Bubenheimer

Volker Grub: Reichsritter im Lautertal – Die Freiherren Speth von Schülzburg. Ein Streifzug durch die Familiengeschichte. Mit Beiträgen von Manfred Waßner. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Basel 2018. 159 S., zahlreiche Farb- und Schwarz-Weiß-Abb., 22,80 Euro.

Eine der imposantesten Burgruinen im Lautertal ist die Schülzburg, die sich am Ortsrand von Anhausen auf einem Talhang erhebt. Die beträchtliche Anlage gab auch einem bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlecht einen Namen: die Freiherren Speth von Schülzburg.

Der Stuttgarter Anwalt Dr. Volker Grub, dessen Urgroßvater Friedrich 1859 mit Berta Miller eine Angehörige der Familie Speth von Schülzburg heiratete, erforscht im vorliegenden Buch die Familiengeschichte des Adelsgeschlechts.

Das Buch untergliedert sich in zwei Teile. Der erste Themenblock trägt den Titel „Für Reich und Kaiser“. Darin findet sich eine Skizze der historischen Entwicklung der Reichsritterschaft bis ins 19. Jahrhundert. Es folgen zwei Beiträge von Manfred Waßner, Leiter des Kreisarchivs Esslingen, der in die Familiengeschichte der Linie Speth von Schülzburg einführt und sich anschließend dem Familienwappen widmet. Grub vollendet diesen ersten Teil mit drei kurzen Kapiteln zur Namensform, der Schülzburg selbst und dem Schloss Granheim.

Der Leser erfährt hierin, wie der mächtige württembergische Landhofmeister Albrecht Speth 1452 die Schülzburg erwarb, indem er die württembergischen Schulden beim Grafen von Kirchberg ablöste. Neben der Schülzburg gelangte die Familie so auch an den Weiler Anhausen, die Höfe Altmanshausen und zwei Güter in Mehrstetten. So wurde Albrecht schließlich zum Stammvater der Linie Speth von Schülzburg. Seine Nachkommen, zuvorderst Wolf Speth, führten seit 1476 die Schülzburg in ihrem Familiennamen. Die „Veste“ bestand jedoch bereits schon ein Jahrhundert vor dem Erwerb durch Albrecht. Die mittelalterliche Anlage wurde durch Ritter Walter von Stadion erbaut, gelangte 1362 zunächst an Herzog Rudolph von Österreich und 1374 an die Grafen von Württemberg. Der Aufstieg der Familie in die Reichsritterschaft zog auch einen Ausbau der Burg nach sich, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts einen renaissancezeitlichen Palas, das „Schloss“ sowie ein Torhaus, ein Reithaus und eine Wagenremise mit Fruchtstöcken erhielt. Das Stammschloss wurde bis 1848 von der Familie bewohnt, die zuvor bereits den Hauptsitz nach Granheim verlegt hatte. Bis zum verheerenden Brand im Jahre 1884 wohnt nur der freiherrliche Förster als Gutspächter im Schloss.

In dem zweiten, umfangreicheren Teil des Buches mit dem Titel „Verspieltes Erbe?“ begleitet Volker Grub die Familie anhand einzelner zentraler Persönlichkeiten auf ihrem Weg in die Moderne. Das einschneidende Ereignis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches

und ein Verlust politischer Bedeutung. Daneben skizziert Grub die zahlreichen Streitereien und Gerichtsverfahren innerhalb der Familie, die zu immensen Gerichtskosten führen und die wirtschaftliche Substanz gefährden. So resümiert der Autor die Geschehnisse im 19. Jahrhundert: „Die Mutter klagt gegen den Sohn, der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder. Eine Generation streitet mit der anderen – und innerhalb einer Generation kämpft jeder, wie es scheint, nur für sich. Die lange anhaltende Fehde ist Symptom und zugleich Folge des allmählichen Niedergangs der Familie [...].“ Auch ein im Jahre 1842 geschlossener Familienvertrag führt nicht zu einer Befriedung der Konflikte. Eine weitere Schwächung erfuhr der Adel in dieser Zeit durch die Ablösegesetze als Folge der Revolution 1848/49. Diese führten zu einer Abschaffung von Privilegien und verstärkten damit den weiteren wirtschaftlichen Abstieg der Familie.

Mithilfe zahlreicher archivalischer Quellen aus dem Landesarchiv Baden-Württemberg und den Stadtarchiven Ehingen und Blaubeuren skizziert Volker Grub den Aufstieg und Niedergang der Familie Speth zu Schülzburg. Einige bedeutende Dokumente, wie der Lehenbrief für Granheim von 1745 sowie die Familienverträge von 1842 und 1887 befinden sich als Abschrift im Anhang. Das Werk Grubs ist nicht nur eine interessante Familiengeschichte, sondern auch von großer Bedeutung für die Heimat- und Regionalgeschichte. Die genealogische Studie hat zudem einen beispielhaften Charakter für die Adelsgeschichte, lassen sich hierin doch viele Parallelen zu anderen schwäbischen Adelsgeschlechtern und deren Entwicklung finden. *Marco Birn*

Tübingen. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 41, 2 Teilde. Bearb. von Alois Schneider, Sören Frommer und Birgit Kullessa. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen 2018. 384 und 365 S., 194 und 129 Abb., je 3 Karten. 49,00 Euro.

Die Bände der Reihe „Archäologischer Stadtkataster in Baden-Württemberg“ werden vom Landesamt für Denkmalpflege zusammen mit der jeweiligen Stadtverwaltung herausgegeben. Sie umfassen jeweils die Darstellung aller archäologischen Fundstellen (Zeugnisse) der Städte und geben einen Überblick zum Forschungsstand zur Stadtentstehung und -entwicklung ebenso wie über die relevanten archäologisch-historischen Fragestellungen sowohl für die Stadtplanung als auch die archäologische Denkmalpflege. Im Kern ist die Reihe eher als Arbeits- und Planungsinstrument konzipiert denn als erschöpfende Stadtgeschichte.

Der erste archäologische Stadtkataster erschien 1995 zu Isny im württembergischen Allgäu (Landkreis Ravensburg) und kam noch mit 80 Seiten aus. Die Stadt Konstanz beanspruchte – nach einer Neukonzeption – im Jahr 2000 schon 229 Seiten in ebenfalls einem Band, auch die Stadt Reutlingen kam 2003

(Bd. 23) mit insgesamt 263 Seiten zurande. Der erste zweibändige Kataster erschien 2006 zu Heidelberg. Angesichts der nahezu kontinuierlichen Steigerung auf nunmehr insgesamt 750 rezensierende Seiten des Doppelbandes Tübingen mag der kurze Rückblick auf ein 1995 begonnenes Unternehmen, das sich die Vorlage eines Katasters aller etwa 300 Städte Baden-Württembergs mit mittelalterlichem Stadtrecht zum Ziel gesetzt hat, eine Ahnung davon verschaffen, was – bei aktuell 41 (47) vorgelegten Bänden – noch zu leisten ist (s. die Liste der ab 2000 vorgelegten Städte in Bd. 41/2, S. 364 und Karte Abb. 129).

Der Band Tübingen mit zwei Teilbänden folgt dem für die Reihe vorgegebenen Schema und hat als Untersuchungsgebiet im Wesentlichen das von den mittelalterlichen Stadtmauern umschlossene Areal. Sechs Karten bilden die Grundlage und Ergänzung zu den einzelnen Textkapiteln. Diese behandeln die Gliederung des Untersuchungsgebietes und Erläuterung der Karten, die umfangreiche (230 Seiten) Darstellung der historischen Grundlagen und archäologischen Fundstellen, die Darstellung der historischen Topographie in Form eines umfangreichen Kataloges (300 Seiten), schließlich die Darstellung der Quellen und Literatur. Die Karten umfassen die Festlegung der archäologisch relevanten Bereiche (Karte 1), der archäologischen Fundstellen (Karte 2), der Historischen Topographie (Karte 3), die Überlagerung des aktuellen Katasterplans mit der Urkarte von 1819 (Karte 4), die Bodeneingriffskarte (Kartierung von Kellern und Tiefgaragen) (Karte 5) sowie den so aufschlussreichen Baualtersplan der noch bestehenden Gebäude (Karte 6).

Der Aufbau des Bandes bedingt im Einzelnen schon einen gewissen Umfang und birgt die Gefahr von Redundanzen in sich. Allein im Einführungskapitel (Kapitel 1) wiederholen sich im Grunde einige Themen anhand der Kartenerläuterung bis zu dreimal. Der Beitrag zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit (Birgit Kulessa) umfasst das gesamte Stadtgebiet (Kapitel 2.2.1), die mittelalterliche Geschichte wird unter zwei Aspekten dargestellt (Alois Schneider), eingeschoben darin findet sich das umfangreiche Kapitel zu den früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsverhältnissen (Sören Frommer). Dahinter versteckt sich letztlich der Versuch, anhand einer Durchsicht und Zusammenstellung aller dafür relevanten archäologischen Quellen aus dem Stadtgebiet der lange diskutierten Frage nach der vor- und frühstädtischen Siedlungsentwicklung neue Aspekte und Modelle hinzuzufügen. Letztlich ist dieser Aufbau für wissensdurstige Leser sehr verdienstvoll, überfrachtet aber wohl doch ein Stück weit die Ziele des Archäologischen Stadtkatasters. Nüchtern zu konstatieren bleibt, dass die überwiegende Menge an Informationen letztlich einem allgemeinen Stadtkataster dienlich, aber im strengen Sinne in einem Archäologischen Stadtkataster eventuell doch ein Stück weit zu viel des Guten ist.

In Band 2 stellt Alois Schneider als Resultat langjähriger Tätigkeit in relevanten Archiven sein profundes Wissen zu „historisch wichtigen Einrichtun-

gen und Gebäuden im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Tübingen“ in Katalogform vor. Insgesamt 340 vor 1820 entstandene Objekte sind hier vertreten und belegen die große bauhistorische Bedeutung der im Zweiten Weltkrieg unzerstört gebliebenen Stadt. Die chronikalische, bisweilen listenartige Darstellung der Quellen birgt eine gewaltige Fülle wertvoller Informationen in sich, macht das Lesen aber auch mühsam.

Grundlegend fällt beim Lesen beider Bände eine unterschiedliche Herangehensweise der Autoren ins Auge: Birgit Kulessa erläutert im Wesentlichen die wertvollen Karten des Bandes und Alois Schneider stellt in minutiös-akribischer Weise gedruckte und ungedruckte historische Quellen zur Geschichte von Stadt und Gebäuden zusammen. Hervorzuheben ist das Mitwirken von Tilmann Marstaller, der mit seinen bauhistorischen Untersuchungen den Baualtersplan der Stadt (Karte 6) sehr bereichert hat. Steht hier das Erheben, Darstellen und kurze Werten der Quellen im Vordergrund, geht Sören Frommer auf etwa 20 Seiten bei der Darstellung der früh- und hochmittelalterlichen Entwicklung bis zum Stadtbrand von 1280 einen eher anderen Weg. Hier bleibt vieles angerissen, das Bemühen um ein neues Modell zur frühen Siedlungsgeschichte Tübingens steht im Fokus. Das von ihm anhand einiger interessanter Beobachtungen erschlossene Auffüllen des alten Flusslaufs der Ammer mitten durch die Unterstadt um mehr als vier Meter (und auf etwa 100 m Breite) im 12. Jahrhundert ist aus mehreren Gründen schwer vorstellbar. Allein das Heranschaffen der gewaltigen Auffüllmassen hätte ja anderswo umfangreiche Abgrabungen bedingt, zudem ist der Bachlauf doch auch weder vor noch nach der Stadt merklich eingetieft. Hier hätten detaillierte Höhenpläne und eine geographisch-bodenkundliche Arbeitsweise sicher weitergeführt.

Das von Frommer mehrfach betonte Übersehen wichtiger Gegebenheiten bei den bislang vorgenommenen archäologischen Untersuchungen mag stimmen, macht aber eben wegen der fehlenden Dokumentation auch seine Umdeutungen und Neuinterpretationen teils schwer nachvollziehbar. Hierzu zählen etwa die Abgrenzung eines frühmittelalterlichen (alamannischen) Dorfes im Bereich der heutigen Unterstadt, die Annahme einer vorstädtischen Befestigung und einer Urkirche (Herrenkirche) mit möglichem Herrenhof (Abb. 50) im Bereich der Jakobuskirche ebendort. Auch wenn er in vielem durchaus vorsichtig formuliert, scheint doch mancher Befund (und auch manche Fehlstelle) tendenziell in ein eventuell schon vorab bestehendes Modell eingepasst zu werden. Kommt man also auch bei einigen Formulierungen und mancher These Frommers durchaus ins Grübeln, ist seine Darstellung doch allemal bereichernd und findet sich auch in modifizierter Form jüngst nochmals wiedergegeben (*Sören Frommer: Alte Quellen neu gefasst – die Entstehung der Stadt Tübingen aus archäologischer Perspektive, in: Tübingen: aus der Geschichte von Stadt und Universität, Ostfildern 2018, S. 31–80*).

Summa summarum: Ein im wahrsten Sinne des Wortes gewichtiges Werk, dessen Aufbau, Inhalt und Umfang dem Leser einiges abverlangt, als

Kompendium mittelalterlich-neuzeitlicher Siedlungsentwicklung und Baugeschichte Tübingens jedoch allemal grundlegend bleiben wird.

Christoph Morrissey

Helmut Eck: Die Tübinger Straßennamen. Vielfach umbenannt. Ein stadatgeographischer Beitrag zur Geschichte und Bedeutung der Tübinger Straßennamen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, Bd. 7). Tübingen 2017. 304 S., ca. 120, teilweise farbige Abb. und 9 Kartenausschnitte, 19,80 Euro.

Veröffentlichungen über die Geschichte und Bedeutung von Straßennamen liegen mittlerweile für zahlreiche Städte und Gemeinden vor. Ein Blick ins Internet bestätigt dies. Zum Teil sind die einschlägigen Publikationen auch ins Netz gestellt oder entsprechende Datenbanken online abrufbar. Die Übersichten sind allerdings recht unterschiedlicher Natur. Das Spektrum reicht von alphabetischen Verzeichnissen mit kurzen Erklärungen, bisweilen auch als „Beigabe“ in Adressbüchern, bis zu eingehenden wissenschaftlichen Abhandlungen, teils mit Beschränkung auf die historischen Straßennamen, teils mit dem Anspruch auf Vollständigkeit. Auch die Reutlinger Adressbücher enthalten seit 1928, in erweiterter Form ab 1961 kurze Angaben zu den erläuterten Straßennamen. Außerdem ist in den Reutlinger Geschichtsblättern 2011 ein umfangreicher Aufsatz von Gerald Kronberger zur Historie der Reutlinger Straßennamen erschienen, der allerdings anhand ausgewählter Beispiele eher die großen Linien in der Entwicklung der Straßennamengebung nachzeichnet. Gelegentlich gibt es auch, in Reutlingen z. B. seit dem Stadtjubiläum 1990, Erläuterungstafeln direkt vor Ort unter den Straßenschildern, vorwiegend im (historischen) Innenstadtbereich.

Mit der hier vorzustellenden Publikation des Tübinger Stadtarchivs ist dem Autor Dr. Helmut Eck, Akademischer Oberrat i. R. am Geographischen Institut der Universität, im wahrsten Sinne des Wortes ein „großer Wurf“ gelungen, der die verschiedenen methodischen Ansätze vereint. Von den akribischen Recherchen und der intensiven Beschäftigung mit der Thematik legt allein schon das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis ein beredetes Zeugnis ab.

Das 235 Seiten starke „Kernstück“ des Buches bilden die Erläuterungen zur Herkunft, Bedeutung und historischen Einordnung sämtlicher Tübinger Straßennamen einschließlich der 1934 eingemeindeten Ortsteile Lustnau und Derendingen, jedoch ohne die im Zuge der Verwaltungsreform Anfang der 1970er Jahre zu Tübingen gekommenen acht Teilgemeinden Bebenhausen, Bühl, Hagelloch, Hirschau, Kilchberg, Pfrondorf, Unterjesingen und Weilheim. Ein Register ermöglicht den gezielten Zugriff.

Nach einem geographischen und bis zu einem gewissen Grad chronologischen Gliederungsprinzip erfolgt die Vorstellung der Straßennamen in zehn

Kapiteln. Den Anfang machen die Straßen in der Altstadt sowie in der sog. Wilhelmsvorstadt, der ersten Erweiterung des Stadtgebiets und der Universität, sodann die Höhenviertel der Nordstadt, die Weststadt u. a. mit den alten Gewerbe- und Industrieansiedlungen, der Schlossberg und der Österberg, die Südstadt mit der Bahnhofsregion, dem Französischen Viertel und dem Lorettoareal und schließlich die Straßen in Lustnau und Derendingen. Das letzte, besonders interessante Kapitel beschäftigt sich mit der durchaus stattlichen Anzahl von 210 verschwundenen, umbenannten und zum Teil beseitigten Straßennamen.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, auf Einzelfälle einzugehen. Generell ist aber festzuhalten, dass die Texte zu den jeweiligen Straßennamen, denen bisweilen fast der Charakter kleiner Lexikonartikel zukommt, nicht nur den jeweiligen Namen erklären, sondern darüber hinaus auch ein Stück Stadtgeschichte vermitteln. Dabei wird deutlich, dass die Straßenbenennungen häufig dem Zeitgeist folgen und, wie der Autor betont, „in ihrer zeitlichen Schichtung“ durchaus auch „bestimmte geschichtliche und gesellschaftliche Vorgänge widerspiegeln können“. Mit solchen grundsätzlichen Ausführungen weist die Veröffentlichung weit über das Tübinger Beispiel hinaus. Dies trifft insbesondere für den einleitenden Teil zu, der u. a. die historische Entwicklung der Straßenkennzeichnung von den Anfängen bis zur Gegenwart behandelt.

Zur frühen Orientierung dienten zunächst Hausnamen oder Hausbeschreibungen nach Anliegern. Danach erfolgte in Tübingen wie im gesamten Herzogtum Württemberg im Zusammenhang mit der Anlage von Gebäudebrandkatastern ab 1772 die erste Hausnummerierung, die später in die auf genauen Daten beruhenden Stadtpläne Eingang fand. Die bis heute übliche straßenweise Nummerierung wurde dann in Tübingen 1876 eingeführt, in Reutlingen 1888.

Belief sich die Zahl der Straßen- und Platznamen in Tübingen 1819 noch auf überschaubare 37, so betrug sie Anfang des 20. Jahrhunderts bereits 123, stieg durch das Hinzukommen von Lustnau und Derendingen 1934 auf 301 und nach der großen Eingemeindungswelle 1971/74 von 567 im Jahr 1969 auf 757 im Jahr 1977. Heute gibt es in Tübingen ca. 870 Straßen. Rund 560 davon sowie die bereits erwähnten 210 „verschwundenen“ Namen werden im Buch beschrieben. Dabei wird auch der eine oder andere Fehler korrigiert. So hieß es beispielsweise im Tübinger Adressbuch lange Zeit, dass die Alberstraße nach dem Reutlinger Reformator Matthäus Alber benannt sei, es handelt sich jedoch um einen 1356 erstmals im Bebenhäuser Lagerbuch erwähnten Flurnamen.

Die Tübinger Veröffentlichung bestätigt die Erkenntnisse der jüngeren Forschung, wonach die älteren „gewachsenen“ Straßen- und Platznamen überwiegend eine Orientierungsfunktion besaßen, während den neueren Namen zunehmend eine „Gedächtnisfunktion“ zukommt, indem sie die Erinnerung

an besondere Ereignisse und Personen wachhalten sollen. Dies hat dann, wie der Autor an Tübinger Beispielen aufzeigt, zur Konsequenz, dass es immer wieder Phasen oder Einzelfälle gibt, die zur Beseitigung oder Umbenennung führen. So wurden in Tübingen wie auch in Reutlingen und in vielen anderen Städten in der NS-Zeit eine Reihe von Straßen nach Schlachtfeldern und Militärs des Ersten Weltkriegs und allein fast 50 nach Nazi-Größen benannt, allen voran der „Führer“ Adolf Hitler und Hermann Göring. Nach Kriegsende hat man diese Straßennamen umgehend beseitigt und vielfach durch die alten vor 1933 ersetzt.

Die Diskussion um die Benennung von Straßen hält mancherorts bis in unsere Tage an. So wurde zum Beispiel in Tübingen aufgrund neuerer Forschungen und auf Druck der Öffentlichkeit 1992 die Umbenennung der Robert-Gaupp-Staffel, benannt nach dem Direktor der Tübinger Nervenklinik und Befürworter der Euthanasie, in Jakob-van-Hoddis-Staffel, einem Opfer dieser Maßnahmen, vorgenommen. Zwei Fotos vom Austausch der Straßenschilder sind auf der Vorderseite des Buches abgebildet, wobei der darauf Bezug nehmende Untertitel „Vielfach umbenannt“, gemessen am Gesamthalt der Publikation, etwas falsche Erwartungen weckt.

Durch die Erweiterung der Stadt und die Schaffung neuer Siedlungsflächen ist stets Bedarf an neuen Straßennamen, was entsprechende Kreativität bei Verwaltung und Gemeinderat erfordert. Das Spektrum ist groß: Neben Benennungen nach der früheren Nutzung der Neubaugebiete, nach Flurnamen, nach Persönlichkeiten mit Tübinger Bezug, nach deutschen Malern, Dichtern und Komponisten oder wie 1985 nach Vertreterinnen der demokratischen Frauenbewegung, um nur einige Beispiele anzuführen, sind auch „umbenennungsungefährdete“ Strauch-, Baum- oder Vogelnamen beliebt.

Damit schließt sich der Kreis in einer fundierten, anschaulich bebilderten und mit einem verständlichen Text auf ein breites Publikum ausgerichteten Publikation. Man wird sie nicht in einem Zug von Anfang bis Ende lesen. Aber sie ist mehr als ein reines Nachschlagewerk, sondern, wie es in der Kurzinformation auf der Rückseite des Bandes zu Recht heißt, eine „Fundgrube“ für stadthistorisch Interessierte und alle, „die der Geschichte und Bedeutung der Tübinger Straßennamen nachgehen wollen.“ Diese werden das Buch immer wieder mit Freude und Gewinn zur Hand nehmen.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 53/54 (2017/2018). Hrsg. vom Hohenzollerischen Geschichtsverein e. V. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2018. 400 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbbabb. 39,00 Euro.

Der 2018 erschienene Doppelband der traditionsreichen „ZHG“ bietet einen Querschnitt der Geschichte und Landeskunde in den vormals zollerischen

Ländern vom Mittelalter bis in die Zeitgeschichte hinein: Sybille Glatz ediert und kommentiert das Lagerbuch (Urbar) der zollerischen Herrschaft Krauchenwies aus dem 15. Jahrhundert, Hansmartin Schwarzmaier geht den historischen Wandgemälden im Gartensaal des Sigmaringer Prinzenbaus – heute Staatsarchiv – nach und zeichnet ein Lebensbild des Künstlers Karl Ballenberger (1801–1860). Einen Einblick in die Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts „zwischen Revolution und Reichsgründung“ im Oberamt Haigerloch bietet Wolfgang Ludwig Hermann. Johannes Werner befasst sich mit den Anfängen des Wildenstein im Donautal als „Jugendburg“ zur Zeit der Jugendbewegung katholischer Prägung und Carmen Ziwes zeichnet ein Lebensbild des Gögginger Ehrenbürgers und Pfarrers Gustav Kempf (1890–1972).

Auf zwei Beiträge soll näher eingegangen werden. Zu Beginn liefert der auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt Tübinger Archäologe Christoph Morrissey eine Ergänzung zu dem Überblickswerk von Günter Schmitt, „Burgen. Schlösser und Ruinen im Zollernalbkreis“ mit nicht weniger als 16 sogenannten Burgstellen (S. 1–36), die bis dato kaum oder gar nicht bekannt waren. Diese (Neu-)Beschreibungen wurden wesentlich dank ehrenamtlich für die Denkmalpflege tätiger Forscher ermöglicht. Oft genug durch keinerlei oder nur sehr spärliche Überlieferung in den Schriftquellen nachgewiesen, belegen nicht nur Oberflächenfunde, sondern mehr noch Wallreste und Gräben den Befestigungscharakter dieser einstigen Burgen. Die Burg als herausragendes Instrument von Herrschaft, Wirtschaft und Verwaltung im hohen und späten Mittelalter ist seit Langem im Bewusstsein, doch nach wie vor fehlt eine Bestandsaufnahme über Zahl und Charakter der Befestigungswerke gerade in unserem Raum. Morrissey beschreibt nun die einzelnen Anlagen nach einheitlichem Raster (Lage, Forschungsstand, Befunde), reichert dies durch Lagepläne und zahlreiche (Farb-)Fotos an. In einigen Fällen kommt der Verf. zum Schluss, dass es sich um verhältnismäßig frühe Burgen des 11. oder 12. Jhs. handeln dürfte. Bei der Anlage „Katzenbuckel“ (Albstadt-Ebingen) konnten gar Siedlungsspuren bis in vorgeschichtliche Zeit belegt werden. Die meist recht kleinen Anlagen trugen überwiegend eine heute abgegangene Holzbebauung, exemplarisch können die beiden Anlagen bei Rosenfeld, „Schlössle“ und „Dachsrain“, genannt werden. Über die Erbauer kann mangels Schriftquellen zumeist nur gemutmaßt werden. Doch verfügt der Zollernalbkreis mit dieser Dokumentation zusammen mit dem 2007 erschienenen Burgenführer und der für diesen Teil der Schwäbischen Alb publizierten archäologischen Sammlung Christoph Bizers über eine beneidenswert gute Forschungsgrundlage für die weitere Beschäftigung mit dem Phänomen Burg. Erfreulich wäre es, wenn diese dichte Dokumentation auch für den Bereich der mittleren Alb ermöglicht würde. Der Reutlinger Geschichtsverein hat vor wenigen Jahren mit der historischen Topographie der Achalm einen Anfang gemacht (vgl. *RGB NF 53* (2014), S. 9–41).

Den zeitlichen Abschluss des Bandes bildet die umfangreiche Studie von Michael Walther „Schieferölprojekt und Unternehmen ‚Wüste‘ – Polykratisches Kompetenzchaos oder flexible Netzwerke“ (S. 295–373). Geschichte und Bedeutung des Unternehmens „Wüste“ am Ende des Zweiten Weltkriegs sind schon lange bekannt, ebenso die Bezüge nach Reutlingen, wohin einige der zu Tode geschundenen KZ-Häftlinge zur Einäscherung verbracht wurden. Walther nun geht es, wie der Titel andeutet, darum, anhand dieses militärisch-zivilen Komplexes die Frage zu diskutieren, ob die Ölschiefergewinnung als Beispiel polykratischer Herrschaftsstrukturen des Nationalsozialismus dienen kann, die sich durch ein Wirrwar an konkurrierenden Interessen und Zuständigkeiten quasi selbst ad absurdum führten, oder ob es sich nicht vielmehr um ein am Ende doch effektives, weil flexibles und dezentrales Unternehmen handelte. Das Verdienst der Studie besteht denn auch zunächst darin, die verzweigten Organisationsstrukturen in einer bislang nicht bekannten Weise von der zentralen Leitungsebene in Berlin bis hin zu den einzelnen Werken in der Region nachzuzeichnen. Walther erkennt zunächst eine frühe, 1942 einsetzende Phase der Ölschiefergewinnung, die noch allgemein in die Autarkiebestrebungen des „Dritten Reichs“ eingeordnet werden kann. Unter dem Eindruck des Vordringens der Roten Armee und dem Verlust der Ölfelder in Rumänien kam es dann 1944 zu einer Radikalisierung, die auf den bekannt rücksichtslosen, oft genug mörderischen Einsatz von KZ-Zwangsarbeitern setzte.

Das Scharnier zwischen beiden Theoremen, polykratisches Chaos versus flexibles Management, bildet ein „akteurszentrierter Ansatz“, der Vita und Vernetzung der Protagonisten der Ölschiefergewinnung in den Mittelpunkt rückt. Personen wie die Chemiker Carl Krauch (IG Farben) und Walther Schieber (Rüstungsministerium) zählen ebenso wie der „Zellwollpapst“ und Wirtschaftsfachmann Hans Kehrl oder der „Ölschieferbeauftragte“ im Luftfahrtministerium, Hans-Joachim von Kruedener, zu einem „Machtgeflecht“ (S. 299), das letzten Endes eine Operationalität gewährleistete. Nach Walther war das gesamte Unternehmen am ehesten „ein Projekt des Rüstungsministeriums“ (S. 362). Ad-hoc-Institutionen wie der sog. Geilenbergstab erwecken zwar den Anschein einer „Desintegration des Verwaltungsstaats“ (ebd.), allerdings bescheinigt der Verf. am Ende dem Unternehmen „Wüste“ doch ein verhältnismäßig erfolgreiches Funktionieren – wenn man hier überhaupt von Erfolgen sprechen mag. Bekanntermaßen waren gegen Kriegsende die Abbau- und Verschmelzungsarbeiten in den „Wüste“-Werken nur durch den unmenschlichen Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, zumal solchen aus dem KZ Natzweiler-Struthof, möglich. Die Verfügung über die Sklavenarbeiter der Konzentrationslager lag bei der SS, die weitgehend unabhängig vom beschriebenen „Machtgeflecht“ agierte. Walther betont am Ende zu Recht: „Einer der wesentlichen Gründe für das Funktionieren des Unternehmens ‚Wüste‘ war die brutale und menschenverachtende Ausbeutung der Arbeitskraft der Zwangsarbeiter.“ (S. 366).

Der Aufbau der Arbeit, die manchmal Persönlichkeiten, dann wieder Institutionen behandelt, erschwert zuweilen etwas den Lesefluss, da immer wieder Sprünge entstehen und Zusammenhänge mitunter verloren gehen. Dankbar ist man deshalb für Organisationsdiagramme am Ende des Aufsatzes, die das zuvor Gelesene veranschaulichen. Insgesamt ist eine sehr gründliche Arbeit entstanden, die an einem regionalen Beispiel exemplarische Einblicke in das Funktionieren des NS-Staats am Ende des Krieges gibt. *Roland Deigendesch*

Helmut Lorenz; Andreas Zekorn (Hrsg.): Schätze am Wegesrand. Kleindenkmale im Zollernalbkreis (Zollernalbprofile, Reihe B, Bd. 4). Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019. 376 S., zahlreiche Farbabb., 20,00 Euro.

Im Jahr 2001 wurde in Baden-Württemberg das Großprojekt „Dokumentation der Kleindenkmale“ ins Leben gerufen mit dem Ziel, die Kleindenkmale ins öffentliche Bewusstsein zu rücken und dazu beizutragen, dass sie verstärkt beachtet und gesichert werden. Der Impuls kam vom Schwäbischen Heimatbund, und bald beteiligten sich auch der Schwäbische Albverein, der Schwarzwaldverein und die Gesellschaft zur Erforschung und Erhaltung der Kleindenkmale (GEEK), die gemeinsam eine hauptamtlich besetzte Stelle für die Koordination des umfangreichen Vorhabens finanzierten. Heute gehört die Stelle organisatorisch zum Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen und wird inzwischen auch von dort getragen. Zunächst auf vier Jahre angelegt, ist das Projekt zu einem festen Bestandteil der Arbeit des Landesamtes für Denkmalpflege geworden.

Die landesweite Aktion wird in den Landkreisen durchgeführt, wobei jeweils das Kreisarchiv die Aufgabe hat, die Durchführung zu begleiten, unterstützt jeweils von einem oder zwei ehrenamtlichen Koordinatoren. Das Projekt baut auf das Ehrenamt und deshalb werden in jedem Landkreis Mitglieder der genannten Vereine sowie weitere Interessierte mit Ortskenntnis zur Mitarbeit aufgerufen. Inzwischen haben mehr als 2700 Ehrenamtliche über 75.000 Kleindenkmale nach einheitlichen Richtlinien systematisch schriftlich und fotografisch erfasst und dokumentiert. Bisher haben 23 der 35 Landkreise sowie zwei Stadtkreise teilgenommen – 2010 bis 2014 auch der Zollernalbkreis.

Innerhalb von vier Jahren erfassten im Zollernalbkreis 116 Ehrenamtliche 3392 Kleindenkmale: 894 Kreuze, 776 historische Grenzsteine, 287 Brunnen, 113 Gefallenendenkmale, 108 Grabsteine, 90 Gedenksteine, 90 Bauinschriften und 87 Freiplastiken. Sie wurden anhand der vorgegebenen Erfassungsrichtlinien schriftlich und fotografisch dokumentiert. Nach der Auswertung und Vereinheitlichung der Unterlagen in Listen und Tabellen im Landesamt für Denkmalpflege füllten die nun bereinigten Erfassungsbögen 61 Leitzordner. Die Dokumentationen sind dort und beim Kreisarchiv gespeichert und auch im Internet einsehbar. Um die Ergebnisse jedoch weiteren Kreisen bekannt zu

machen, haben bisher alle teilnehmenden Landkreise zum Abschluss des Projekts ein Buch herausgegeben, das die schönsten, seltensten oder originellsten Kleindenkmale in Text und Bild vorstellt.

Der vorliegende Band wurde herausgegeben von Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn und dem Vermessungsingenieur im Ruhestand Helmut Lorenz als Projektkoordinator. Vorausgegangen waren in der Reihe B der Zollernalbprofile seit 2001 Führer zu den Kunst- und Kulturdenkmalen, den archäologischen Denkmalen sowie zu den Burgen, Schlössern und Ruinen im Zollernalbkreis.

Bei der Auswahl der Objekte für die Publikation wurden alle Kommunen samt ihren Ortsteilen berücksichtigt und 440 Beispiele ausgewählt. Die Kriterien werden in der Einleitung ausführlich dargelegt. Dann folgt ein Abschnitt über den Aufbau der Artikel zu den einzelnen Kleindenkmalen. Schließlich, nach einem Abriss über die historische Entwicklung des Zollernalbkreises, beginnt die Reise zu den Kleindenkmalen im Landkreis. Die Reihenfolge richtet sich nach dem Ortsalphabet.

Vorgeführt wird die ganze Vielfalt der Kleindenkmalwelt: Gedenksteine, Feldkreuze, Sühnekreuze, Freiplastiken, Wirtshausausleger, Marksteine, Denkmäler, Brunnen, Brücken, Bauinschriften und andere mehr. Neu in der Familie der Kleindenkmale sind beispielsweise Skulpturen auf dem Naturfriedhof „Ruheforst Zollernblick“. Auch zahlreiche Denkmale für Opfer des Nationalsozialismus wurden aufgenommen, so vor allem in Balingen-Engstlatt, Balingen-Erzingen und Bisingen sowie in Dormettingen und Schömberg-Schörzingen, die alle an die Toten des Unternehmens „Wüste“ erinnern.

Die Mehrzahl der Aufnahmen für den vorliegenden Band machte Hilmar Hahn. Manche seiner Bilder würde man sich allerdings in etwas größerem Format wünschen. Dagegen sind die Texte zu den Abbildungen meist sehr ausführlich und informativ und oft gibt es dazu auch noch weiterführende Literaturhinweise. Hilfreich ist auch die Angabe der Standorte der Kleindenkmale – innerorts anhand der Straßennamen, außerhalb anhand der Gauß-Krüger-Koordinaten. Auch sind für jedes Kleindenkmal die Maße angegeben. Die 23 „Kästen“ mit vertiefenden Informationen über einzelne Themen vor allem der Regional-, Landes-, Personen-, Kirchen- und Kulturgeschichte werden Geschichtsinteressierte mit Gewinn lesen.

Ein 50-seitiger Anhang mit einem Verzeichnis der Ehrenamtlichen, einem Literaturverzeichnis, einem Verzeichnis der Kunstschaffenden, einem Verzeichnis der „Kastentexte“ sowie einem hervorragenden sachthematischen Kleindenkmalverzeichnis schließt den Band ab. Das Buch macht neugierig, informiert, regt zum Blättern und Schmökern an und vielleicht auch dazu, beim Wandern oder Radfahren nach Kleindenkmalen Ausschau zu halten und sie im Auge zu behalten. Das käme den „Schätzen am Wegesrand“ auf jeden Fall zugute.

Irmtraud Betz-Wischnath

Abkürzungen

Allgemeine Abkürzungen

HMR	Heimatmuseum Reutlingen
HStA	Hauptstaatsarchiv
KreisA	Kreisarchiv
LKA	Landeskirchliches Archiv
ND	Nachdruck
NF	Neue Folge
Rt.	Reutlingen
StA	Staatsarchiv
StadtA	Stadtarchiv
UB	Universitätsbibliothek
WLB	Württembergische Landesbibliothek
WLM	Landesmuseum Württemberg

Abgekürzte Literatur und Zeitschriften

BWKG	Blätter für Württembergische Kirchengeschichte
KB Rt.	Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), 2 Bde., Sigmaringen 1997
OAB	Oberamtsbeschreibung
RGB	Reutlinger Geschichtsblätter
RJKG	Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte
RUB	Reutlinger Urkundenbuch, Teil 1 bearb. von Bernhard Kreutz, Reutlingen 2019
VKGL	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
WUB	Württembergisches Urkundenbuch, hrsg. von dem Königl. Staatsarchiv in Stuttgart, 11 Bde., Stuttgart 1849–1913, ND Aalen 1972–1978
ZGO	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZHG	Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte
ZWLG	Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte

Autoren und Rezensenten

Dr. Wolfgang Alber, Kulturwissenschaftler; Eschenweg 6/1, 72770 Reutlingen
Irmtraud Betz-Wischnath, Kreisarchivarin i. R.; Lindachstraße 11, 72793 Pfullingen

Dr. Marco Birn, Leiter des Kreisarchivs Reutlingen; Bismarckstraße 16, 72764 Reutlingen

Dr. Gerd Brinkhus, Bibliotheksdirektor i. R.; In den Teilern 12, 55129 Mainz

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Prof. Dr. Ulrich Bubenheimer, Kirchenhistoriker; Berggasse 104, 72762 Reutlingen

Dr. Roland Deigendesch, Stadtarchivdirektor; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor i. R.; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Dr. Gerhard Hölzle, Historiker und Germanist; Mariahilfplatz 11, 81541 München

Dr. Stefan Knödler, Akademischer Rat; Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen

Univ.-Prof. Dr.-Ing. Werner W. Köhl, ehem. Leiter des Instituts für Städtebau und Landesplanung der Universität Karlsruhe (TH), Bürgermeister a. D.; Mühlwingle 102, 72762 Reutlingen

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Johannes Krause, Mitarbeiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Dr. Peter Maier, Studiendirektor i. R.; Paulinenstr. 20, 72138 Kirchentellinsfurt

Dr. Christoph Morrissey; Büro Südwest, Corrensstraße 9, 72076 Tübingen

Dr. Bärbel Schwager, Kunsthistorikerin; 72760 Reutlingen

Prof. Dr. Nicole Schwindt, Musikwissenschaftlerin; Staatl. Hochschule für Musik Trossingen, Schultheiß-Koch-Platz 3, 78647 Trossingen

Daria Stelzer, Kunsthistorikerin; 72764 Reutlingen

Dr. Werner Ströbele, Leiter des Kulturamts und des Heimatmuseums Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Prof. Roland Wolf, Studiendirektor i. R.; Moselstraße 18, 72768 Reutlingen

Abbildungsnachweise

- S. 11: StadtA Rt., S 90 Nr. 61.
 S. 13: StadtA Rt., S 201 Nr. 127.
 S. 17: UB Tübingen, Ke XVIII 4 a. 2° Nr. 18.
 S. 19: <http://www.hist-einband.de>.
 S. 22: Stadtbibl. Rt., Inc. 123.
 S. 33: StadtA Augsburg, Autographen 13.
 S. 36: Bayerische Staatsbibl. (BSB) München, 4 Exeg. 8 a Beibd. 2.
 S. 52: BSB München, Res/4 H.ref. 800,27.
 S. 65: BSB München, Rar. 291.
 S. 67: BSB München, 4 Mus. pr. 89.
 S. 72–75: BSB München, Rar. 27.
 S. 78–79: Staatsbibl. zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Mus. ant. pract. O 65.
 S. 81: UB Tübingen, Gi 134.
 S. 90: Privatbesitz.
 S. 93: BSB München, Asc. 5450 g.
 S. 94: Privatbesitz.
 S. 95: HMR, Inv.-Nr. 2002/0402.
 S. 96: HMR, Inv.-Nr. 486.
 S. 98: UB Tübingen, Fb 35.4–1827.
 S. 100 links: HMR, Inv.-Nr. 2011/83.
 S. 100 rechts: Zentrum für Populäre Kultur und Musik, Deutsches Volksliedarchiv Freiburg, V 1/1148–10.
 S. 102 links: UB Tübingen, Dk XI 233.
 S. 102 rechts: UB Tübingen, Dk XI 236.
 S. 103 links: Privatbesitz.
 S. 103 rechts: StadtA Rt., S 2 Nr. 164.
 S. 112: Privatbesitz.
 S. 114: HMR, Inv.-Nr. 477 d.
 S. 119: Andreas Heusel, Kirchentellinsfurt.
 S. 120: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, N 3 Nr. 1 Bl. 18 v.
 S. 123: StadtA Rt., S 1 Nr. 3, [fol. 8 v].
 S. 129: Kunstmuseum Rt., o. Inv.-Nr.
 S. 130: Kunstmuseum Albstadt, Inv.-Nr. SWG 1976–110.
 S. 133: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 05206. Foto: R. Gottschlich.
 S. 134: Kunstmuseum Albstadt., Inv.-Nr. SWG 1976–458.
 S. 137: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 1752.
 S. 139: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 11173. Foto: F. Kleinbach.
 S. 140: Kunstmuseum Albstadt, Inv.-Nr. SWG 1976–413.
 S. 141 links: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 10889. Foto: R. Gottschlich.
 S. 141 rechts: Kunstmuseum Rt., o. Inv.-Nr.
 S. 142: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 10888. Foto: F. Kleinbach.
 S. 143: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 10883. Foto: R. Gottschlich.
 S. 144: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 11179. Foto: F. Kleinbach.
 S. 145: StadtA Rt., N 32 Nr. 11.
 S. 146: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 01073. Foto: F. Kleinbach.
 S. 147: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 00453. Foto: R. Gottschlich.
 S. 149: Kunstmuseum Albstadt, Inv.-Nr. SWG 1976–534.
 S. 150: Kunstmuseum Rt., Inv.-Nr. 1017. Foto: F. Kleinbach.
 S. 152: HMR, Inv.-Nr. 1998/238.
 S. 153: Privatbesitz.
 S. 156: StadtA Rt. S 105/4 FB 3 Nr. 11693 Foto: Näher.
 S. 157: StadtA Rt., K 12 vorl. Nr. 70.
 S. 167 oben: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz (StadtA Rt., S 103 Nr. 445).
 S. 167 unten: LKA Stuttgart, Dekanat Rt., Nr. 1030. Foto: Akermann.
 S. 169: Stadt Rt., Bürgerbüro Bauen.
 S. 172: Gabriela Fletschinger, Reutlingen.
 S. 173: Evang. Kirchengemeinde Betzingen West. Foto: Näher.
 S. 177: StadtA Rt., DB 421, S. 128.
 S. 178: Foto Marburg. Foto K. F. Keller.
 S. 180: aus: BWKG 2013, S. 269.
 S. 185: LKA Stuttgart, Dekanat Rt., Nr. 1023.
 S. 186: Erwin Kriese, Stuttgart-Kaltental.
 S. 187: Gesamtkirchengemeinde Stuttgart.
 S. 190: Pfarrei St. Marien, Frankfurt-Bockenheim.
 S. 191: Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Karlsruhe.
 S. 198: LKA Stuttgart, Dekanat Rt., Nr. 1023.
 S. 200: StadtA Rt., S 100 Nr. 11298.
 S. 204: StadtA Rt., S 105/4 Nr. 1801/7.
 S. 205: StadtA Rt., DB 96.
 S. 208: StadtA Rt., S 105/5 P 1953/0389/1.
 S. 210: StadtA Rt., S 105/5 P 1956/3490/02.
 S. 214: StadtA Rt., S 100 Nr. 12846/1.
 S. 215: StadtA Rt., Akzess. 1992/20.
 S. 219: Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, B 90 BÜ 3044.
 S. 221: StadtA Rt., Hochbauamt Nr. 1045.
 S. 223: Reutlinger Nachrichten vom 14. 6. 1950.
 S. 225: StadtA Rt., Akzess. 2000/3.
 S. 226: Privat.
 S. 228: StadtA Rt., DB 1369k.
 S. 229: Archiv der TH Darmstadt, Darmstädter Studentenzeitung 18 (1970) Nr. 112, S. 7.
 S. 230: StadtA Rt., DB 96, S. 298.